This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

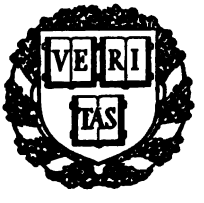
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

58555.20 (1)

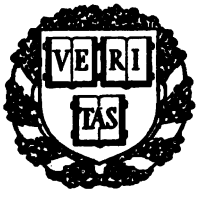
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY



FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

58555.20 (1)

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY



FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Nach der Natur.

Erster Theil.

1847.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

		Thlr.	Sgr.
Waldau, Max,	Aus der Junkerwelt. 2 Theile . . .	3	—
—	Blätter im Winde	1	—
—	Canzonen. Elegant gebunden mit Goldschnitt	—	20
—	Cordula. Graubündner Sage. Cartonnirt	1	7½
—	O diese Zeit! Canzone	—	15
—	Wiederdichtung v. Pierre Cardinal's Sirvente	—	7½
—	Uebersetzung von Silvio Pellico's Franceska von Rimini. Cartonnirt	—	15
—	Dasselbe gebunden mit Goldschnitt . . .	—	25
Daumer, G. F.,	Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte	1	15
—	Mahomed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte	1	15
Gottschall, R.,	Ferdinand von Schill. Tragödie in fünf Aufzügen	1	—
—	Gedichte	1	15
—	Wiener Immortellen. Sechs Gedichte. .	—	7½
—	Lambertine von Mericourt. Tragödie in 5 Acten.	1	—
—	die Marseillaise. Dramatisches Gedicht in einem Act	—	10
Hebbel, Fr.,	Der Diamant. Komödie in 5 Acten . .	1	—
—	Gedichte	1	—
—	Genoveva. Tragödie in 5 Acten . . .	1	—
—	Judith. Tragödie in 5 Acten	1	—
—	Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerspiel in 3 Acten.	1	—
—	mein Wort über das Drama	—	7½
Heine, H.,	Atta Troll. Ein Sommernachtstraum . .	1	—
—	Buch der Lieder. Achte Auflage. Octav .	1	15
—	Buch der Lieder. Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden mit Goldschnitt	2	—
—	Deutschland. Ein Wintermährchen . . .	1	—
—	neue Gedichte. Zweite Auflage	1	15
—	Reisebilder. 4 Theile	7	—
—	der Salon. 4 Theile	6	20
—	romantische Schule	2	—
—	Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo	1	7½
—	über den Adel	—	25
—	über Ludwig Börne	2	—
—	über den Denunzianten.	—	7½
—	französische Zustände.	2	—

Nach der Natur.

Lebende Bilder aus der Zeit

von

Max Waldau, Pseudon. für
Richard Georg Spiller von Hauenschild.

Erster Theil.

In Tyrol.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

1026
1-3

Viel Liebes wüßt' ich Ihnen zu ſagen und zu wünſchen, fänd' ich jetzt, da ich mit einer kleinen Gabe komme, die rechte Form dafür, und müßt' ich nicht fürchten ganz unter dem mächtigen Einfluſſe Ihrer neueſten Dichtungen zu ſchreiben, die im Augenblicke nur erſt wenigen Sonntagskindern bekannt ſind, bald aber allenthalben geſungen, geleſen und bejubelt ſein werden. — Nun ſoll aber mein altes neugewordenes Buch ſelbſt verſuchen ſich einen möglichſt guten Platz bei Ihnen zu erwerben, und Sie ſollen wiſſen daß meine warme Vorliebe für Ihre Schöpfungen wie meine innige Theilnahme an Ihnen ſelbſt nicht aus jüngſter Zeit ſtammen.

Zugedacht hatte ich Ihnen ſeit lang irgend Etwas, fraglich war nur ob ich Ihnen Nehmenswertes zu

Nach der Natur.

Erſter Theil.

1847.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

		Thlr.	Sgr.
Waldau, Max,	Aus der Junkerwelt. 2 Theile . . .	3	—
—	Blätter im Winde	1	—
—	Canzonen. Elegant gebunden mit Goldschnitt	—	20
—	Cordula. Graubündner Sage. Cartonnirt	1	7½
—	O diese Zeit! Canzone	—	15
—	Wiederdichtung v. Pierre Cardinal's Sirvente	—	7½
—	Uebersetzung von Silvio Pellico's Franceska von Rimini. Cartonnirt	—	15
—	Dasselbe gebunden mit Goldschnitt . . .	—	25
Daumer, G. F.,	Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte	1	15
—	Mahomed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte	1	15
Gottschall, R.,	Ferdinand von Schill. Tragödie in fünf Aufzügen	1	—
—	Gedichte	1	15
—	Wiener Immortellen. Sechs Gedichte. .	—	7½
—	Lambertine von Mericourt. Tragödie in 5 Acten.	1	—
—	die Marseillaise. Dramatisches Gedicht in einem Act	—	10
Hebbel, Fr.,	Der Diamant. Komödie in 5 Acten . .	1	—
—	Gedichte	1	—
—	Genoveva. Tragödie in 5 Acten . . .	1	—
—	Judith. Tragödie in 5 Acten	1	—
—	Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerspiel in 3 Acten.	1	—
—	mein Wort über das Drama	—	7½
Heine, H.,	Atta Troll. Ein Sommernachtstraum . .	1	—
—	Buch der Lieder. Achte Auflage. Octav .	1	15
—	Buch der Lieder. Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden mit Goldschnitt	2	—
—	Deutschland. Ein Wintermährchen . . .	1	—
—	neue Gedichte. Zweite Auflage	1	15
—	Reisebilder. 4 Theile	7	—
—	der Salon. 4 Theile	6	20
—	romantische Schule	2	—
—	Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo	1	7½
—	über den Adel	—	25
—	über Ludwig Börne	2	—
—	über den Denunzianten.	—	7½
—	französische Zustände.	2	—

Nach der Natur.

Lebende Bilder aus der Zeit

von

Max Waldau, Pseudon. für
Richard Georg Spiller von Hauenschild

Erster Theil.

In Tyrol.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

1026
1-3

50555,20 (1)

1874, June 6.
Subscription Fund.
(I & III Theil.)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

32.86
55.132
72.3

An

Heinrich Heine.

Viel Liebes wüßt' ich Ihnen zu ſagen und zu wünſchen, fänd' ich jetzt, da ich mit einer kleinen Gabe komme, die rechte Form dafür, und müßt' ich nicht fürchten ganz unter dem mächtigen Einfluſſe Ihrer neueſten Dichtungen zu ſchreiben, die im Augenblicke nur erſt wenigen Sonntagskindern bekannt ſind, bald aber allenthalben geſungen, geleſen und bejubelt ſein werden. — Nun ſoll aber mein altes neugewordenes Buch ſelbſt verſuchen ſich einen möglichſt guten Platz bei Ihnen zu erwerben, und Sie ſollen wiſſen daß meine warme Vorliebe für Ihre Schöpfungen wie meine innige Theilnahme an Ihnen ſelbſt nicht aus jüngſter Zeit ſtammen.

Zugedacht hatte ich Ihnen ſeit lang irgend Etwas, fraglich war nur ob ich Ihnen Nehmenswertes zu

bieten hatte, da weder Erinnerungen an ein Zusammensein, noch andere persönliche Beziehungen sich als „mildernde Umstände" geltend machen ließen. Noch jetzt würd' ich zögern, ermutigte mich nicht das günstige Geschick welches „Nach der Natur" glücklich über schlimme und schlimmste Klippen förderte.

Dazu kommt daß mancher Wink der Kritik mich bei der neuen Auflage den besseren Weg finden ließ; Neues, das aus dem alten Kerne aufschoß, verlangte Raum und verdrängte unwesentliche Lückenbüßer, Verlebtes wurde übereck gebracht, und auch die Gerechtigkeit gegen Andere und mein Buch forderte dort und da einen Censurstrich. Meine Arbeit ist in vieler Hinsicht ganz neu, und zeigt vor Allem hoffentlich ein minder zerrissenes Gesicht. Wieviel ihr trotz alle-

dem zur Vollkommenheit fehlt, fühle ich wol, aber es macht mir doch große Freude daß ich Ihnen jetzt wenigstens Vollkommeneres als früher senden kann. Die häßlichsten Grannen und die staubigste Spreu blieben doch wol im Siebe zurück.

So geb' ich Ihnen mein Werk. —

Der alte Herakles legte gewiß nicht so viel Wert auf das berühmte offizielle Duzend seiner Großthaten als auf die beiden Meisterschüsse mit denen er, um Prometheus zu befreien, die Geier des Zeus herab holte. Ein einziger Akt freier Neigung wiegt alle Pflichtthaten der Welt auf. — Auch ein neuer Kraftgott fände mehr als genug zu thun. Er hätte wenig Zeit zu rasten, wollt' er die Erde von dem Rudel länderzerfleischender Ungetüme und den Banden blut-

beſudelter, gaſtrechtsbrüchiger Raüber ſaübern. Es gäb' ein abſcheulich wüſtes Kehricht, eine ſchmutzigere Lauge hinterher als jene vielberüchtigte aus dem Stalle des Augias. Aber würde nicht auch ihm dies Schaffen von einem Schwächlinge, von der Lage des übrigen elend lungernden Menſchenhaufens befohlen ſein? Um eine ſchöne, durch keinen Pflichttrieb verunſtaltete That zu vollbringen, müßt' auch Er einen Prometheus ſuchen.

Ariſtophanes iſt Prometheus geworden. Ihr „Romancero" wird Kunde davon geben.

Wär' ich ein approbirter Herakles, die ſchlimmen Geier über deren Fänge und Schnäbel Sie klagen, ſollten bald totwund zu Ihren Füßen zucken.

Aber Wer iſt denn ein Herakles? obgleich ein

ſolcher heute ſeine Qualifikation durch Anderes nachweiſen müßte als durch ſtählerne Muskeln.

Meine beſten Pfeile vermögen nichts gegen die Beſtien des Zeus, — und höher verſteigt ſich Ihnen gegenüber mein wärmſter Wunſch nicht, als daß die Geſchoſſe meines Bogens ein Duzend jener großen, die Sonnenſtralen verſchattenden Sumpfvögel erlegen möchten unter denen ſich, wie ich glaube, die klugen Alten nicht blos Nebel ſondern langſchleppende, trübe Stunden gedacht haben.

Die Geier, von denen ich Sie ſo gern befreite, vermag ich leider nicht zu töten, macht mein Buch aber eine Lücke in den Schwarm der Stymphaliden, die ja niemals ausbleiben wo ſich erſt jene einfanden, bringt es Sie ſo freundlich als möglich über ein

paar Stunden hinaus, dann hat es zwar nicht das große Ziel getroffen, aber doch seine Sendung erfüllt und eine That freier Neigung vollbracht.

Ist es auch dafür zu schwach, so nehmen Sie den aufrichtig und herzlich gemeinten Wunsch für die That, schieben Sie das Buch bei Seite, aber gedenken Sie freundlich

des Verfassers.

Mitte September 1851.

Nach der Natur.

Erster Theil.

1847.

Da iſt noch ein Stück Erde deſſen Flaum von den Bilderjägern nicht ganz abgeſtreift worden; da ſind noch Wieſengründe und Bäume die nicht an jedem Blatte Staub zeigen den die Reiſekaleſche eines Touriſten aufwirbeln ließ. Das moderne Wünſchhütlein, der Dampf, wagt nicht über jene Bergkämme zu ſetzen, und ſogar das rote Buch wird hier mit ſeinem Schönheitskataloge karg. —

Hinter uns liegt München mit ſeinen alten und neuen Schätzen, ſeinem Niobiden und ſeinem Adonis, ſeinen Salonkirchen und ſeinem elenden Pflaſter. Der Wagen rollt an der ſendlinger Kirche vorbei, deren Fresko-Niſche an die berüchtigte Mordweihnacht, d. h. an die Verdienſte Oeſterreichs um Baiern, erinnert. Zur Linken ſchäumt die kalte Iſar über die Wehre. Der mächtige Park nimmt uns auf. Rudel von Dammwild mit geſprenkelten Jungen brechen neugierig aus den

Hecken und ſehn uns nach. — Ein duftüberwallter Spiegel liegt zu unſern Füßen: er iſt der ſtarenberger See.

Jetzt ſchwimmt der Kahn über die Wellen auf denen der Himmel mit ſeinem Wolkenſchmucke bald goldig grün, bald tiefindigofarben mit geſättigt roten Lichtern zittert. Poſſenhofen, Garazhauſen, Tutzing und eine Menge anderer Landſitze der vornehmen Welt von München tanzen durch das Röhricht ihre Abſchiedsreverenzen. Ein Schwarm aufgeſcheuchter Möven zieht kreiſchend über unſre Haübter .... Die Ruder ſpielen fort. Amphiteatraliſch ſteigen rings herum die Ufer empor, eine weite, prächtig dekorirte Bühne, auf der das alte, ewig neue Tendenzſtück, — Leben und Beſitz, — immer wieder gegeben wird. Der Zugſpitz hat indeß das Morgengewand, ſein mattes Lila, mit einem grünbraunen, hermelinumbrämten Ueberwurfe gewechſelt, er hat uns zu Ehren Salontoilette gemacht, ſeine ſchroffen Zacken ſtarren unumflort in die Luft. — Die Bretter die uns vom Waſſer trennen, knirſchen über den Kies, der Schnabel ſtößt auf, die ganze Länge des See's iſt durchmeſſen und der Wirt in Seeshaupt lupft ſeine platte Mütze.

Nun aber fort mit jeder Art von Fahrzeug, den Wanderſtab in die Hand, bergauf und bergab. Durch die Tannenforſten und Buchenhaine, deren Urahnen, moosbehangne Baumſtümpfe, geſtürzten Druidenaltaren

gleichen; weiter durch die geheimnißvoll düstern Schluchten, wo krystallenklar eine Quelle sickert und rinnt bis sie endlich einen See gefüllt. Weiter, immer weiter, über die herrlichen Wiesen mit den Safirkelchen ihrer Gentianen aus denen der Bergfink nippt; über die Almen, wo es von gelben und blaßroten Primelsternen wimmelt. Immer weiter, wieder in den Wald hinein der uns schon am Saume seine scharlachne Erika zum Strause bietet; vorbei an einsamen Schwaigen, vorbei an Schilf und Moor, bis ein Dorf mit spitzem Thurme und leise summender Abendglocke zur Rast ladet.

Verirren wir uns, und das geschieht leicht auf den endlos gekreuzten Pfaden, so weist uns jeder Holzschläger zurecht und geht wol gar plaudernd und singend eine Strecke nebenher.

Es ist ein eigentümlicher Menschenschlag, diese Gebirgler! Sie sind freundlich, herzlich und für den Fremden im Ganzen viel zugänglicher als das Volk sonst irgendwo, aber der Verkehr mit Landleuten dürfte dafür anderweitig überall lohnender sein. Sie selbst fragen nach Allem, — aber hat man den Alten Rede gestanden, erzählt und erklärt, hat man mit den Kindern gespielt und gescherzt, kurz glaubt man ihr Vertrauen durch eine Gegenfrage prüfen zu dürfen: so geben sie geringe, unzusammenhängende Antworten über ihre nächsten Verhältnisse; Sagen und Märchen, wie sie

ſonſt im Munde des Volkes haften, kennen ſie gar nicht. Hier haben die Fluten keine Nixen, die Berge keine Kobolde, und das erinnert daran, daß man ſich dem Süden nähert wo die Teufelei in der Natur einer andern Platz macht. Der Bauer im Odenwalde, im Schwarzwalde und in der Haart bietet ſeine wunderſamen Geſchichten, wenn er erſt überzeugt worden daß er keinen Spott zu fürchten hat, treuherzig und unbefangen als Gaſtgeſchenk. Dort geht Sage und Lied Hand in Hand, faſt kein Lied, deſſen Inhalt nicht eine Sage, und wieder keine Sage ohne Lied. Hier aber hat ſich nur eine eigne Art burlesker Lyrik ausgebildet. Die Weiſe, die ſo recht ſchnalzend von den Bergen wiedergellt, iſt oft luſtig genug, aber die Worte ſelbſt, mit wenigen Ausnahmen liebenswürdiger Naivetät, reizlos und ſchal.

Die Männer ſind ſchlank und kräftig. Der hohe Spitzhut mit der Spielhahnfeder, die knappe, reich mit Knöpfen gezierte Jacke, das kurze Beinkleid und der ſtets wohlgepflegte Bart unter der Naſe, alldas giebt ihnen etwas Maleriſches. Bei den Frauen wird das Ebenmaß durch zu ſichtbar hervortretende Muskulatur, wie überhaupt durch zu große Maſſenhaftigkeit geſtört. Ihre unſchöne Tracht, die ſchwere Pelzmütze, die jede Verheiratete trägt, der durch den Anzug unnatürlich kurz und breit gezwängte Oberleib, mögen nicht wenig dazu beitragen, das ſchöne Geſchlecht hier unſchöner erſcheinen

zu laſſen, als die freundlichen Geſichter mit den ſauber modellirten Naſen verheißen.

Die Vorliebe dieſer Menſchen für Blumen iſt charakteriſtiſch. Mich dünkt, dieſe Anhänglichkeit gäbe dem Volke wieder einen mehr nordiſchen Zug. Hier iſt ſie Bergen und Menſchen gemein. Jeder Burſch bringt ſeiner Dirne am Morgen einen Straus von Bergaurikeln die er oft mit Lebensgefahr aus den Felsritzen holt; man ſieht keinen Greis und kein Kind, deſſen Hut nicht mit Blumen geſchmückt wäre — und zugleich keinen Berg dem, ohne ſeine bunten Matten zu rechnen, nicht das erſte Licht einen Kranz bleicher, duftiger Roſen, und der Abend ein Feſton flammenprächtiger Sonnenblumen auf den eisgrauen Scheitel drückte.

Die Felſen erinnern dann an die alten byzantiniſchen Gemälde. Die ernſten, ſchroffen Steingeſichter ſind vom Goldgrunde umgeben und vom Nimbus überſtralt. Verklärt ſchauen ſie herab und hinauf, während tief unten in den Keſſeln der Klammen Nebel kochen und gähren, brodeln und aufflattern, — während die Wolkenbrut, die ganze wilde Jagd irdiſcher Gebrechen und Sorgen um ihren Fuß herum wirbelt und weint. O, die Berge ſind ſchön! —

Mit dem Kroquirbuche unter dem Arme, die kleine Taſche mit Weißzeug auf dem Rücken, war ich über Partenkirchen und Garmiſch hinausgezogen und hatte am Eibſee bei einer Fiſcherfamilie übernachtet, deren

anſpruchsloſe Einfachheit und faſt rätſelhafte Unkenntniß jedes Lebensgenuſſes mich in Erſtaunen ſetzte. Brot galt für eine Sonntagsleckerei, die Fiſche wurden ohne die geringſte Zuthat auf dem Roſte zubereitet, Kartoffeln ohne Salz dienten als Gemüſe, Kompot und Salat zugleich, — und doch herrſchte im Weſen dieſer Armen neidloſer Humor. Sie gaben was ſie hatten und nahmen eine Bezahlung nur als Geſchenk.

Der friſche Maimorgen fand mich auf der Straße. Mächtig wühlte ſich das junge Grün durch die Decke vermodernder Blätter; der letzte Schnee kam polternd und fluchend über ſein Ende als improviſirter Wildbach aus den Krinnen in's Thal. Dicht an dem ſchmalen Pfade brauſte er weiter, — aber ſo tief in dem finſtern Spalte, daß ihn nur ſein Toben, und gelegentlich ein weißer, blendender Blitz durch das ſaftgrüne Gitter verriet, das von einem fröhlichen Durcheinander von Buchenſproſſen und wilden Roſen gebildet wurde.

Die Felſen treten von beiden Seiten immer näher an einander und begrenzen einen ſchaurig ſchönen, langgedehnten Paß.

Es gehört wenig Fantaſie dazu, ſich dieſe Umgebung als Wohnſitz eines finſtern Geiſtes zu denken. Dort ragt ſein ſtruppiges Haubt mit der tauſendzackigen Eiskrone über die Tannen. Weh dem Wandrer, der ein böſes Gewiſſen hat! Noch iſt der Pfad frei,

noch ſpielt der Bach in der Tiefe mit Kalkſplittern, aber der Geiſterfürſt winkt, das Waſſer wächſt, ſchwillt und umleckt ſchaümend die ſchmale Platte, — die herausgewühlten Stämme, die zerſchmetterten Blöcke bezeugen daß es geſchehn iſt, — und der Wandrer ſieht ſich allein und eingeſchloſſen in den grauſen Zauberkreis. Der Dämon winkt wieder, — die Wolken, die harmlos im Blau geſchwebt ballen ſich zuſammen, der Sturm drängt ſie heulend in den Schlund hinein, gepreßt und zerriſſen verſprühen ſie ihre Wut in zackiger Lohe. Der Geiſt lenkt den Stral; er trifft jenen halbſchwebenden Vorſprung, und die Maſſe die kalt und rauh auf den Steg herabgedroht praſſelt nieder um das Opfer zu zermalmen . . . . Der Schlag eines Finken, ein einziges hörbares Athemholen der Natur genügt uns aus dem Traume zu ziehen, und im Augenblicke iſt auch die Viſion verweht! Der Himmel iſt blau wie vorher, die Felſen drohen heute wie ſeit Jahrhunderten, der Bach tritt nicht über ſeine Schranken, und der gigantiſche Steinpark leitet den Reiſenden ungefährdet an den Planſee.

Hier beengt lautloſe Stille die Bruſt.

Wem ſie draußen ſo wehgethan daß er die Menſchen zu haſſen wagt, der komme in dies La Trappe der Natur wo nur ein Fels dem andern zu Nacht im Lawinendonner ſein „Memento mori!“ zuruft und er

des Rätsels gelten: weßhalb Gegenden, die uns in der Wirklichkeit keinen Augenblick fesseln, gemalt häufig sehr anziehend werden können. Das durch die Kunst fixirte, veredelte Bild der Natur ist es nicht allein, sondern der Zwang der unsre Aufmerksamkeit koncentrirt und unsre Blicke nicht nebenher abschweifen läßt.

Unten in Reitti kommen uns freundlich natürliche Leute entgegen, die Häuser sind reinlich, Alles scheint ein Sonntagsgewand zu tragen. Wenigstens mir schien es so, mir der offnen Herzens und freudig zu ihnen trat. Auch gefiel mir's so wohl, daß ich meinen ursprünglichen Plan aufgab, den Reitsteg verließ und nun statt über Hohenschwangau und Füssen an das schöne Schwabenmeer zu ziehn, tiefer in's Tyrol drang.

Hier gab's wieder Burgen. Ich liebe diese Denkmäler vergangner Zeiten, ich liebe sie als — Ruinen. Hier gab's Burgen. Nicht wie in der Schweiz, versteckt und hingeduckt gleich kleinen Vögeln die fürchten daß der Lawinengeier mit seinen weißen Schwingen auf sie hinabstoße; nicht wie in den Vogesen gleich mexikanischen Götzenbilden hohlaügig aus den Felsnischen herabschielend: sondern frei und sonnig als Kronen auf die Scheitel der Höhen gedrückt.

Ich hatte vor Jahren die meisten dieser verwitterten Reste alter Thatkraft besucht, um so mehr überraschte mich die Veränderung die mit einem damals sehr verfallenen Werke vorgegangen.

Zwei Zungen, in mäßiger Entfernung vom Gebirgsstocke auslaufend, umschließen einen weiten, reizenden Grund und einen dritten, kürzeren, kegelförmig nach drei Seiten abfallenden Vorsprung. Die Trümmer zwischen den Bäumen die den letzten bekleideten waren verschwunden, statt ihrer streckten sich Thürme in die Luft, und von dem höchsten wehte eine Flagge. Sonderbare Idee, dacht' ich, sich hier zu isoliren! Und doch war dies verborgne Plätzchen so schön gewählt daß nicht gerade Lebensüberdruß oder spleenhafte Laune den Ort gefunden haben mußten.

Dicht an den Berg geschmiegt, von einem verfallenen „Lug in's Land" überwacht, lag in dem einzigen Passe, der zu dieser natürlichen Bestung führt, ein schmuckes Dorf dessen blanke Haüserreihen durch einen Bach der von den Bergen fällt getrennt werden. „Grüß Di' Gott!" klang mir's aus dem Wirtshause entgegen, und die Neugier, zu erfahren wer dort oben seine Klause aufgeschlagen trieb mich noch rascher der Einladung zu folgen als meine Ermüdung forderte. — Aber da frage Einer. Die Leute sahen mir, über meine grobe Unwissenheit offenbar sehr erstaunt, kopfschüttelnd in's Gesicht und sagten: „Ei, der Herr Graf!" Als gäbe es nicht Hunderttausende die eine neunzinkige Krone über ihr Wappen prägen. Der vorige Besitzer der Herrschaft hieß „der alte Herr Graf," und der jetzige „der Herr Graf" schlechtweg, — dabei blieb's.

Während die „gfirre“ Wirtin mir den rosa Wein und das durch Anis und Koriander für mich ungenießbar gemachte Brot auftrug, erzählte sie freilich mancherlei von einem schönen Schloßfraülein das sich, ohne es doch nötig zu haben, in den Bergen müde klettere, dann im ersten besten Häuschen Milch zur Erfrischung nehme, sich mit den Kindern „gemein“ mache, wol auch eins dieser kleinen Aeffchen mit hinauf führe und wie eine Puppe geputzt wieder schicke. Ebenso erfuhr ich daß seit kurzer Zeit auch der junge Herr da sei und noch ein Anderer, — vielleicht Einer von meinem Metier, — wie sie mit einem schlauen Blicke auf die Skizze hinzusetzte, an der ich eben noch einige Striche nachtrug. Kurz, ich wußte bald eine Menge von Dingen, selbst aus Stall und Schloßkeller, aber die Namen nannte Niemand.

Die Sonne war noch nicht hinab. Ich wollte sie sinken sehn und ging im Vertrauen auf die Liberalität des „Herren Grafen“ oder die Fürsprache meines präsumtiven Handwerksgenossen den breiten Kiesweg entlang der zu der restaurirten Burg führte.

Der Abhang war mit Wald bedeckt. Man hatte Gänge ausgehauen und zwischen die alten Bäume allerhand buntblühendes Gehölz, Cytisus, Flieder, Viburnum, Akazien und Jasmin gepflanzt; auch der Judasbaum war an maskirten Stellen recht gut angegangen und zeigte seine Zweige mit violetten Blüten bedeckt. Dort

und da gab die ausgedehnte Lichtung über gutgehaltnen Raſen und zierliche Blumenkörbchen weg eine herrliche Durchſicht. Der Blick ſtreifte nach den fernen Bergen hinüber deren Spitzen eben leiſe glühten oder ſenkte ſich nicht weniger gern auf den Wieſenplan mit ſeinem blinkenden Bache und auf das Dorf das nun ſchon im Schatten lag . . . . . .

Die Burg ſelbſt ſtammte offenbar nicht aus der früheſten Zeit. Sie war keines jener engen Raubneſter deren ganzer Raum noch heute den dumpfen, feuchten Eindruck eines Verließes macht, — eine Bauart, die freilich durch die ewigen Fehden und die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Streiter notwendig war. — Sie bildete ein großes, winkliges Vieleck, von einem weiten Hofe umſpannt, auf der Bergſeite durch einen breiten Graben und rings durch eine Bruſtwehr mit zinnengekrönten Thürmchen beſchützt. Der Graben war geräumt, ſtatt der Zugbrücke lag ein breiter Bogen darüber deſſen Rand ein Geländer von Gußeiſen zierte. Im Erdgeſchoſſe waren die Fenſter unregelmäßig vertheilt, hoch und niedrig, auch wol gebrochen um einem Schnörkel oder einem Pilaſter mit ſonderbarem Thierkaufe Raum zu geben; die zweite Etage zeigte dagegen in der Front eine prächtige Reihe von Spitzbogenfenſtern, von denen einige mit ſauber gearbeiteten Erkern aus rotgrauem Marmor geſchloſſen waren. Das Portal ſchien neu, aber es war im Geiſte des alten Mauer-

werks aufgeführt, und nur der überaus gefällige Balkon auf der Abendseite war wie ein Akkord aus einer zwar verwandten aber doch anderen Tonart in die Harmonie des Totalbildes gekommen. Ich konnte im mehr und mehr sinkenden Lichte seinen eigentlichen Charakter nicht ergründen. Eine Kapelle lag etwas seitwerts vom Haubtbau ab, und ein Gang mit den schönsten Ogiven stellte die Verbindung her.

Man mußte bei den Arbeiten mit besonderer Rücksicht für den prächtigen Efeu vorgeschritten sein, der, zu Bäumen geworden, üppig wuchernd die grauen Quadern bedeckte. Nur die Spitzen hatten durch die Gerüste gelitten, und die Zeit half schon wieder nach. — Ich mag diesen Teppich so gern an alten Zwingburgen. Es kommt mir immer vor wie eine Verkörperung der Hoffnungsträume die den Gefangnen tief unten im Verließe das Leben fristeten. Sie ranken sich empor und schlagen jetzt zur Rache ihre Wurzeln in die Fugen der Steine um an dem Werke des Zerstörens theil zu haben. Ohnmächtig Sehnen! Unbewußt werden die Stämme den Mauern zu neuer Stütze.

Ich dachte mich in die Zeit zurück wo all das Leben das mit dem Sturze des Feudalwesens in's Grab gesunken, den Schauplatz bevölkerte. Könnte die greise Buche vor der Brücke reden, oder vermöchte ich's die in ihren Stamm gerunzelten Hieroglyfen zu entziffern, welche lehrreich graufige Geschichten würde sie

mir vielleicht vertrauen! Hunderte von Wappnern harrten auf den Wink des Gebieters, die Meute klaffte, Ritter und Frauen, wie sie uns Wouvermanns aufbewahrt hat, zogen, den Falken mit Kappe und Schelle auf der Faust, heiter und scherzend zum lustigen Waidwerk. Galt's einen Straus, so raffelte die Zugbrücke wieder in die Höhe, die Hörner hatten andre Weisen, und von den Zinnen wehten noch lange Zeit Tücher, von weißen Händen geschwungen, den Scheidenden nach .... Das ist es eben was dem aufgefrischten Mittelalter, den wiedererstandenen Burgen fehlt: dies Treiben, dieser Pomp, diese Masse von Dienern, buntbekleidet und glänzend bewaffnet. Das ist es was den Ausbau des Domes zu einer verschwenderischen Thorheit macht, — woher wird man die Beter nehmen, ihn zu füllen? Das Herz dafür fehlt, drum sind Restaurationen alter Gebäude die anachronistisch geworden sind, wol der Begeisterung eines Architekten wert, sonst aber schal wie jede Parodie. Die Donquixotiade erzeugt sich selbst ihren Sancho Pansa, der Jedem sichtbar der seine Augen brauchen will, und Jedem verständlich der Verstand hat, aus der großen Leere grinst und mit aller Bonhommie vernichtende Witze sprudelt. —

Wie um meinen Ideengang Lügen zu strafen, bog eine Gesellschaft zu Pferde .....

Es ist vorüber! — Nur eine Spanne Zeit liegt

werks aufgeführt, und nur der überaus gefällige Balkon auf der Abendseite war wie ein Akkord aus einer zwar verwandten aber doch anderen Tonart in die Harmonie des Totalbildes gekommen. Ich konnte im mehr und mehr sinkenden Lichte seinen eigentlichen Charakter nicht ergründen. Eine Kapelle lag etwas seitwerts vom Haubtbau ab, und ein Gang mit den schönsten Ogiven stellte die Verbindung her.

Man mußte bei den Arbeiten mit besonderer Rücksicht für den prächtigen Efeu vorgeschritten sein, der, zu Bäumen geworden, üppig wuchernd die grauen Quadern bedeckte. Nur die Spitzen hatten durch die Gerüste gelitten, und die Zeit half schon wieder nach. — Ich mag diesen Teppich so gern an alten Zwingburgen. Es kommt mir immer vor wie eine Verkörperung der Hoffnungsträume die den Gefangnen tief unten im Verließe das Leben fristeten. Sie ranken sich empor und schlagen jetzt zur Rache ihre Wurzeln in die Fugen der Steine um an dem Werke des Zerstörens theil zu haben. Ohnmächtig Sehnen! Unbewußt werden die Stämme den Mauern zu neuer Stütze.

Ich dachte mich in die Zeit zurück wo all das Leben das mit dem Sturze des Feudalwesens in's Grab gesunken, den Schauplatz bevölkerte. Könnte die greise Buche vor der Brücke reden, oder vermöchte ich's die in ihren Stamm gerunzelten Hieroglyfen zu entziffern, welche lehrreich graufige Geschichten würde sie

mir vielleicht vertrauen! Hunderte von Wappnern harrten auf den Wink des Gebieters, die Meute klaffte, Ritter und Frauen, wie sie uns Wouvermanns aufbewahrt hat, zogen, den Falken mit Kappe und Schelle auf der Faust, heiter und scherzend zum lustigen Waidwerk. Galt's einen Straus, so rasselte die Zugbrücke wieder in die Höhe, die Hörner hatten andre Weisen, und von den Zinnen wehten noch lange Zeit Tücher, von weißen Händen geschwungen, den Scheidenden nach .... Das ist es eben was dem aufgefrischten Mittelalter, den wiedererstandenen Burgen fehlt: dies Treiben, dieser Pomp, diese Masse von Dienern, buntbekleidet und glänzend bewaffnet. Das ist es was den Ausbau des Domes zu einer verschwenderischen Thorheit macht, — woher wird man die Beter nehmen, ihn zu füllen? Das Herz dafür fehlt, drum sind Restaurationen alter Gebaüde die anachronistisch geworden sind, wol der Begeisterung eines Architekten wert, sonst aber schal wie jede Parodie. Die Donquixotiade erzeugt sich selbst ihren Sancho Pansa, der Jedem sichtbar der seine Augen brauchen will, und Jedem verständlich der Verstand hat, aus der großen Leere grinst und mit aller Bonhommie vernichtende Witze sprudelt. —

Wie um meinen Ideengang Lügen zu strafen, bog eine Gesellschaft zu Pferde .....

Es ist vorüber! — Nur eine Spanne Zeit liegt

zwiſchen damals und jetzt, und doch iſt das Bild entzwei, ſeine Farben verblichen, ſeine Atome verſtreut.

Der Leſer der die Fabel und nur die Fabel will wird unzufrieden mit den Seiten ſein die er eben überflogen. Er thut vielleicht am beſten, das Buch ganz fortzulegen. Rechtfertigen werde ich mich ihm gegenüber nicht. — Ich wollte die Bühne zeichnen, auf der die Fäden meiner Erzählung ſich zuerſt zum Gewebe verſchlingen, — die Skizze iſt weit geworden, die Erinnerung an traute Stunden hat mich fortgeriſſen. Orte an denen ich froh geweſen, behalten eine eigne Weihe für mich, und ich zaubre ſie darum gern wieder aus den Nebeln der Vergangenheit hervor, erfreue mich an ihren Lichtern und ruhe in ihren Schatten . . . . Dieſe Blätter ſind eine ſolche Fantasmagorie, mehr vielleicht für mich als für Andere gemalt.

Ich mag nicht verſprechen, daß ich dieſen „Fehler“ vorkommenden Falls vermeiden werde, denn ich würde mein Wort brechen müſſen oder die Feder fortlegen. Folge mir alſo nur, wer Luſt und Vertrauen hat, — der Vorhang rollt auf!

Der Haldenfels.

„Ueberlaſſen wir das lahme Pferd der Obhut des Dorfcyklopen,“ ſagte Felix Halden ſeinem Begleiter. „Der Wagen mag durch das Dreigeſpann hinaufgeſchafft werden, wir aber erreichen auf dem Fußpfade eher und bequemer den Burgbann meines geſtrengen Onkels.“

„Gern,“ entgegnete Stein. „Wir haben bei dieſer Gelegenheit freiere Ausſicht.“

So ſchritten ſie auf der Schneckenlinie den Haldenfels hinan.

Felix war groß, ungemein ſchlank und elaſtiſch gebaut, ſein Geſicht zeigte eine faſt frauenhafte aber eigentümlich unſtete Schönheit. Sein langes ſchlichtes Haar trug er weit aus der Stirn geſtrichen, warf es aber durch die heftigen, faſt zuckenden Bewegungen mit denen er jede lebhaftere Redewendung begleitete immer wieder nach vorn. Es war als ließe ſich an ihm nichts fixiren, — auch ſein ſinniges Auge hatte weder Ernſt noch Feſtigkeit und ſein Blick war fieberhaft raſch. Aus ſeinen Zügen ſprach thätiger Geiſt,

nur jene Macht welche immer wie eine leiſe Feſſel die Lippen umlagert und dem Kopfe allein den Ausdruck der Ruhe zu geben vermag, den Willen, ſchien die Natur bei ſeiner Bildung vergeſſen zu haben.

Stein war hierin ſein vollendeter Gegenſatz, darum trat dieſer Mangel noch greller hervor. Machte Jener den Eindruck einer gährenden, ringenden Perſönlichkeit, ſo erſchien dieſer gelautert und abgeſchloſſen. Er war nicht ſo ſchön und nicht ſo friſch, er war kleiner, aber bedeutender. Stein war ein Mann; Halden, ſo gering auch der Unterſchied an Jahren ſein mochte, ein Jüngling. Jener war fern von aller Excentricität, fern von dem fliegenden Wechſel, der den Beobachter an dieſem beunruhigen mußte. Das nil admirari, das deutlich auf ſeiner weißen, hochgewölbten Stirn lag, hatte nichts von der abgeſchmackten, would be noblen Blaſirtheit die uns ſo oft widerlich entgegentritt. Nicht die Wärme der Empfindung, ſondern der lyriſch überſchwengliche Rauſch mit ſeiner ungeſtüm vordringenden Pracht lag hinter ihm und hatte der Ruhe Platz gemacht. Dieſe bedächtig ſtolze Ruhe ſprach ſich oft in einem Blicke aus, den ich abſolutiſtiſch nennen würde, wenn das Wort nicht ſo verrufen wäre. Eine unwillkürlich auffallende Erſcheinung war er aber jedenfalls.

„Wir tragen eine Fee Morgana in uns," ſagte Halden, „die oft Fernes, Niegeſehenes hervorzaubert. Ich wollte wetten daß ſie eben jetzt in Ihnen thätig

iſt. Sollten ſie nicht in raſchen Zügen das Bild meines Onkels zu entwerfen verſuchen? Iſt es ſo, dann gönnen Sie mir die Freude ein Urteil über Ihre Skizze zu geben.“

„In der That,“ entgegnete Stein, „ließ ich meine Fantaſie walten und wundere mich über dies Spiel, denn ſonderbar iſt es doch gleichſam aus uns heraus einen Menſchen konſtruiren zu wollen der ſchon ſeit funfzig Jahren da iſt.“

„Wenn auch. Sie haben gewiß gefunden daß eine Art Inſtinkt uns ſelten weſentlich irren läßt. Es iſt eine Spekulation, wie die erſte beſte philoſophiſche die, noch dazu von einem willkürlichen Principe ausgehend, die Welt und all den alten Plunder aus abſtrakten Ideen zuſammenleimt ohne ſich im mindeſten darum zu kümmern daß dieſe Sachen ſchon ſeit Jahrtauſenden daſind.“

„Ich wenigſtens kann freilich nicht Allzuverkehrtes ausſinnen, da Sie mir den hohen Greis mit dem gebleichten Patriarchenbarte zu oft und zu genau geſchildert. Fügen Sie zu der anſehnlichen Körperlänge eine Naſe die der Ihren ähnelt und ein paar große graue Augen in denen Stolz und Gutmütigkeit kämpfen, ſo daß ſich daraus eine Art feiner, vornehm abſeits blickender Herablaſſung amalgamirt, ſo dürfte der Federzeichnung des äußeren Menſchen kaum ein merklicher Zug fehlen. Auch für ſeinen Charakter finde ich in Ihren Erzählungen

ja in Ihnen ſelbſt manchen Halt. Die Wahl des Wohnſitzes endlich zeigt mir einen neuen Weg in ſein Inneres. Er mag ein Reſt ſein aus der alten guten Zeit der Barone, ein Mann der genau weiß wie weit er jedem Gaſte entgegen gehn darf ohne ſich und ſeiner Würde etwas zu vergeben. Die Leute draußen und ihr ſtürmiſches Wollen behagen ihm nicht, drum zog er ſich zurück und landete endlich auf dieſem Ararat wo er, wie Noah ſeine Thiere, von allen Prärogativen und Vorurteilen ein Pärchen ausſchiffte und ſie vor dem Untergange in der neuen Sündflut rettete. An Schrollen wird es nicht fehlen, und da er jedes bürgerliche Kind der Zeit das auf einige Intelligenz Anſpruch macht gewiß für einen geborenen Gegner hält, ſo werde ich — wenn anders er mich ſolcher Ehre würdigt — manche Lanze mit ihm brechen müſſen."

„Im Ganzen nicht ſo übel, wenn auch ſicher voreilig ſcharf. Sie wiſſen nämlich nichts von dem Grundzuge ſeines Charakters, von der Milde die bei ihm nicht bloß das gewöhnliche Aggregat des Alters iſt. Er bricht nie den Stab über eine ſubjektive Anſicht und geſtattet immer offne Beſprechung; daß er ſich von der eignen, vorgefaßten Meinung nicht abbringen läßt, iſt bei ſo altem Herrn nicht wunderbar. Glaubt er wirklich ein Anathem gegen gewiſſe Grundſätze ſchleudern zu müſſen, ſo dehnt er es nie auf die Perſonen aus, die zufällig die Träger derſelben ſind. Menſchen können

ſich ändern, — beſſern, wie er ſagt. Zeugniß für meine Behaubtung gibt die Richtung, die ich eingeſchlagen habe und der er nie disciplinariſche Schranken entgegen zu ſetzen ſuchte. Glauben Sie nur, er iſt ein prächtiger, großartig edler Mann, dieſer alte Onkel, ein Menſch den Sie trotz Orthodoxie, Heraldik und Feudalismus lieben werden. — Meine Mutter wählte ſtatt ſeiner den jüngeren Bruder, ich verlor beide Aeltern kurz nach meiner Geburt: ſie ließen mich dem der Beide am innigſten geliebt, und von da ab war ich der Zweck ſeines ganzen Lebens. Ich hab' es nicht erfahren, wie Väter gegen ihre Söhne handeln, — beſſer und ſorglicher als Onkel Karl kann es aber keiner."

Auf Steins Geſicht zuckte momentan ein peinliches Schlaglicht. Nach einer Pauſe ſagte er: „Ich will übrigens Ihre Fantaſie auch auf die Probe ſtellen. Wie denken Sie ſich ihre Kouſine? Ich lernte ſie in Zürich kennen; wahren Sie Ihr Herz, ſie iſt ſehr liebenswürdig."

„O, was das anbelangt, ſo hab' ich dreifach Erz um die Bruſt und bin überhaubt nicht ſo leicht entzündbar als ein Künſtler! Nur berührt mich ihre jetzige Anweſenheit bei meinem Onkel unangenehm. Er hat mit uns Unausführbares vor, und daß ſie ſo bereitwillig darauf eingeht zeigt ſie nicht im günſtigſten Lichte. Ich werde ihr das fühlbar machen."

„Pläne mit Gräfin Wentheim? Fürchten Sie nichts und zweifeln Sie vor Allem an ihrer Bereitwilligkeit. Ich bin überzeugt daß sie nichts davon ahnt und nie einen Vorschlag ohne Weiteres annimmt.“

„Also ist sie eigensinnig?“

„Sagen Sie lieber: sie denkt selbst und hat Willen.“ — —

Die Wandrer hatten das Plateau erreicht und traten in die Halle. Zimmer waren bereit und die Diener eilten, die Ankömmlinge vom Reisestaube zu befreien. Stein erwartete um Kleider zu wechseln den langsam nachkommenden Wagen, Felix ging den Burgherrn zu begrüßen.

Steins Zeichnung ließ in der That nichts zu wünschen übrig.

Der alte Graf war eine stattliche, patriarchalisch würdevolle Figur, deren gemessenes, exklusives Erscheinen vollkommen zu dem ehrwürdigen Hintergrunde paßte.

Es gibt Orte, für die nur gewisse Persönlichkeiten geschaffen sind. Ein berliner Lion in einer eisumstarrten Alpenkluft wird zur Karrikatur, und eine kleine schwächliche Gestalt, ein ausdrucksloses Gesicht würde hier, auch in dem nur aufgefrischten Mittelalter, einem Spottgedichte gleich gekommen sein. Die gigantischen Mauern wollen starke, gewaltige Männer zu Bewohnern,

Männer die den Gedanken, ſie aufzuthürmen, faſſen konnten.

Die Vorliebe des Beſitzers für die vergangne Zeit ſprach ſich wie im ganzen Baue, auch in der Einrichtung des geraümigen Saales aus in dem er den Neffen empfing. Mächtige Thüren von dunkelgebeiztem Eichenholze gewährten den Eintritt. Mit Gold gepreßte Ledertapeten in die alte Jagdbilder von geringem Umfange eingeſetzt waren, deckten die Wände an denen unten breite, geſchnitzte Boiſſerien hinliefen. Eine ſtaffirte Arabeske trennte und begrenzte den Plafond. Dieſer zeigte in ziemlich einfachem Stuck auf mattgrünem Grunde das Wappen des Grafen, umgeben von einer allegoriſchen Gruppe. Hohe Armſtühle mit ſchwerem Damaſte überzogen ſtanden in den tiefeingeſchnittnen Fenſterböſchungen, und dort und da waren kleine Tiſchchen mit ausgezackten Marmorplatten vertheilt. Konſole von Bronze, in ſpitzgegittertem Geſchmacke, trugen wunderlich geformte Spiegel und kleine zierliche Statuetten. Der Kamin war maſſig aber doch gefällig aus grauem, ſchwarzgeadertem Marmor aufgebaut, an ſeinem oberen Rande zog ſich eine feindurchbrochne Guirlande von Alabaſter hin, als Schlußſtein wieder das Wappen der Halden tragend. Das ſchöne, reinlich glänzende Täfelwerk des Fußbodens gab dem Ganzen einen würdigen Halt. -- Die Einrichtung war einfach, ſchwerfällig aber in ihrer Einfachheit vornehm.

zunehmen. Er ist ein hoch gebildeter Mann dessen Charakter und Kenntnisse ihm die allgemeine Achtung erworben haben. Ich bitte also daß Du ihn auf mein Wort als Freund empfängst, bis Du selbst die Ueberzeugung gewonnen hast daß er einer solchen Auszeichnung wert ist."

„Gut, ich will es thun um Dich zu beruhigen. Glaube mir aber diese Künstler sind doch alles leichtes Volk das gern übermütig wird und alle Schranken unbeachtet läßt. Man darf nicht versäumen ihnen mitunter die Zügel fühlbar werden zu lassen."

„Eine Kränkung Steins trifft mich mit, denn er ist und bleibt mein Freund. Du kannst versichert sein daß er überall Zutritt hat und in den besten Häusern mit der größten Zuvorkommenheit behandelt wird."

Der Gegenstand dieser lebhaften Debatte unterbrach sie durch seinen Eintritt, und die selbstbewußte, zuversichtliche Weise mit der er sich näherte bestimmte den alten Grafen mehr als die Gründe seines Neffen, die er traurige Verschrobenheiten der Zeit nannte, ihn freundlicher zu empfangen als das vorhergegangene Gespräch verheißen hatte. — Niemand ist scheuer eine neue Bekanntschaft zu machen als das Alter. Tausend Schwierigkeiten werden nach allen Richtungen erlautert und abgewogen, die sonderbarsten Hypothesen über die möglichen Eigentümlichkeiten des fremden Charakters aufgestellt, — und ist der erste Schritt gethan, ist die Sache einmal fait accompli, so ist die

Erweiterung ihres Kreiſes gerade den Alten am behaglichſten. Die Jugend traümt roſenfarb, ſie wünſcht ihre Gebilde fertig und prächtig in der Wirklichkeit vor ſich zu ſehn; die Fantaſie des Alters iſt ſchwer und finſter, ſie iſt an Taüſchung gewöhnt, ſie traümt immer in den dunkelſten Farbentönen, drum haben gerade die Enttaüſchungen für alte Leute ſo viel Reiz. Sie ſehen überdies wieder Jemand um ſich, dem ihre alten Geſchichten, ihre Erlebniſſe neu und intereſſant ſind. Wer ſich von einem alten Herrn erzählen läßt, hat ſeine Gunſt vorweg.

„Der Freund eines Halden," ſagte der Graf, „iſt mir immer willkommen, und mein Haus das ſeine."

Stein las in Felix' Zügen, daß ihn etwas beunruhige. Er wußte daher um ihm Zeit zu geben den Burgherrn in eine lange Auseinanderſetzung jener Mittel zu verwickeln die es ihm möglich gemacht das Schloß in ſeinem alten Glanze wiedererſtehn zu laſſen. Der Stoff intereſſirte Beide, Steins Wiſſen imponirte dem Grafen, und ſeine Vorurteile die des Malers ſicheres Auftreten und ſeine Art ſich zu haben ſchon milder gemacht hatten begannen zu ſchwinden.

Felix lehnte am Fenſter und ſah in's Thal hinab. Das Mädchen von dem der Onkel ſprach, war ihm perſönlich ganz unbekannt. Es war eine entfernte Verwandte, gleich ihm früh Waiſe geworden und unter dem Schutze des alten Grafen erzogen. Marie war

ſeit einiger Zeit hier, und ſchon aus den letzten Briefen glaubte der Neffe die Abſicht erraten zu können die der Graf heute ſo unzweideutig ausgeſprochen. — Felix war aber ſeit wenigen Wochen verlobt und ſah darum der nunmehr unvermeidlichen Begegnung ſeiner „Kouſine“ mit einem Gefühle unſäglichen Mißbehagens entgegen. Er nahm ſich vor ihr zu mißfallen, ſo daß die Möglichkeit eines Verhältniſſes ſich von ſelbſt löſe, und der Onkel dann für ſein eignes Vorhaben empfänglicher würde. Er ſelbſt glaubte nicht in ſeinem Inneren geſtört werden zu können.

Luftſchlöſſer von Thoren gebaut! Als wenn ſich jenes haſtige Erfaſſen oder Abſtoßen der Menſchen, oder jenes leiſe, unbeachtende und unbeachtete Vorübergleiten voraus berechnen und ausdenken ließe. Viele freilich lernen ſich in einander ein, verzweigen und durchdringen ſich in der Zeit wechſelweiſe wie dichtgepflanzte Bäume, ſo daß die verſchlungnen Wipfel nichts mehr von den getrennten Wurzeln wiſſen. Das ſind die Werkeltagsmenſchen. In prägnanten Seelen iſt Liebe und Haß inſtinktmäßig, primitiv, wären ſie auch nicht gleich klar zum Bewußtſein gekommen. Das Bild trifft beim Daguerreotypiren die geäzte Platte, es zeichnet ſich, es iſt da, wenn auch die Dämpfe es erſt zu ſcharfem und grellem Hervortreten beizen müſſen. Der Wille hat wenig oder nichts damit gemein, es iſt eine innere Notwendigkeit, ein unabwendbares Müſſen das

seine Begründung in sich selbst findet. Dieser Fatalismus duldet weder auf der einen Seite Spaltung noch auf der andern Versöhnung; er bleibt sich gleich, er bleibt es auch trotz scheinbarer Ebbe und Flut.

Felix wurde aus seinem Sinnen durch die Ankunft der Gefürchteten aufgeschreckt.

Marie Wentheim mochte kaum neunzehn Jahre zählen. Sie war hochgewachsen und mädchenhaft schlank; aber ihre Formen hatten bei aller Zartheit jene elastische Fülle und Rundung, jene jugendkräftige Frische, die wir an den Skulpturen der Alten bewundern. Sie war keine ätherzarte Elfe, — sie war eben ein Mädchen. Ihr Teint hatte eine leicht bronzirte Tinte die sonst nur dem Süden eigen; der kleine zierliche Kopf mit dem auffallend schönen Profile überragte eine vollendete Büste. Ihre Nase war fein und leicht gebogen, der Mund sanft gefärbt und edel geschnitten, die dunklen Augen groß und geistvoll. Besonders markirt wurde ihr Gesicht durch die fast schwarzen Brauen die, mit dem lichtbraunen Haare angenehm kontrastirend, sich in einem schmalen Streifen über der Nasenwurzel vereinigten. Diese Eigentümlichkeit gab dem Blicke jedoch nicht, wie das sonst bei solcher Bildung gewöhnlich, einen finstren, böwilligen Ausdruck. Es war ein neuer seltsamer Reiz der es vollends unmöglich machte ihre Erscheinung je wieder zu vergessen.

Sie bot unbefangen dem Kouſin ihren Willkommen, und dieſer, zugleich überraſcht von der lieblich edlen Geſtalt und bedrängt von ſeinen Vorſätzen, vermochte im Augenblicke kaum ihr zu danken.

„Siehe da, Herr Stein! Ein alter Bekannter in dieſer Abgeſchiedenheit,“ wandte ſie ſich nun an den Künſtler. „Das iſt ein ſeltnes Begegnen und ſchon darum ein liebes.“

Der alte Graf dem die Beſtürzung ſeines Neffen nicht entgangen war hatte nicht Zeit die Herzlichkeit Mariens unpaſſend zu finden, vielleicht kaum ſie zu bemerken. „Nun verbrennt der Flattergeiſt wol ſelbſt ſeine Flügel,“ flüſterte er dem immer noch Starren zu.

„Sollten wir nie ohne uns zu kennen aneinander vorüber gegangen ſein?“ fragte Felix. „Mir war bei Ihrem Anblicke, als tauche ein bekanntes Bild, eine liebe Erinnerung in mir auf.“

„Kaum,“ entgegnete Marie, indem ſie die unwillkürliche Schmeichelei die in der Frage lag überhörte. „Nach Ihren Briefen aus der Fremde, die ich großentheils durch Onkel Karls Güte las, waren wir nie zugleich an einem Orte. Auch hätten die Fremdenliſten die ich immer emſig durchſuchte und die mir in der That mehrere Bekannte gebracht, uns zu einander führen müſſen. Hohenhauſens mit denen ich reiſte ſprachen ſo viel Gutes von Ihnen daß ſie dann gewiß nach Ihnen geſchickt hätten.“

Stein rief wirklich alte Bilder in ihr wach. Der blaue See von Zürich mit den Bergen die ſchämig glühend zum Bade hineinſteigen und über deren Rücken die fernen Gletſcher neugierig herſchauen; die netten, blanken Villen deren Lichter am Abend langgeſtreift in der Flut verſinken; die Muſik in den Gärten am Ufer die auf den Wellen ſtirbt; die Kähne mit Pechfackeln die gleich flammenaugigen Fantomen durch die Nacht hinüber und herüber fliegen: — all das zog ſeinen Zauberfaden durch ihr Geſpräch. Geheime, unlösbare Bande verknüpfen uns dem Weſen das mit uns zugleich, durch den Tauſch der Rede genähert, einen Blick in den offnen Buſen der Natur gethan. Es iſt eine zuſammen empfangne Weihe, Jedem gehört der Andre mit in das Bild der hohen Feier. Der poetiſche Rauſch der uns in dieſen Augenblicken mit ſeiner ganzen lodernden Pracht umflattert und umſtürmt, gräbt ſich unendlich feſt in die Seele. Ein gewiſſes lyriſches Zittern ſchmückt noch lange die Erinnerung an ſolche Szenen, weil ſie das Andenken eines Gebetes, eines Aufgehens des kleinen Ich-Akkordes in der großen Naturharmonie auffriſcht.

Felix war der Fremde. Er fühlte es, und es that ihm weh ohne daß er einen Grund dafür wußte. Vielleicht weil ihm die Erfüllung ſeiner Pläne ſo leicht gemacht wurde.

Marie behandelte ihn freundlich, aber ſie zeichnete Stein aus.

Er ſetzte ſich zu ſeinem Onkel der die Urſache der unverkennbaren Mißſtimmung, falſch oder richtig, in Marien ſuchte und mit dieſem Reizmittel zufrieden war. Geſchäftsſachen, die Verwaltung der ſchleſiſchen Güter betreffend die bisher gänzlich in der Hand des alten Grafen geblieben war, gaben ihnen reichen Stoff. Stein war heiter, ſprach viel und beobachtete dabei Felix.

Der Burgherr forderte die Geſellſchaft auf ihn auf ſeinem gewöhnlichen Abendritte zu begleiten. Der Neffe ging mit Vorliebe auf den Vorſchlag ein und eilte die Pferde zu beſtellen. Möglich, daß er einen ſchadenfrohen Nebenzweck hatte; denn Stein war ein unſichrer Reiter, Felix dagegen von Wenigen übertroffen. Marie ritt ſelbſt gern gewagt, der Onkel hatte dieſer Liebhaberei Erwähnung gethan, und Felix konnte deßhalb um ſo gewiſſer ſein, daß ſie vergleichen würde. Auch wußte er daß eine Dame viel eher einen andern Fehler, als eine derartige Schwäche überſieht und ebenſo wenig verſaümt eine hervorragende Gewandtheit anzuerkennen und zu loben. Er konnte ſo hoffen die vertrauliche Stellung des Malers zu der Gräfin zu erſchüttern, oder doch die Aufmerkſamkeit der Dame zu zerſplittern.

Hatte er dieſen Plan, ſo gelang er ihm nur theilweiſe. Stein ſchloß ſich dem alten Grafen an der ein ruhiges Pferd ritt das nicht aus ſeiner lang gewohnten

Gangart fiel; er konnte ſich alſo keine Blöße geben. Marie galoppirte mit Felix voraus; nebenher ſprang Beautie, Marien's weißes Windſpiel, das ſie faſt nie verließ. Jedenfalls war aber ſo das Zuſammenſein und der dem Konſin unangenehme, warme Ideenaustauſch unterbrochen.

Steins aufrichtige Lobſprüche über die geſchmackvollen Anlagen um das Schloß herum näherten ihn dem Burgherrn immer mehr. Alte Herren ſind ſtets eiferſüchtig auf ihre Anordnungen, und jede ihnen gezollte Anerkennung wirkt im höchſten Grade vortheilhaft. Die Pracht des herrlichen Gebirgsabends glättete vollends alle Falten und als die Kavalkade heimkehrte, war es Stein viel mehr gelungen den Grafen für ſich einzunehmen als daſſelbe Manövre Felix, trotz ſeiner Reiterkünſte, bei Marien geglückt zu ſein ſchien. —

Nach Tiſche wünſchte der Graf Muſik zu hören und Marie ließ ihre Harfe bringen.

Sie ſang eine alte Ballade mit ſonorer, klangvoller Altſtimme. Das Lied begann wild und ſchroff, die Uebergänge wechſelten heftig und überraſchend, die Zwiſchenſpiele waren ſcharf harpeggirt. — der Sturm tobte und die Brandung donnerte. Dann zog wie ein Traumbild der Liebe leiſe ein Mollakkord über die Saiten. Die Diſſonanzen löſten ſich immer mehr, die Donner verdröhnten als mattes Echo in der Ferne,

und voll und melodiſch ſchlugen endlich die Klänge in einander.

Marie lehnte ohne Affektation ihren Kopf an die Harfe; ihre glänzenden Haare fielen aus dem Knoten im Nacken leicht gewellt auf das lila Kleid hinab, ihr ſchöner Arm umſchlang das Inſtrument, das Geſicht glühte und die Augenlider mit den prächtig langen Wimpern waren halbgeſenkt.

Felix hatte weit vorgebogen dem Geſange gehorcht, plötzlich rief er ſo ſcharf betont, daß Alle erſtaunt aufſahen: „Lorelei!“

Stein blickte ihn unwillig an, und er ſchwieg.

„Ei, Vetter, das iſt keine Schmeichelei. Was hätte ich mit jener Rheinſirene gemein?“

„Nichts in der That, als etwa die Stellung,“ ſagte Felix in höchſter Verwirrung. „Und doch,“ ſetzte er feſt hinzu, „fand ich jetzt den Grund für meine Frage ob wir uns nicht irgendwo früher geſehn. Ich erinnre mich nämlich eines Bildes das Ihnen auffallend glich und die Rheinſirene zum Vorwurf hatte.“

Felix blieb den ganzen Abend einſilbig und in peinlichſter Spannung.

Als die beiden Herren in ihre Zimmer gingen fragte er: „Warum ſagten Sie mir nicht, daß meine Kouſine Ihnen zu Ihrer Lorelei geſeſſen?“

„Das that ſie nicht.“

„Und doch iſt jener Kopf ihr Porträt.“

„Ich wußte nichts davon. Wäre das Bild noch in meinem Beſitze, ſo würd' ich es verbrennen, — es iſt ſchlecht. Gute Nacht Halden!“

Am Morgen trat Felix in Steins Zimmer. Er glaubte ihn durch den halben Verrat eines Geheimniſſes gekränkt zu haben und wollte den Freund nun durch Vertrauen wieder zufrieden ſtellen.

Spräche die Erfahrung nicht dafür, ſo müßte es uns befremden daß Menſchen die ſelten oder nie das Bedürfniß fühlen ihr Herz durch Bekenntniſſe irgend einer Art zu erleichtern am häufigſten zu Vertrauten gewählt werden. Der einzige etwa haltbare Grund dafür iſt daß der gewaltſam ſtrebende, auf der Oberfläche ſchon ſichtbare Egoismus der ſich ja immer zu Erklärungen gedrängt findet ſeinen Gegenſatz, den verſchloſſnen und nur dem Seelenkenner verſtändlichen, Reſignation ſcheinenden, ſucht. Denn Egoismus iſt überall wo Leben nach Geltung ringt; und wo wäre das nicht der Fall? Der Bewegte ſchließt ſich an den Ruhigen, der Wagende an den Beſonnenen, weil er in dem was ihm fehlt eine Ergänzung zu finden, eine Stütze zu erfaſſen hofft.

„Ich muß Ihnen ſagen warum ich meiner Kouſine Marie ſo entſchieden abgeneigt bin!“ begann Felix.

Stein ſah ihn bei dem Worte „Abneigung“ ſcharf an, ſtellte eine Mappe die er eben ausgepackt hatte

bei Seite und ſetzte ſich ohne etwas zu ſagen neben ihn auf den Divan.

„Sie erinnern ſich meines letzten Aufenthaltes in Heidelberg. Noch von meiner Studienzeit her war ich bei den meiſten Familien eingeführt. Ich ſuchte ſie wieder auf und lernte in einer derſelben die Tochter eines würtembergiſchen Offiziers kennen. Ich ſchrieb Ihnen auch von ihr nach München aber nicht Alles. Ihr anſpruchsloſes, inniges Weſen zog mich mächtig an; auch ſie behandelte mich mit großer Auszeichnung und jener Scheu die ein ſo ſchlechter Deckmantel warmer Gefühle iſt. Sie iſt hübſch, gut unterrichtet und hat ein reines unverdorbenes Gemüt, — was brauche ich mehr? Ich hänge weder an einem großen Namen noch an großen Reichtümern, mein Vermögen reicht aus. Bei einem Ausfluge in eine wunderliebliche Waldeinſamkeit jenſeits des Kohlhofs, fand ſich die Gelegenheit zu einer Erklärung wie von ſelbſt. Klara war auch zu allerliebſt in dem weißen Kleide mit dem dichten Efeukranze über den blonden Locken. Sie hätten ſie gemalt, Stein, ſie war reizend. Genug, ich ſprach; ſie geſtand mir ſchüchtern daß ſie vom erſten Sehen an ihr Geſchick mit dem meinen engverkettet geglaubt, Alles wurde in Ordnung gebracht, und ich — war glücklich.“

„In welcher Beziehung ſteht denn aber dieſer für Sie ſo angenehme Vorfall zu Gräfin Wentheim?“

„O, Marie iſt ganz anders als Klara!“ ſagte Felix und ſtarrte vor ſich hin. „Es wird einen ſchweren Kampf koſten, — einen ſchweren Kampf mit dem Onkel. Er wird mir zürnen, daß ich alle Schritte ohne ihn gethan. Endlich will er mich mit Marien verheiraten, — und wenn er auch einen Wortbruch weder fordern kann noch wird, ſo ängſtigt mich doch die Nähe meiner Kouſine. Der Onkel iſt ſchonungslos wenn ihm ein Lieblingsplan durchkreuzt wird, er unterläßt ſicher nicht mich durch Anſpielungen aller Art zu quälen. Marie . . . . . .“

„Laſſen Sie uns ruhig darüber reden. Ich habe Sie geſtern im Auge behalten und glaube in dieſer Sache klarer zu ſehn als Sie ſelbſt. Sie ſind noch immer im Herzen jung, Sie ſchwärmen für Ideale. Aber die Ideale der Jugend haben die Eigentümlichkeit daß ſie ſchmiegſam und geſtaltungsreich ſind. Eine Bedingung iſt erfüllt und wir geben unbewußt alle andern auf. Der Traum bildet ſich in den gefundnen Gegenſtand hinein, er wird zuletzt eins mit ihm. So ging es auch Ihnen. Ihre Klara iſt lieblich, anſpruchslos, ſie wird ein treues Weib, eine gute Mutter ſein. Nun erblicken Sie hier eine exotiſche Blüte mit all der Farbenpracht, mit jenem ſeltnen Dufte, jenem geheimnißvollen Schmelze den die ſchlichte Aurikel nicht hat: — das alte Ideal taucht wieder auf, Sie ſehen es hier am Ende auf ungeahnte Weiſe übertroffen und werden

ratlos. Es fällt Ihnen ein, daß es noch höhere Forderungen gibt als die — glücklicher Familienvater zu werden; daß man eine Frau wählen kann, nicht blos für das Herz, und daß die Vollendung nur dort ist, wo dem Herzen wie dem Geiste Genüge gethan wird. — Das ist weder außerordentlich, noch neu. Im Gegentheil, diese Betrachtung ist alltäglich."

„Aber Sie mißverstehn mich ganz und gar," sagte Halden ungeduldig. „An einen solchen Verrat habe ich gar nicht gedacht. Ich liebe Klara aufrichtig und wahr."

„Nun denn, wie können Sie da schwanken? Sie stehen unter keines Menschen absoluter Gewalt, und Ihres Onkels Macht kann nicht so weit reichen Ihren ernsten Willen zu beugen. Mit Recht wird er darüber zürnen daß Sie so wichtigen Schritt gewissermaßen heimlich gethan, aber seine große Liebe wird vergeben wenn er Sie glücklich sieht. Um den Sturm möglichst zu lindern, rufen Sie Ihren eignen Sturmgöttern ein quos ego! zu und setzen Sie dem Grafen dann die Sache leidenschaftslos auseinander. Ich kann Ihnen nur Klarheit und Ruhe empfehlen, Sie richten bei einem alten Manne am meisten durch präzisen Geschäftston aus dem jede Beimischung von Schwärmerei fehlt. — Was endlich das peinliche Gefühl betrifft das die Gegenwart Ihrer Kousine in Ihnen hervorruft,

ſo gibt es dagegen ein ſehr einfaches Mittel: Reiſen wir ab!“ – –

„Wie beneide ich Sie um dieſe kalte Ueberlegung, um die Entſchloſſenheit, mit welcher Sie Alles in ſeine Schranken zwingen.“

„Wagen Sie zu wollen, ernſtlich und entſchieden zu wollen, dann werden Sie ſehn daß es gar nicht ſo ſchwer iſt das Rechte, durch die Umſtände Gebotene, zu treffen.“

„Begleiten Sie mich in den Park?“

„Nein! Kämpfen Sie ſich erſt ruhig.“

Halden ging.

„Ich wußte es,“ murmelte ihm Stein nach, „er liebt ſie ſchon und belügt ſich ſelbſt. Was ſoll aber dem ein Goldſtück dem der blanke Kreuzer ebenſo viel gilt!“

Es war ein Sonntagsmorgen. Drüben in der Kapelle las ein emeritirter Kloſterbruder den der alte Graf zu ſich genommen die Meſſe. Die ganze Familie war katholiſch.

Stein hatte unten im Salon ein Bild bemerkt das ihm intereſſant ſchien. Er glaubte den Grafen und Marie in der Kapelle und hoffte es deßhalb ungeſtört betrachten zu können. Er ging raſch hinunter und trat in das Gemach.

Es war düſter und ſchwer wie all die alten Zimmer mit den ellenſtarken Mauern und den breitgeſprengten

Bogen. Zudem verkürzten die dichtbelaubten Nußbäume vor dem Fenster das Licht. So stand er schon vor dem Bilde als ihm ein Geräusch verriet, daß er nicht allein sei.

Es war Marie.

„Verzeihung," sagte der Maler, „ich glaubte daß alle Hausgenossen dem Gottesdienste beiwohnen."

„Ich betete hier," entgegnete Marie indem sie ihre Harfe an das Kaminsims lehnte. Es war ein feuchter, verklärter Glanz in ihren Augen, sie sprach die Wahrheit. Dennoch fragte Stein mit einem Seitenblicke auf die Harfe: „Sie beteten?"

„Ja," sagte sie ernst. „Die Worte, durch Haß entweiht, durch Flüche besudelt, mag ich nicht zu Trägern höchster Gefühle machen. Die Töne sind rein, sie gehören zu den wenigen Dingen denen keine Schmach anhaftet. Die Musik ist ein Nolimetangere, die Töne sind scheue Ephemeriden die mit dem Gedanken kommen und verschweben, die nie und nimmer von der Materie betastet und befleckt werden können. Und sprechen sie auch dem Ohre nur undeutlich, so versteht sie doch das Herz und schickt auf ihrer Leiter tausend heilige Träume empor."

„Wunderliche Schwärmerei die mit dem Scheine der Wahrheit spielt! Wenn ich Ihnen nun zeigte, daß die Welt der Töne ebenfalls schon vielfachen Fluch auf und nach sich gezogen, würden Sie mir dann überhaubt

die Unmöglichkeit deſſen was man gewöhnlich Gebet nennt zugeſtehn?“

„Gewiß nicht. Ich würde Ihnen das Unzureichende des von mir gewählten Mittels zugeben müſſen, im Uebrigen aber bliebe ich bei der Behaubtung daß Sie ſich da in eine Sfäre wagen die Ihnen ganz und gar fremd iſt. Ihre ſcharfen Definitionen werden im Reiche der Gefühle ſtumpf, und es iſt ein Herzensdelirium das uns zum Gebete zwingt. Wer nie der Gefahr eines ſolchen ausgeſetzt iſt, wie kann der von ſeiner Unmöglichkeit für Andere reden?“

„Ich höre das aus Ihrem Munde weit lieber als die modernen, oft nur halbverſtandnen Phraſen der Starkgeiſter deren Pflanzſchulen die meiſten Penſionate ſind. Es wäre ein Vorſchlag der gewiß nur im erſten Augenblicke parador erſcheint: alle Frauen katholiſch, und alle Männer proteſtantiſch im ganzen Sinne des Wortes ſein zu laſſen. Der Beweis für die Richtigkeit liegt in Ihren eignen Worten die auf Ihre Weiſe den Hang der Frauen zu mehr oder minder fantaſtiſcher Romantik ausſprechen. Wer denkt, iſt Proteſtant, denn jedes Denken iſt ein Schaffen, und jedes Schaffen iſt ein Proteſt gegen das Beſtehende. Nun glaube ich daß dies deſtruktive Element beim Manne das Hervorſtechende iſt; der Katholizismus begünſtigt dagegen die „Herzensdelirien“ deren die Frauenſeele fähiger,

und ſo wieſe mein Plan jede Eigentümlichkeit auf ihren natürlichen Platz.“

„Sie können das nicht ernſt meinen, die Theorie wäre ſonſt allzu grau. Von vornherein glaube ich Ihnen nicht auf Ihr Wort, daß das Denken nur zerſtörend ſchaffen kann, wie es in Ihrer Schlußreihe ſcheint. Geſetzt aber auch es wäre der Fall, ſo bliebe der ganze Satz doch nur dann richtig, wenn der Mann blos dächte, die Frau blos fühlte. Wollen Sie nun meinem Geſchlechte eine höhere Denkfähigkeit abſprechen, ſo verletzt mich der Schluß, und für die vollkommne Gefühlloſigkeit zu der Sie die Herren der Schöpfung verdammen, werden Sie auch wenig Dank ernten. Sie ziehen ſich alſo Feinde von allen Seiten zu.“

„Ein Vorwurf lag wol in meinen Worten nicht, auch meinte ich beſtimmtes Denken und beſtimmtes Fühlen. Ich möchte nur daß Sie dem Manne alles Rauhe und Eckige, allen Kampf überließen. Ich wünſchte, daß ſich die Frauen ganz in die weiche Tiefe des Gemütes verſenkten, eine Richtung, die mit dem Echtweiblichen in ſo ſchönem Einklang ſteht.“

„Da haben Sie die excluſive Männerariſtokratie. Für ſie keine Schranken, für uns die engſten; für ſie den Himmel und die Erde, für uns womöglich nur Küche uud Wäſchkammer. Ein gewiſſer Hochmut liegt ſicher unter der ſcheinbaren Sorgfalt verſteckt die Sie mit ſo vieler Wärme empfehlen. Die Erziehung der

Männer gibt auch der Mittelmäßigkeit Gelegenheit den Mangel an Talent durch Wissen zu ersetzen oder doch zu bedecken; die geringsten Anlagen werden beachtet und ausgebildet; der Mann bekommt im Unterrichte etwas Ganzes von der Sohle bis zum Scheitel. Die Frau dagegen muß sich mit einer flachen Skizze begnügen; sie erfährt nicht den vollen Zusammenhang, sie wird nicht pragmatisch belehrt, — und daher kommt es daß sie auch sonst wenig von Gründen wissen will. Gründe sind ihr etwas Ungewohntes. Zum Glück hat sie den Ersatz für all dies Versäumte in sich selbst. Wäre es nicht so, dann gäbe es nichts Unerträglicheres als unsre Lage. Denken Sie nur wie widerwärtig uns oft zugemutet wird, einer bloßen Auswendiglerne- und Nachbete-Maschine eine unbestreitbare Ueberlegenheit zuzugestehn. Wenn wir diesen vernachlässigten Zustand trotzdem bei vollem Bewußtsein ertragen, so glauben Sie nur nicht daß die Diktatur der Männer den magischen Kreis um uns zieht den auch die Frauen in denen höheres Leben aufgegangen oft nicht zu überschreiten wagen. Es ist in uns etwas wogegen alles Denken und Berechnen nicht aufkommt. Wir sind dadurch den Männern überlegen wie Ursprünglichkeit Gewordnem, Gemachtem überlegen ist. Das ist der natürliche Takt, eine Art Instinkt, der weibliche Genius mit einem Worte der die Aufgabe erfaßt und ohne Grübelei die rechte Lösung zeigt. Es geht dies ganze

Weben und Wirken unbewußt in uns vor; die Zwischenglieder der Kette die der Mann schmiedet um Zusammenhang zu haben sind uns fremd, — wir brauchen sie auch nicht. Der Mann sinnt, die Frau weiß; — der Mann findet, die Frau nimmt, — aber der Mann muß handeln, und die Frau läßt geschehn. Wird dabei jene Divinationsgabe durch nichts getrübt, so haben Sie das Ideal einer Frau. Und nun spotten Sie!" —

„Sicher nicht. Mich überrascht aber daß Sie gegen Ihre eben ausgesprochene Theorie sich alle Zwischenglieder zum Bewußtsein gebracht und aufgezählt haben, so daß Sie auch mir dem ein solches Ahnungsvermögen abgeht immer verständlich geblieben sind. Sollten Sie dadurch nicht selbst das Unzureichende dieser gerühmten weiblichen Vorzüge stillschweigend anerkennen? Und wer bürgt uns dafür, daß der Genius in jeder Frau, und immer ungestört ist? Rätselhaft bleibt indeß Ihr — „System" doch, Sie sind zu jung um durch Empirie dazu gekommen zu sein."

„Wer weiß? Am Ende nicht so wie Sie meinen. Da haben Sie den Onkel dessen Ansicht über die Lage der Frauen auf einen Bibelspruch gegründet ist, dagegen aber Menschen und Bücher die ich kenne und die das Gegentheil behaubten. Jede Meinung wird mit Ueberzeugung verfochten, auf keiner Seite ist eine mir

genügende Auktorität; mußte ich mich da nicht auf meine eigne Forſchung verlaſſen wenn ich eine gewiſſe Klarheit haben wollte? Zudem hat mein ſteter Umgang mit Männern und die von der gewöhnlichen Mädchenerziehung abweichende Heranbildung meiner ſelbſt mich in einen andern Ideenkreis gezogen: ich ſuchte Gründe, wenn, — wie Sie ſagen, — der Inſtinkt nicht zureichte. Gerade Sie tragen vielleicht mehr Schuld an meinem Abfalle von dem Ideale als Sie glauben! — Ich lerne gern, und die Männer lehren noch viel lieber, — wenn ſie auch den Lehrling nie für reif erklären wollen. Dieſer Lernbegierde wegen zog und ziehe ich aber Herrengeſellſchaft der von Frauen vor, und ſo mag der Talisman viel von ſeiner urſprünglichen Kraft verloren haben. Der Zauber weicht mit dem unbedingten Glauben an ihn.“ —

Sie ſprach dieſe Worte erregt und mit ſo liebenswürdiger Scheu, daß man die leiſe Selbſtanklage die ſie hineinlegen wollte augenblicklich herausfühlte, und der Reiz der Mädchenhaftigkeit den ihr der Ernſt vorher geraubt ſie wieder mit all ſeinem zarten Schimmer umfloß.

„Sie wollen lernen, Gräfin,“ ſagte Stein nach einer Pauſe, „und Sie lehren ſelbſt. Ich muß geſtehn daß die Aufſchlüſſe über inneres weibliches Leben, ſelbſt wo ihre Schilderung mir zu getragen ſcheint, von hohem Intereſſe für mich waren. Sie lehren in der

Es zuckte etwas Bitteres um Steins Lippen. Ihre Worte in denen er gewiſſe Beziehungen finden wollte mochten ihn verletzt haben, und um dieſe Mißſtimmung zu verbergen wendete er ſich wieder zu dem Bilde.

„Sie dürfen mir nicht zürnen, Herr Stein, wenn mein Orakel mir etwas Thörichtes eingeflüſtert hat,“ ſagte Marie, welcher der Wechſel in ſeinen Zügen nicht entgangen war. Sie reichte ihm ihre Hand und ſah ihm ernſt und voll in die Augen.

„Mag Sie Ihre gewagte Theorie zum Glücke führen,“ ſagte er, beugte ſich langſam herab, und küßte die ſchöne Hand, die in der ſeinen lag.

Die Meſſe war zu Ende. Ein Diener öffnete die Flügelthüren nach der großen Halle wo der Graf alle Sonntage eine Art General-Audienz gab. Leute mit Bittſchriften aus den Dörfern deren Schutzherr er war, ſeine eignen Amtleute, Diener und Zuſchauer die nur ein paar freundliche Worte haben wollten drängten ſich in den Raum.

Die zarte Art und Weiſe mit welcher der Burgherr Wohlthaten austheilte, die ſtrenge Rechtlichkeit mit der er Streitigkeiten entſchied und die Milde die bei notwendigen Strafen immer den Bildungszuſtand der Betheiligten im Auge behalten ließ, drängten Steins Spottluſt zurück. Sonderbar ſah es in der That aus: Der alte Herr in dem hochlehnigen Armſtuhle, um ihn

herum in weitem Halbkreiſe die kräftigen Gebirgler in ihrer gefälligen Tracht, dazwiſchen dort und da die Livree des Grafen, auf allen Geſichtern Ehrfurcht und Zutrauen. Jede Bewegung, jedes Wort des Grafen zeigte die Abſicht durch dieſe Art von Verkehr den Rechtsſinn und höheres moraliſches Gefühl, aber auch den Reſpekt vor dem Herrn, im Volke rege zu erhalten. Es war indeß mehr Humanität als Wohlgefallen an dieſer patriarchaliſchen Einrichtung was ihn beſtimmte ſich zu unmittelbarem Zuſammenſein mit dem „Volke“ herabzulaſſen. Wie geſagt, Stein konnte nicht ſpotten, die ganze Szene zwang ihm Achtung ab. Andrerſeits vergnügte es den alten Herrn doch auch vor einem Fremden ſein Reſtchen feudaler Machtvollkommenheit im beſten Lichte zu entfalten.

Eine komiſche Szene hätte indeß gerade heute faſt das ganze Pathos vernichtet wenn nicht Marie auf ihre Weiſe den bedrängten Richter aus ſeiner ſchlimmen Lage zu retten gewußt.

Ein großer vierſchrötiger Bauer führte ſchwere Klage gegen ſeinen Nachbar, ein kleines Männchen mit höchſt verſchmitztem Geſichte. Dieſer war erſt ſeit Kurzem in das Dorf gezogen und hatte ein Ackerſtück gekauft in das eine Art Enklave von dem Grunde des Klägers hineinragte. Hier ſollte er nun die Markſteine verſetzt und einen Rain eingeackert haben. Der Kläger ſah ebenſo grundehrlich als einfältig aus, da-

gegen hatten die Züge seines Gegners durchaus nichts Einnehmendes. Der Graf verlangte Zeugen. Das Volk ist aber hier wie überall zu einer Lynchjustiz weit eher geneigt als zu einem einigermaßen formellen Verfahren. Ueberdies herrscht unter ihm ein weitverbreitetes Vorurteil das den Zeugen nicht weniger gehässig erscheinen läßt, als den Spion. Der Kläger konnte keinen Unbetheiligten finden der sein gutes Recht unterstützt hätte. Der Andere war pfiffig genug von ihm den Beweis seines Anrechts auf die fraglichen Stücke zu verlangen. Er berief sich dabei ruhig auf seinen Kauf den, wie er besonders betonte, der Herr Pfarrer mit unterschrieben habe. — In der Seelenangst sein Recht zu verlieren und obenein als Verleumder dazustehn, gebehrdete sich der Kläger nun wirklich kläglich. Er behaubtete, die Sachlage ganz genau kennen zu müssen da bei einer früheren Abgrenzung sein Vater ihm an Ort und Stelle eine „rechtschaffne“ Ohrfeige zum Denkzettel gegeben die seine Wange geschwollen gemacht. Man mußte ihn sehn, wie er jammernd und fast weinend nach seinem Gesichte deutete, als zeige dieses noch die Spuren des Denkzettels, während er gleichzeitig die zweite Hand dazu benutzte seinem Feinde hinterrücks zu drohen. So stand er einen Augenblick als die einzige handelnde Person da und bot in seiner Gestalt den sonderbarsten Kontrast zu seiner Mimik. Diese mächtigen Schultern,

dieſe breit gewölbte Bruſt die offen aus der Weſte von Scharlachtuch und dem halbgebleichten Hemde von Hanflinnen herausſah, dieſe nackten, ſtarken Steigerknie und dazu — ein weinerliches Geſicht und eine ſchluchzende Stimme: es war nicht zu ertragen, unwillkürlich brachen Alle beim Anblicke dieſer tragikomiſchen Figur in ein ſchallendes Lachen aus. Der Graf biß auf die Lippen, der Bauer ſtutzte über die Senſation die ſein Argument gemacht, und ſein Gegner ſchrie: „Ew. Gnaden Herr Graf, Sr. Hochwürden der Herr Pfarrer hat mit unterſchrieben.“ — Es gab einen förmlichen, draſtiſch ergötzlichen Tumult der ſeinen Höhepunkt erreichte als ſich nun auch noch die Weiber der Parteien, ſchrill fiſtulirend, in den Kampf miſchten. — Der Chor der ſich nur vorübergehend hatte aus ſeinem ehrerbietigen Schweigen reißen laſſen war bald wieder ſtarr und in Reſpekt verſunken, und um ſo greller ſtachen die Haubtakteurs mit ihrer lauten Leidenſchaftlichkeit von dieſem Hintergrunde ab. Die poſſirlichſten Vorwürfe flogen hinüber und herüber, die Wut zog eine Menge von Dingen an's Licht die mit dem Streitpunkte in gar keinem Zuſammenhange ſtanden. Der Kläger gebrauchte der Sitte gemäß das derbe „Du“, der Verklagte ſuchte für ſich dagegen durch eine gewählte Redeweiſe die ihn fortwährend ſtolpern und gleiten machte einen überlegnen Anſtrich zu gewinnen.

Der Streit war übrigens gar nicht ſo leicht zu entſcheiden als man glauben ſollte. Die Unvollkommenheit gerichtlicher Maßregeln für Sicherung des Eigentums, das Verlaſſen auf Treu und Glauben hat hier noch ſo bedeutenden Umfang daß der Schurkerei weiter Spielraum gelaſſen iſt. In dieſem Falle machte namentlich der einmal entfeſſelte Sturm jede Vermittlung unmöglich.

Vergebens wendete der Graf alle ſeine Auktorität an um wenigſtens Ruhe herzuſtellen, ebenſo vergebens war ſein Verſprechen morgen am Platze ſelbſt eine genaue Unterſuchung vorzunehmen; endlich wurde er heftig und befahl, die Halle zu raümen.

Marie war indeß auf ihr Zimmer geeilt und kam nun mit einem kleinen Kruzifixe wieder das ſie den Leuten zeigte, und augenblicklich trat Stille ein. Sie ſprach ihnen von wunderthätigen Kräften die dies Kreuz beſitze und verlangte daß Derjenige der von ſeinem Rechte feſt überzeugt ſei die Reliquie küſſe. Zugleich fügte ſie die Drohung bei daß eine ſchwere Strafe ohne Zögern den Frevler der dies Mittel zum Betruge mißbrauche ereilen würde. Der Verklagte der ſchon ſeine Hand nach dem Kreuzchen ausgeſtreckt hatte wich ſcheu zurück und ſagte er ſei noch zu kurze Zeit hier um ſein Recht einem ſolchen Gottesurteile unterwerfen zu können; wenn der Kläger den Schritt wage, wolle er zurückſtehn. Dieſer hatte ſchon nach dem geweihten

Retter gefaßt und küßte ihn inbrünstig. Das andre Volk das bei der Näherung des Fremden gemurrt bekreuzte sich jetzt knieend.

So hatte der Aberglaube den Knoten gelöst und die Menge verlor sich jubelnd oder zog schimpfend hinter dem verhaßten Eindringlinge her der vergebens versucht hatte sich ungesehn zu entfernen.

„Es wäre auf keine andre Weise gegangen," sagte Marie zu Stein der ihr Betragen mißbilligte. „Sie kennen die Leute hier nicht. Der arme Mann wäre betrogen worden, und sollte ich das ruhig und stillschweigend ansehn?"

„Wer weiß, ob Sie nicht noch weit größeren Schaden angerichtet. Wie leicht hätte der Mann nur ein geringes Theil Schurkerei oder Vernunft mehr haben können, dann wären Sie mit Ihrem Mirakel zum Gespötte geworden. Ich wollte wetten daß er nicht gezögert hätte, das Wunder zu proben, wenn das Murmeln der Andern ihm nicht zu deutlich gesagt von welcher Art die Strafe sei, die ihn bedrohe. Und doch wären Sie verspottet worden da die ganze Gemeinde sicher sein Unrecht kennt, und der himmlische Racheſtral den Sie versprachen durch launige Umwandlung nur in den Faüsten der Bauern bestanden hätte. Jede Unwahrheit zieht eine solche Gefahr nach sich. Der Aberglaube ist ein Gestripp das den guten Baum der Erkenntniß ersticken will. Mag sein Gewirr

auch dann und wann momentan einem beſſeren Zwecke dienen können, der Nachteil iſt ungleich ſicherer, denn ſeine Wirkung iſt eine dauernde und das Endreſultat — gröbſte Verdummung. In die Dornhecke baut der Zaunkönig und der Fliegenſchnepper wol auch ſein weiches Neſt, und doch iſt Der ein Thor der die Hecke nicht rodet um Fruchtbaümen Luft zu machen.“ —

Städte und Staaten ſind in der Regel in der Hand eines Tonangebers der bald ein Fürſt, bald ein Günſtling oder Miniſter iſt und das Privilegium des Pulcinells hat: all ſeine Albernheiten beklatſcht und nachgeahmt zu ſehn. Gamins, Narren und Affen bilden die Mehrzahl der Bevölkerung aller Städte, und in der Regel wäre ein Irrenhaus notwendiger als ein Rathaus.

Ich bin nicht gern in der Stadt, das läßt mich vielleicht greller zeichnen als billig, obgleich ich weit entfernt bin ſtädtiſch Intereſſantes und Gutes zu überſehn.

Schon der ewige Wechſel und die Vielſeitigkeit der Erſcheinung gibt dem Stadtleben Reiz. Eine Menge von Perſonen die kommen und gehn, bedeutend

und unbedeutend, Kunſtgenüſſe, Intriguen, ein immerwährendes Schauſpiel, oft ein in's Leben übertragner Maskenball, — das ſind ſeine Grundzüge. Die Stadt hat vielfarbige Schwingen, aber in ihrer höchſten Vollendung iſt ſie ein Nachtfalter. Die Sonne brennt zu heiß auf den weißen Häuſern und den Dallen der Trottoirs; es iſt zu hell in den Straßen, ſchwere Sammtgardinen und geſchloſſne Jalouſien müſſen ein künſtliches, — vornehmes — Helldunkel erzeugen; die hohen Giebel, die geraden Mauern ſchneiden immer die ſchönſten Stücke aus dem Himmel heraus, — die Stadt iſt ein Nachtfalter. Wenn die Gasflammen ihre blaugrünen Tulpenblätter entfalten, die Fenſter der Paläſte in das Dunkel hinausglühn, die Wagen über das Pflaſter rollen, Muſik aus den Hallen des Feſtes ſchallt, der Proletarier den kotigen Wagentritt herabreißt und am Portale die geputzten Damen angafft, dann beginnt der Schmetterling ſeinen Flug. Der Tag iſt, wenn nicht ein Korſo oder eine Parade die gewöhnliche Ordnung ſtört, nur für die Arbeiter da. Die Keller und die oberſten Stockwerke der Häuſer ſchütten ihre armen Inſaſſen aus wenn der Morgen graut, — Himmel und Hölle ſtreben und ſchaffen am Tage. Unter ſie miſcht ſich der Beamte, Aktenſtaub am Rocke und auf der Seele. Himmel und Hölle aber ſind nicht die — Welt. Der Welt iſt der Tag nur das Vorſpiel der Nacht.

Das Landleben, zumal wo kein großer Verkehr oder befreundete Nachbarschaft seine Eigentümlichkeit wenigstens theilweise verwischen, hat seine Hilfsquellen nur in sich selbst. Es bildet sich nur aus der Natur und den Menschen die so vereinzelt dastehn. Die Veränderungen in der Natur, der Wechsel der Jahreszeiten, dies tauschende Abstreifen einer alten und Anziehen einer neuen Schlangenhaut, bietet eine prächtige Bilderreihe. Die Lichteffekte, von der Morgen- und Abendidylle die von den glühenden Alpenspitzen beleuchtet wird bis zu dem imposanten Drama eines Gewitters oder der schauerlich grauenhaften Satyre eines Hagelsturmes der mit seinen grauweißen zottigen Pranken die Felder zerzaust: — All dies lächelt und glüht, lodert und braust, unverdeckt und unverstümmelt in die Seele. — Zieht der Himmel die thränenschweren Wolkenlider auf sein blaues Auge nieder und bannt die Gesellschaft in beschränkte Raüme, so muß die Lektüre und das Gespräch, der ewig junge Proteus mit seiner kaleidoskopischen Fertigkeit in raschen Uebergängen neue Ideen zu wecken, neue Bilder zu gestalten, die Lücken ausfüllen. Der Sturm der im Kamine heult, und der Regen der an die Scheiben prasselt, tragen nur dazu bei, das Gefühl von Ruhe und Sicherheit zu jener unvergleichlichen Behaglichkeit auszubilden die sonst nirgends zu finden ist. Ein paar Wochen zusammen auf dem Lande zugebracht nähern die Menschen einander notwendig

mehr als eine jahrelange Bekanntſchaft in der Stadt. Man kann ſich nicht entfliehen, nicht ausweichen. Jede Anſchauung ruft entweder Widerſpruch oder Beifall hervor, und Beides dient dazu den gegenſeitigen Wert zu ermitteln und zu begrenzen. —

Der Haldenfels bot eben nichts, als ſich ſelbſt. Die große Straße nach Innsbruck führte einige Stunden weit vorbei, die Schlöſſer ringsum lagen entweder in Trümmern oder waren unbewohnt. Selten nur verirrte ſich ein Landſchaftsmaler oder ein Pflanzenſammler in dieſen Winkel der Berge, und ſo gab es weder angenehme noch läſtige Beſuche.

Promenaden zu Pferd und zu Fuß zeigten den Bewohnern täglich die vielfachen Schönheiten der Gegend. Halden deklamirte dann, Stein zeichnete Skizzen in Mariens Album, und dieſe, von der Bergluft zugleich aufgeheitert und gekräftigt, kletterte munter und harmlos von Fels zu Fels, immer neue Aufgaben für Haldens Muſe und Steins Griffel findend.

Eine Bibliothek gab's wol auf der Burg, wenigſtens einen bequemen Saal mit großen Fenſtern im Erdgeſchoſſe der dieſen Namen führte und in welchem große Kiſten, voll Bücher gepackt, aufgeſpeichert waren. Eine Unterſuchung zeigte indeß ihren Inhalt faſt bis zur Unbrauchbarkeit einſeitig. Chroniken von ganzen Ländern und einzelnen Städten, unſchätzbar für den Antiquar; eine große Zahl heraldiſcher Werke, zum

Konsequenz ersetzen. Etwas Halbes kann man lächerlich machen und zertreten, etwas Halbes läßt sich verbieten denn es schwankt von vorn herein; aber klare Konsequenz dem Truge gegenüber muß siegen. Wozu die Triumfe, die man der Gegenpartei durch einzelne Haltlosigkeiten notgedrungen einraümt? Jeder solche Schlag bringt uns eher zurück als vorwerts, und je größer das Jubelgeschrei war desto unversieglicher ist nach dem Zusammensturze das Hohngelächter der Reaktionären. Außer Robert Blum fand Keiner die Handhabe an der die Bewegung praktisch zu verwenden war. Er allein gab der Sache sofort eine greifbare Basis, verließ das trostlos unerquickliche theologische Feld nach und nach ganz oder machte es doch zur Nebensache und lenkte eifrig in eine religiös-sozialistische Richtung ein. Ronge selbst ist zu mittelmäßig um bei der Entwickelung irgend ernsthaft mitwirken zu können. Sein Ruhm ist jung und hat sich doch schon überlebt."

Der Burgherr vergaß bei dieser Gelegenheit nicht die Festigkeit und eiserne Konsequenz des Katholizismus, die Solidität dieses Felsens an dem alle Wogen branden und zerschellen mit großer Vorliebe anzupreisen. „Zwei Swert ließ Gott auf Erden, ein weltliches und ein geistliches," citirte er. „So sind mir diese beiden Gewalten von Gottesgnaden, Kirche und Staat, das von ewig für ewig Gegebene."

„Das ist etwas Anderes," sagte Stein hingeworfen.

„Der Katholizismus hat als Maſchinenmeiſter jenes gewiſſe, magiſch ſinnliche Element dem in beſtimmter Lage und Stimmung Wenige ſich kalt entziehen können. Dieſe Magie hindert uns klar zu ſehen, wir ſchwärmen zu leicht um freies Denken zu haben.“

„Sie haben vollkommen Recht,“ unterbrach ihn Felix, „wenn Sie dem Katholizismus ein draſtiſches, unwiderſtehliches Einwirken auf die Seelenkräfte zugeſtehn. Vor Kurzem noch empfand ich dieſe Macht. Ich trat in der Weihnacht in eine alte Kirche. Der ganze Raum war in zitterndes Helldunkel gehüllt das mit dem Weihrauch zuſammen die Pfeilerſchäfte mit Dämmerung umwob, ſo daß die ſpitzen Bogengewölbe zu ſchweben ſchienen. Nur der Hochaltar, der Punkt von dem alles Licht, alle Weihe ausging, ſchwamm in einem Kerzenmeere. Die Orgel klang und dröhnte an den Wänden hin, mächtig und gehalten wie ein ernſtes Mahnen, dazwiſchen ſtrömte gleich Engelſtimmen der Geſang der Chorknaben. Die Menge kniete, und die alten Heiligenbilder ſahen ſegnend auf die Beter nieder. — Ich ſtand am Eingange einer Seitenkapelle; draußen vor dem Fenſter mochte ein „Oelberg“ ſein, denn Laternen und Fackeln beleuchteten die gemalten Scheiben. Unter der Kapelle war eine Gruft. Die Bilder fielen durch das große Gitter hinab und zeichneten ſich auf den matten Zinnſärgen. Irdiſche Farben, irdiſche Träume beſuchten die Verſtorbenen. Mir aber ſchien

es als wäre der heilige Chriſtoforus aus dem Glaſe herausgetreten und hätte wirklich in dieſer Weihnacht den Heiland zu uns gebracht. Vom Altare herüber klang die Stimme des Prieſters, er ſchwenkte die Monſtranz und gab den Segen. Unfern von mir kniete eine arme alte Frau; ſie betete ſo heiß, es war eine ſolche Innigkeit in ihrem Blicke, — der Tag ohnehin und ſeine vergangnen Kinderfreuden hatten mich weich geſtimmt, — ich beneidete ſie um ihren Glauben, um ihr Gebet. Als ich an ihr vorüber ſchritt, ließ ich ein Geldſtück in das offne Buch gleiten, der Tag der Freude ſollte auch ihr und den Ihrigen ein froher werden."

„Malen Sie das," ſagte Marie zu Stein.

„Das geht nicht, obgleich Graf Felix nur mit Unrecht die am meiſten ſtummen und unſichtbaren Seelenkräfte in's Spiel gezogen. Es war doch eigentlich nur die Rede von einer Wirkung auf die Sinnesorgane, zumal auf die Augen, und dieſe iſt der Pinſel allerdings ohne Schwierigkeit wieder zu geben im Stande. Ich könnte Ihnen eine Kirche in ſolcher Beleuchtung malen, — es wäre ein Architekturſtück. Die Zauberklänge der Orgel, den Choral müßte ich Ihrer Fantaſie überlaſſen, ebenſo könnten ohne gemachte Perſpektive die bunten Bilder nur bis auf die Quadern, nicht aber in die Gruft fallen; ja ſogar die alte Frau die doch eigentlich der Geiſt und der Lebenshauch des Ganzen iſt ſchrumpfte zur Staffage zuſammen. Es geht nicht."

„Wie Sie das gleich abscheulich zergliedern und kategorisiren," sagte Felix. „Trotz alledem könnte ich Ihrem Einwurfe doch höchstens die Behaubtung einer unmittelbaren Einwirkung auf das Geistige opfern. Das Gefühl das sich aus der Anschauung entwickelte war immer eine Thätigkeit meines innersten Lebens."

„Die Zergliederung dürften Sie mit Recht zurückweisen wenn ich sie nicht einzig zur Begründung der Unmöglichkeit ein solches Bild zu malen benutzt hätte. Die Lyrik, und dahin gehört am Ende Ihre Apostrofe, liegt mit ihrer Ueberschwenglichkeit ein für allemal außer dem Bereiche einer anatomisirenden Kritik. Man kann Niemand beweisen daß er das ohne jenes nicht gefühlt habe; er kann uns aber auch nicht zumuten ihm Alles nachzufühlen. Genug davon. — Mit der Geistes-Unmittelbarkeit die Sie selbst aufgegeben, hört aber für mich jeder höhere geistige Zauber auf, — und hierin liegt die Schwäche des Katholizismus. Ich kann einen Nervenkitzel, einen Sinnenrausch doch nicht so ohne Weiteres: Religion nennen. Wenn ich erst zu denken angefangen, muß alles Hohe eben auch mein Denken beschäftigen, Seele muß zu Seele, der Weltgeist zu meinem Geiste reden: da ist Erhebung, da ist Größe. Ihre Mystik lullt dagegen alle Klarheit ein, sie umschleiert sich selbst die Augen um sich nur in dem unbestimmten Schweben, in dieser gespensterfüchtigen

Mondnacht wohl fühlen zu können. Der Katholizismus ist der nächste Uebergang aus dem orientalischen Kultus in den occidentalischen; man sieht ihm überall an daß er in Italien seine Form bekommen hat, in einem Lande das zwischen beiden Landrichtungen liegt. Aber er ist auch nur für dies Zwischenland gemacht, er hat mit nordischem Wesen nichts gemein." —

„Die Bedürfnisse der Vernunft und des Verstandes zu befriedigen ist eine Aufgabe der Philosophie; Religion aber ist ein Postulat des Herzens. Die Vernunft und der Verstand sind nicht in sich abgeschlossen, sie sind ungleichmäßig vertheilt, die Uebermacht drängt wo sie sich findet vorwerts. Sie reißt heute ein, was sie gestern erst mühsam aufgebaut; das Herz aber fühlt heute wie immer. Wir haben etwas Positives: — den Glauben; Sie können uns nie ein Aequivalent dafür geben."

„Dann lassen wir das Positive fallen. Mir scheint das Ihrige ohnehin sehr vag. Ein Hirt und eine Heerde sind ja überhaubt nur denkbar wenn es weder Hirten noch Stall, weder Jesuiten noch Pietisten, weder Deutschkatholiken noch Lichtfreunde gibt. Ich bin für eine Radikalkur. Der große Unfug den Menschen nach seinem religiösen Zeichen, nach der Uniform seines Inneren zu fragen um ihn nach seiner Herberge zu weisen, muß endlich der Vergessenheit anheimfallen. Ganz umsonst haben wir das Treiben doch nicht unter-

ſucht das uns ſo lang gekuechtet. Wir haben die vergoldete Nußſchale mit dem Hammer der Vernunft zerſchlagen, die Trümmer liegen auf dem Ambos herum, aber — die Nuß war leer. Und um dieſer Hohlheit willen, all die Chikanen! Jeder iſt über ſein inneres Leben nur ſich ſelbſt Rechenſchaft ſchuldig, das Heilige gehört nicht auf dem Markt, es ſoll nicht zum Stichwort und zum Parteinamen werden.“

„Und die Tauſende von Martyrern, die für ihren Glauben, für dies Poſitive das Sie ſo ohne Umſtände dem Nichts preisgeben wollen, geblutet haben?“ warf der Graf ein.

„Sie ſtarben für ſubjektive Anſichten, für Ideen die ſich erſt Geltung erkämpfen wollten, — ein Irrtum ging im anderen unter. Wenn dieſe einer ſo beſondern Berückſichtigung wert ſind, verlangt Pflicht und Billigkeit allen Andern die ihrer Grundſätze, ihres Glaubens wegen ſtarben, dieſelben Rechte einzuraümen. All die Unglücklichen, deren Zahl Legion iſt, von den großen Einzelnen Huß, Savonarola, Arnold von Brescia, bis zu den maſſenweiſen Opferungen der Juden jenſeits der Pyrenäen, der Albigenſer, Kamiſarden und jener Tauſende deren Scheiterhaufen die Lieblingstochter des Satans, die Inquiſition, zündete; wofür litten dieſe? Doch nur für Anſichten, die ſie als Menſchen den Menſchen gegenüber vertheidigen wollten. Warum heißen ſie aber boshafte, verruchte Ketzer oder im

mildeſten Falle fanatiſche Schwärmer? Die erſten Chriſten mußten den Römern und Juden ebenfalls als Ketzer erſcheinen, und die Gewalthaber übten damals blos was ſpäter oft genug unter dem Banner und im Namen der Liebe geübt worden iſt. Ich finde keinen Unterſchied zwiſchen den Chriſtenfackeln Nero's und den Autodafe's eines Torquemada, und fänd' ich einen, ſo hätte ich den härteren Fluch für die ſpäter lebenden Mönche, die ihre ruchloſen Thaten zur Ehre Gottes zu üben vorgaben."

„Mag ſein," ſagte der Graf, „Sie kommen aber mit Ihrem Negiren alles Poſitiven nicht durch. Der Dogmatismus iſt dem Menſchen angeboren. In dem Moment wo Sie einen Satz befehden oder ſtürzen, haben Sie gleich einen zweiten in Bereitſchaft an den wir ohne Weiteres abſolut glauben ſollen. Geben Sie uns keinen Satz, ſo iſt wenigſtens Ihre Negation als Dogma hingeſtellt und Sie werfen Jeden in die Zahl der Ketzer oder Narren der nicht zu Ihrer Fahne ſchwören mag. Ein Prinzip, alſo etwas Poſitives, iſt durchaus unentbehrlich."

„Alles Objektive iſt poſitiv. Es gibt aber für uns keine reine Objektivität, weil das Medium unſres Ichs alles von außen Gegebne durchdringt, und wir es ſo nicht mehr als etwas Fremdes, als etwas Feſtabgeſchloſſnes erkennen ſondern es uns ſtets mit einer bedeutenden Beimiſchung ſubjektiver Atome zur

Anſchauung bringen. Alle Naturgeſetze ſind entſchieden poſitiv; wir ſehen aber in die Werkſtätte der Natur nur mit unſern Augen, wir denken uns nur mit unſerem Geiſte hinein: — das was wir ſahen und ergrübelten, kann wahrſcheinlich ſo ſein, ob aber poſitiv für alle Zeit, das iſt eine andere Frage. Ihre Bemerkung, Herr Graf, enthält indeß ſehr Richtiges, und der Vorwurf den Sie in meiner Perſon ziemlich der ganzen Welt machten iſt leider nicht ungerecht. Rätſelhaft bleibt es immer woher der grauſame, eingefleiſchte Drang ſtammt, einen Menſchen religiöſer Ueberzeugungen wegen zu lieben und zu haſſen; woher die Sucht kommt Andern ſeine eigne Anſicht als die allein ſelig machende aufzudrängen. Unnatürlich iſt der Zuſtand gewiß. Das in die Welt hineingekünſtelte Gift einer Formelreligion rollt in den Adern unſrer Tage gährender als je, es zeigt ſich bei jeder Gelegenheit ſo bösartig daß ich feſt glaube die heutigen Schriftgelehrten und Fariſäer würden einen Chriſtus wie vor achtzehnhundert Jahren, wenn auch nicht an's Kreuz, doch ſicher in's Irrenhaus zu bringen wiſſen. — Ich kenne Leute die nicht im Stande ſind das kleinſte Geſchäft zu Stande zu bringen ohne auf eine oder die andere Weiſe den Andern in einen konfeſſionellen Menſchen umzuformen. Sie brechen mitten im Handel ab wenn ſie herausbringen, daß der Gegner ſein Kreuz auf andere Art ſchlägt, oder daß er Ruppianer oder Uhlichianer iſt. Wir wiſſen vor

lauter Konfeſſionen kaum noch etwas von Religion. Träte ſie die tief im Menſchen wie in der ganzen Welt liegt, erſt einmal wieder ohne allen Beigeſchmack auf, ſo verſchwände mit den Unterſcheidungszeichen auch der Glaubenshaß, das Reinmenſchliche feierte den ſchönſten Sieg, und die Menſchen würden glücklich."

Die Ruhe, mit welcher Stein ſprach, ſein Verſchmelzen des chriſtlichen Geiſtes mit dem Weſen des Menſchlichen, konnte ſeine Wirkung nicht verfehlen. Es gibt eine Stimme in uns, ſo ſchwach und verſunken ſie auch ſein mag, die ſich gegen alle jene wuchernden Schmarotzerneigungen, gegen dieſen widerwärtigſten Kaſtengeiſt empört. Der Menſch wagt es mitunter nichts als Menſch zu ſein: dann drücken ihn die Feſſeln in die er ſich ſelbſt geſchmiedet; er fühlt daß aus den Roſen die er getraümt eiſerne Ringe geworden ſind die ihm die Glieder wund reiben. Aber ſogar dieſer Kampf der Natur um ihr Recht wird ängſtlich bewacht und als Frevel und Sünde gebrandmarkt. Die Unnatur und das Erlogne ſitzen auf dem Throne, von Häſchern und Sbirren in frommen Livreen umgeben, — die Natur zieht ſich in ſich ſelbſt zurück und beweint den Verluſt ihrer beſten Schöpfung. Es gibt Leute die wenn ſie naht erſchrecken und ſich bekreuzen. Sie ſchämen ſich ihrer oder fürchten ſie. Aber ſie wird einſt nicht mehr im Bettlergewande, ſie wird in der Pracht der Gewalt und des Zornes an die verſchloſſnen

Pforten pochen, ſie wird die Riegel zerſchmettern, die Schranken niederwerfen, — mögen dann ihre Proklamationen nicht mit Blut geſchrieben ſein.

Verließ auch der Burgherr oft kopfſchüttelnd und augenſcheinlich unzufrieden das Gemach, ſo fand die Wahrheit doch an Marien bald eine warme Freundin. Ihrem klaren, gelehrigen Sinne waren die Widerſprüche die aus dem Worte der Liebe vereint mit der That des Haſſes notwendig ſprießen müſſen nicht entgangen.

„Laſſen Sie die lächerlichen Vorurteile,“ ſagte ſie dann, „der Umſchwung wird kommen und den Trug vernichten.“

„Er wird kommen, — aber nennen Sie die Vorurteile nicht lächerlich. Das was das Glück von einer Welt untergraben hat und noch heute den Brand der Zwietracht in das Herz der Familien ſchleudert ſoll nie lächerlich, nie der Gegenſtand des Spottes für uns ſein. Ernſt, heiligen Ernſt müſſen wir ihm entgegen ſetzen, ſein Untergang iſt eine neue Erlöſung. Das Vorurteil iſt eine finſtre, dämoniſche Gewalt die haſtig und ſchadenfroh über die Saatfelder der Freude fährt und Halme und Blüten zerknickt, ehe ſie Frucht bringen können. Das Vorurteil iſt mehr Teufel als alle teufliſchen Ausgeburten der Fantaſie vom Belzebuel bis zum Zernebog.“

Felix ſchlug ſich nach kurzem Kampfe gewöhnlich auch auf die Seite der Oppoſition; man wußte nur nie

Zügeln griffen verletzte ihn dennoch tief. „Dies gelehrte Proletariat," sagte er, „hat Nichts zu verlieren und kann Alles gewinnen. Diese Leute wollen stürzen, nur stürzen, gleichviel was. Mag aus ihrem Schutte dann werden was da will. Jede Veränderung kann dem Schreierhaufen Vorteil bringen, und solch vager Hoffnung opfert er Recht und Gerechtigkeit, wie sehr er auch seine Phrasen mit diesen Worten durchspickt." — Damit klappte er Heinzens Mahnung ärgerlich auf den Tisch und ging mit starken Schritten durch das Zimmer.

Die Apostrofe war halb an Stein gerichtet der eben mit Felix eintrat. Der Maler warf einen Blick auf den Titel des Heftes und nahm dann den Handschuh auf.

„Es gibt eine Unzahl von Plänklern deren Treiben Ihre Verurteilung in Pausch und Bogen mit Recht verdienen mag, — Carl Heinzen nimmt aber einen besondern Maßstab für sich in Anspruch. Er ist nicht ein Verneiner aus Frivoletät oder Zerstörungsbrunst, er ist ein Produkt der Verhältnisse, und wenn er verschroben geworden, so ist es schade um ihn. Sie dürften seine stolze Haltung, seinen düsteren, scharfen Blick, seine feste Stirn nur sehen um im Augenblicke zu wissen daß eine solche Persönlichkeit nie eine Ahnung von banaler Schwärmerei, von nebelhaften Traumgesichtern gehabt haben kann. Er ist bitter, vielleicht zu

bitter, — das kam aber aus seinen Erlebnissen. Verkannt in einem durchweg biedern Streben, durch Unglück in seiner Familie, den Tod seiner Kinder in seinem Gemütsleben gereizt und gestört, mit Gewalt endlich in's Extrem gehetzt, — hätte er ein unverwundbarer Heros sein müssen um nicht in diese Stimmung zu geraten. Und ein Heros ist er nicht, dazu hat er vielleicht auch zu wenig wissenschaftliche Tiefe. Seine Leidenschaft wird darum leichter zornmütig als edel, aber von Zeit zu Zeit bricht durch die Schatten ein gewisser schneidender Humor und in solch bizarrer Laune schmückt er dann sein Zimmer etwa auch mit den Bildern europäischer Potentaten. In wunderlicher Zusammenstellung kleben sie, zum Theil kopfüber, mit Inschriften bezeichnet, an den Wänden. Dazwischen die preußische Nationalkokarde, die Insignien seines ehemaligen Offizierstandes in der Landwehr, Patent, Epauletten, Degen ꝛc. Mir zwang er so unter den Exuvien seines staatsbürgerlichen Daseins mit seinem Ernste, seiner Ruhe unter der ich einen Vulkan wußte, Achtung ab. — Ich gestehe gern daß ich seinen Barrikadenstil, seine rasenden Uebertriebenheiten und all den wilden Unfug dem er ab und zu das Wort redet gleich Ihnen verwerfe, aber ich verlange durchaus daß er für ein notwendiges Produkt seiner Lebensfahrt angesehen wird, und kann ihm deßhalb meine Theilnahme nicht entziehen."

„Für eine Verirrung will ich auch meinerseits

ein gewisses Mitleid nicht vorenthalten," sagte der Graf, „gegen die Verführung muß aber von Denen gekämpft werden deren Amt es ist die staatliche Ordnung zu wahren, darum gehören verschrobne Menschen à la Heinzen mit Recht unter die Verfolgten. Nicht ihrethalb, sondern zur Rettung Anderer. Ich meinte indeß nicht diesen allein sondern die ganze Schreierclique. Es gibt Leute darunter denen man nicht alles Urteil, nicht alle Kenntnisse absprechen kann, obgleich ich nicht weiß wie sich ihre Frechheit mit diesen Eigenschaften versöhnen läßt. Ich fasse es nicht wie diese ihre Stellung so ganz außer Acht lassen können, wie Unterthanen ohne Rang und Stand wagen dürfen dem Herrscher vorschreiben zu wollen: — so, oder so nicht. Darum finde ich daß der König von Preußen durch das Patent vom 3. Februar sich viel vergeben hat. Die Leute werden sagen er ist gezwungen zu thun was ihm nicht behagt.

„Zunächst muß ich mit Ihrer Erlaubniß ein Perhorrescenzgesuch gegen die Bezeichnung „Unterthan" anbringen. Unterthan ist weiter nichts als eine urbane Umschreibung für Sklave. So weit sollten wir auch in Deutschland endlich gekommen sein daß der bloße Gedanke an Hörigkeit unser Blut schon in Wallung brächte. Ich bin in Kurhessen geboren. Der Fürst mag seine Erb- und Schutzrechte auf die Scholle vertheidigen — so lang er kann; die tote Erde kann ihn

der Thorheit und Anmaßung wegen nicht verlachen, wol aber ich, der denkende Menſch. Und nun gar der Splitterpatriotismus den man ſchon mit dem erſten Athemzuge einſaugen ſoll! Kümmert's mich, ob Der oder Jener ſeine Geißel ſchwingt? Ich würde es übel nehmen wenn mich Jemand einen geborenen Heſſen nennen wollte. Ich kam als Menſch in die Welt, von andern angeborenen Klaſſifikationen die weder mit geiſtigen noch körperlichen Verhältniſſen in Berührung ſtehen weiß ich nichts. Auch der Gedanke, ein Deutſcher zu ſein, macht mich weder niedergeſchlagen noch ſtolz. In die Erde geſpießte buntbemalte Pfähle, Mutterſprache ſogar und Volkseigentümlichkeit ſind Zufälligkeiten von denen ich mich um ſo weniger knechten laſſen mag als meiner Ueberzeugung nach durch dieſe Spaltungen die Erfüllung der Aufgabe des Menſchengeſchlechtes nur verhindert und hinausgeſchoben wird. Dieſe Aufgabe iſt — den angelognen Trödel jeder Art abzuſtreifen und in Weſt und Oſt, in Nord und Süd einig und ſtark, als — Menſchen zu ſein; zu genießen und zu dulden, aber nur Natürliches. — Le roi ne lâche que quand le peuple arrache! Das iſt Alles, was ich ſonſt auf Ihren Einwurf entgegnen kann. So wie das Volk zur Erkenntniß ſeiner Rechte kommt, fordert es die Güter zurück die man ihm in den Zeiten der erkünſtelten Unmündigkeit entriſſen, oder die es ausgeliehen weil es kein Mißtrauen

hatte. Wer zuerſt zum Bewußtſein kommt der thut es zuerſt. Rang und Stand wirft bei jedem Handel wo das Recht in's Spiel kommt kein Gewicht in die Schale. Was können die erwachten Plebejer dafür daß die Großen für Bänder, Titel und Aemter ihre eignen Gerechtſame mit denen des Volkes zugleich opfern? Time is money! und: Zögern bringt Tod! Wer kann, wer darf in dieſen Verhältniſſen warten bis die Bewegung von oben ausgeht? — Das Patent aber iſt ein Puff der Niemand mehr Sand in die Augen ſtreut."

„Der anarchiſche Zuſtand dem Sie hier das Wort reden vernichtet Handel, Induſtrie, kurz den Wohlſtand des Landes. Die entfeſſelte Maſſe iſt die fleiſchgewordne Beſtialität, ſie weiß nichts von einer beſtimmten Richtung ihrer Wut, ſie tobt rechts und links; die Aufwiegler haben ſie eben ſo wenig in der Gewalt, wie der Schütze die abgeſchoſſne Kugel. Die Maſſe muß den Reiter fühlen, und darum gab uns der Herr eine Obrigkeit."

„Die blinde Wut der Maſſe laſſ' ich gelten, Pöbel wird es immer geben, aber ſeine Unzahl kann und wird zuſammenſchmelzen wenn man die Beſſeren nicht mehr hindern wird ſeine trüben Tage aufzuklären; wenn man ihn nicht mehr gefliſſentlich noch mehr verſtocken und verdummen wird. Hätten wir nicht eine unnatürliche Ordnung und wäre das Inſtinktive nicht

gerade dadurch verkümmert und von seinem Platze verdrängt worden, so gäbe es auch keine so schreienden Unordnungen. Da es nun aber so ist, brauchen wir freilich eine leitende Hand. Wir brauchen eine Hand, aber den Kopf hat das Volk; die Hand darf nur ausführen, was der Kopf diktirt. Der Name dieser Hand, ob König oder Präsident, scheint mir gleichgiltig, nur muß sie abgehauen werden wenn sie ihrer Pflicht nicht genügt."

„Gut, gesetzt all dies wäre ebenso richtig als es mir eine utopische Traümerei scheint, — so hätten die Herren Stürmer immer einzig und allein mit der Regierung zu thun. Warum vergessen sie so ganz und gar alle Erfahrung, alle Historie, und richten ihre Pfeile auf etwas das sich zu allen Zeiten aus der Natur der Dinge entwickelt hat? Sie finden eine Aristokratie in allen Republiken, in Sparta und Athen, in Frankreich gleich nach der blutigen Revolution wie in Amerika. Der Name, die Basis selbst, Geld oder Geburt, ändert nichts wenn nur die Idee vorhanden ist."

„Diese Leute kämpfen um ein Recht der Geltung das mit ihnen geboren ist. Der Kopf ist ihr Stammschloß, Gedanken ihre Münzen und Diener, die großen Geister alle die vor ihnen im Glanze des Erkennens geleuchtet sind ihre Ahnen. Tüchtige Männer fühlen sich in der That von Gottesgnaden, und wenn dann kleine unbedeutende Wesen mit einem großen Titel

ihnen vorgezogen werden und sie geringschätzig behandeln, sollen sie diese lähmenden Mißverhältnisse stillschweigend übergehn und ertragen? Ich glaube, Herr Graf, Sie werden mir zugeben müssen, daß jene Angriffe provozirt worden sind. — Dem Erbadel liegt eine Idee zu Grunde, ein Schluß, eine Berechnung, bei der ein höchst wichtiger Faktor gar nicht beachtet wurde. Durch irgend eine bedeutende That erwarb der Ahnherr in der besten Zeit den Adel. Man ehrte das Verdienst des Vaters im Sohne und glaubte daß die hohe Gesinnung sich im Blute fortpflanze. Man setzte eine Notwendigkeit voraus, während der Zufall freies Spiel hatte, — hinc illae lacrimae! Ich muß den Vorwurf aus der Geschichte nichts lernen zu wollen den Vertheidigern des Blutadels zurückgeben, denn die Beispiele von Ausartung, von Schändung des Adels haben keine Zahl. Dem späteren Adel dessen Verdienste etwa Geld oder Verrat sind, gönne ich kein weiteres Wort. Ich halte ebenfalls die willkürliche Bevorzugung Einzelner in ihren Konsequenzen für eine schmachvolle Beeinträchtigung der ursprünglichsten Menschenrechte, eine Aristokratie der Bildung und des Geistes lasse ich wie jene Stimmführer gern gelten. Eine solche wird sich auch immer behaubten. Glauben Sie nicht, daß Wolfgang Goethe, der Dichter des Faust, mehr Wert hat als Herr von Goethe, der Premierminister von Weimar?“

gerade dadurch verkümmert und von seinem Platze verdrängt worden, so gäbe es auch keine so schreienden Unordnungen. Da es nun aber so ist, brauchen wir freilich eine leitende Hand. Wir brauchen eine Hand, aber den Kopf hat das Volk; die Hand darf nur ausführen, was der Kopf diktirt. Der Name dieser Hand, ob König oder Präsident, scheint mir gleichgültig, nur muß sie abgehauen werden wenn sie ihrer Pflicht nicht genügt."

„Gut, gesetzt all dies wäre ebenso richtig als es mir eine utopische Traümerei scheint, — so hätten die Herren Stürmer immer einzig und allein mit der Regierung zu thun. Warum vergessen sie so ganz und gar alle Erfahrung, alle Historie, und richten ihre Pfeile auf etwas das sich zu allen Zeiten aus der Natur der Dinge entwickelt hat? Sie finden eine Aristokratie in allen Republiken, in Sparta und Athen, in Frankreich gleich nach der blutigen Revolution wie in Amerika. Der Name, die Basis selbst, Geld oder Geburt, ändert nichts wenn nur die Idee vorhanden ist."

„Diese Leute kämpfen um ein Recht der Geltung das mit ihnen geboren ist. Der Kopf ist ihr Stammschloß, Gedanken ihre Münzen und Diener, die großen Geister alle die vor ihnen im Glanze des Erkennens geleuchtet sind ihre Ahnen. Tüchtige Männer fühlen sich in der That von Gottesgnaden, und wenn dann kleine unbedeutende Wesen mit einem großen Titel

ihnen vorgezogen werden und sie geringschätzig behandeln, sollen sie diese lähmenden Mißverhältnisse stillschweigend übergehn und ertragen? Ich glaube, Herr Graf, Sie werden mir zugeben müssen, daß jene Angriffe provozirt worden sind. — Dem Erbadel liegt eine Idee zu Grunde, ein Schluß, eine Berechnung, bei der ein höchst wichtiger Faktor gar nicht beachtet wurde. Durch irgend eine bedeutende That erwarb der Ahnherr in der besten Zeit den Adel. Man ehrte das Verdienst des Vaters im Sohne und glaubte daß die hohe Gesinnung sich im Blute fortpflanze. Man setzte eine Notwendigkeit voraus, während der Zufall freies Spiel hatte, — hinc illae lacrimae! Ich muß den Vorwurf aus der Geschichte nichts lernen zu wollen den Vertheidigern des Blutadels zurückgeben, denn die Beispiele von Ausartung, von Schändung des Adels haben keine Zahl. Dem späteren Adel dessen Verdienste etwa Geld oder Verrat sind, gönne ich kein weiteres Wort. Ich halte ebenfalls die willkürliche Bevorzugung Einzelner in ihren Konsequenzen für eine schmachvolle Beeinträchtigung der ursprünglichsten Menschenrechte, eine Aristokratie der Bildung und des Geistes lasse ich wie jene Stimmführer gern gelten. Eine solche wird sich auch immer behaubten. Glauben Sie nicht, daß Wolfgang Goethe, der Dichter des Faust, mehr Wert hat als Herr von Goethe, der Premierminister von Weimar?“

„Sie werfen so viel mit Konsequenz um sich, daß ich Sie doch auf einige Inkonsequenzen aufmerksam machen muß," wandte Felix ein. „All die schillernden Worte die Freiligraths Gedicht — Von unten auf — hier so pomphaft in die Welt hinaus donnert, bergen nur boshafte Gehässigkeit, nicht Gesinnung. Sollte er selbst nicht oft genug auf dem Dampfer über die Häubter der Maschinisten hinweg promenirt sein? Warum macht er dem Könige einen Vorwurf daraus, während er es bei sich gewiß nur natürlich findet? Warum ist er nicht in die glühenden Raüme hinabgestiegen um dem neuen Titanen zu helfen? Die Burgen und Reben am Strande, das Nußlaub von St. Goar und der blinkende Rhein schienen auch ihm lockender als die Cyklopenwirtschaft in der Tiefe! Wozu all diese Redensarten?"

„Das Gedicht beweist wenigstens daß er bei dem Genuße die traurige Lage des im Maschinenraume eingepferchten Proletariers nicht vergaß, daß er geistig mit ihm litt, wenn er auch nicht helfen konnte. Warum Sie aber die ganz allegorische Fassung der Verse absichtlich übersehn wollen, begreife ich nicht. Ihr Vorwurf zerfällt bei richtiger Auffassung und Deutung von selbst."

„Von strengpolitischen Dingen verstehe ich nichts," sagte Marie, „ich habe meine persönlichen Feinde auf einer andern Seite. Was den Adel anbelangt, so habe

ich ihn nur immer als das Mittel wert gehalten das mir ohne Schwierigkeit die beſten Geſellſchaften öffnet. Sonſt iſt er mir nichts als der von den Vätern ererbte Name. Der Vorteil, deſſen ich erwähnte, ſcheint mir aber ſo groß daß ich ihn nie leichtſinnig aufgeben möchte, — ich würde mich in einer fremden Sfäre nicht heimiſch finden können, und Verdienſte die mich trotzdem auf der Oberfläche hielten beſitze ich nicht."

„Aber Ihre perſönlichen Feinde?" fragte Felix ſcherzend.

„Hören Sie nur! Bei meiner großen Vorliebe für friſche Blumen, kaufte ich zu einer Zeit, wo dieſe theuer ſind, ein Ballſträuschen. Es beſtand aus Queen Victoria Kamellien, einem Moosröschen, weißem Hibiskus und einer ganz neuen Art Pensées. Ich erinnere mich gerade dieſer Blumen noch ganz genau; — ich mußte zwei Louisd'or dafür zahlen. Zugleich mit mir war ein kleines Männchen in einem abgeſchabten Rocke, mit ſtarkzerknittertem Hute bei dem Gärtner geweſen, und am andern Morgen las ich in einem Journale eine breite Tirade über die Verſchwendung der Reichen. Es war da haarklein ausgerechnet, wie lang eine ganze Familie von dem Gelde hätte ernährt werden können das eine Dame den Tag vorher für ein Bouquet ausgegeben das heute ſchon verwelkt ſei und im Kehricht modre. Die Blumen waren genau beſchrieben und die Anfangsbuchſtaben meines Namens genannt, ſo daß alle

Welt mich erkennen mußte. Konnte dieſer Menſch denn wiſſen ob ich nicht vielleicht in derſelben Stunde das Doppelte zu einer Unterſtützung beſtimmt hatte? Und blieb mir dann noch ſo viel, Blumen zu ſolchem Preiſe kaufen zu können, wer hat ein Recht es mir zu verargen? Dieſe Leute die uns immer den Spiegel eines Elends vorhalten das wir nicht verſchuldet und dem wir nicht ganz abhelfen können, auch wenn wir zu gleicher Armut hinunterſtiegen, — dieſe Makler und Taxatoren unſrer Freuden, ſind mir von ganzer Seele zuwider. Es iſt mehr Neid in ihnen als wahre Menſchenliebe; ſie koquettiren mit Schmerzen die ſie nie empfunden, mit einem Mitleid von dem ſie nichts als den Schein nachzuahmen wiſſen."

„Und mit vollem Rechte ſtrafen Sie dieſe Charlatane durch Ihren Haß," rief Felix. „Wir haben Beiſpiele in Menge daß die heftigſten Lärmer, wenn ihnen der Zufall Beſitz in die Hände geſpielt, härter und rauher gegen Arme geweſen als jemals Einer der an Reichthum gewöhnt iſt."

„Trotz alledem, meine Gräfin, muß ich mich zum Advokaten der Idee, wenn auch nicht der einzelnen Perſonen machen. Jener Mann griff den Fall von — Verſchwendung auf, der ſich ihm gerade darbot. Er erklärte nicht Ihnen die Fehde, das Beiſpiel diente nur dazu ſeinen Gedanken ſchroffer in's Licht zu ſtellen. Sie würden in Ihren Salons, auf Ihren Parquets kaum

eine Ahnung davon haben wie verbreitet draußen Jammer und Elend ſind, wenn dieſe Taxatoren den Gegenſatz nicht grell hervorzögen und Ihnen Geſchichten von hungernden, in Lumpen gehüllten Kindern der Not erzählten. Zierlich auf Velin gedruckt, mit Goldpreſſe gebunden, liegen dann dieſe dem Geſchick und der Geſchichte in's Antlitz geſchleuderten Vorwürfe auf Ihren Toilettentiſchen. Vielleicht hat gerade die Schilderung Ihres Bouquets irgend eine andre Dame erſt auf den Einfall gebracht daß man, gewiſſermaßen zur Sühne für eine ſolche Ausgabe, an die Armen denken müſſe. Sprach Sie das Gewiſſen, das einzig giltige Kriterium unſrer Handlungen frei, dann durften Sie ſich die ganze Sache nicht ſo nahe gehn laſſen. So gemacht auch unſre Beſitzverhältniſſe ſind, und ſo wenig ſie ſich naturrechtlich begründen laſſen, glaube ich doch, wenigſtens noch für lange Zeit nicht an die Möglichkeit einer Nivellirung. Mir ſind die Mittel und Wege nicht klar durch die dieſer Zweck erreicht werden könnte und auf welche Weiſe der Inſtitution Dauer und Halt zu geben wäre."

„Nein, ich greife trotz aller Ihrer ſcheinbaren Gründe die Idee ſelbſt an. An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen. Wie läßt ſich, um nur ein Beiſpiel zu geben, der unendliche Schmutz rechtfertigen den man auf ihre Rechnung in die Literatur paſcht? Die Sündflut ſogenannter Myſterien, die ekelerregenden Proſtitu-

tionsgeſchichten, die aus jeder Lorette ein Opfer ſozialer Mißverhältniſſe machen wollen und jeden Spitzbuben und Vagabunden zu einem Karl Moor ſtempeln; — dieſe modernen Ritter- und Raüberromane à la Cramer und Spieß ſind mir ein Graus," ſagte Felix.

„Werfen Sie nur nicht Alles durcheinander und trennen Sie die Werke in denen wirklich eine ſoziale Idee verfochten wird, von den Kurzwaaren deren Erzeugerin entweder die Mode iſt oder die mehr oder weniger ſeichte Nachahmungen eines Originales ſind das ſeinen Weg gemacht hat. Daß Niemand aufgetreten iſt der Myſterien von Krähwinkel oder Flachſenfingen geſchrieben um mit einem Schlage dem äffiſchen Unfuge den Garaus zu machen, begreife ich nicht. Welch köſtliches Feld für Ironie, Witz, Satyre, wie herrlich wären da all die erfundenen Unnatürlichkeiten durch reine Natur zu parodiren und zu perſifliren geweſen. — Das Leben im Volke, in den ſogenannten unteren Schichten der Geſellſchaft, um es richtiger zu bezeichnen, hielten die Engländer längſt der Beachtung wert, und ich möchte es ein ſchlimmes Zeichen nennen daß die Blouſen uns ſo ſpät Intereſſe abgewannen."

„Vertheidigen Sie denn überhaubt die Tendenzliteratur?" fragte der Burgherr. „Sie ſcheinen nicht unbedeutendes Gewicht auf Eugen Sue zu legen der doch ein Tendenzſchriftſteller par excellence iſt."

„Wie kannſt Du nur fragen, lieber Onkel, Stein

ist heute in so störrig oppositioneller Laune, daß er ein Königreich um die Erfindung einer neuen Art zu opponiren gäbe."

„Ich sollte doch auch meinen," fügte Marie hinzu, „daß es passender wäre, all diese Gegenstände in Abhandlungen zu besprechen. Mir scheint es ein neuer Mißbrauch das Elend, und nur das Elend, zum Gegenstande der — Unterhaltung zu machen."

„Aber wer liest denn Abhandlungen?" fragte Stein. „Die Menschen die sie der Beachtung wert halten bedürfen ihrer in der Regel nicht, die Notwendigkeit trieb die Tendenz in die Belletristik. Ein Buch das wie eine Novelle aussieht und in behaglicher Breite einer Heirat zuströmt, kömmt in tausend Hände die vor jeder Abhandlung zurückbeben. Irgend ein Gedanke bleibt wol im Gedächtnisse zurück, und so wird durch Tendenznovellen in weiteren Kreisen gewirkt als auf andere Art irgend denkbar und möglich wäre. Auch die exklusivsten Cirkel können sich einer interessanten Lektüre nicht berauben und greifen resignirt nach den Schriften in denen die Gespenster des Tages, Sozialismus und Kommunismus, in anständiger Form, essend und trinkend wie andere Menschen auftreten. So befreundet man sich nach und nach unbewußt mit ihnen und das ist ein Vorteil, denn sie sind nun doch die Herren der Zukunft. Die Zeit will einmal Tendenz, ihre ganze strengpraktische Richtung bedingt diese

Forderung, die Tendenzſchriftſtellerei iſt alſo entſchieden ein Kind der Zeit, und ſchon darum unſchwer zu vertheidigen."

„Ihr Satz hat manches Wahre, und doch werde ich immer bedauern daß man auch das wenige Harmloſe das uns geblieben war vergiftet hat, daß uns das nervöſe Fieber der Zeit auf jedem Blatte mit ſeinen grauſen Fantaſien ſchreckt," warf der alte Graf hin.

Marie ſagte: „Ich glaube noch einen andern Grund für dieſe offenbare Verirrung gefunden zu haben der mit jener „Geſinnungstüchtigkeit" in keinem Zuſammenhange ſteht. Das Mittelalter und der düſter umwölkte Horizont, die Dämmerung des dichtangrenzenden Zeitraumes, früher ein ſo beliebter Stoff für ſchriftſtelleriſche Arbeiten, bot mit ſeinen koloſſalen Unordnungen, ſeiner Verſchrobenheit, ſeinem Fehdeſiechtum, der Inquiſition, den Hexenprozeſſen, der Tortur, ſo draſtiſche Vorwürfe daß der Leſer ſchon durch dieſe Greuel die der Farbenſchmuck weder verhüllen konnte noch wollte, immer in fieberhafter Spannung erhalten wurde. Das Publikum hat indeß den Geſchmack an Kreuzfahrern und Mönchen verloren, es will etwas Anderes, aber ebenſo Reizendes. Hausbackene, ohne Humor ſpießbürgerlich zuſammengeleimte Romane ließen kalt, das alte Problem den Hans mit ſeinem Gretchen nach tauſend Schwierigkeiten zu verbinden ſetzte durch

seine schreckliche Einfachheit die Schriftsteller allmälig in Verlegenheit. Man versuchte es noch einmal mit der alten Zeit, man beschwor wieder die alten Schatten mit Speer und Schild, — aber es erstand mit den Gestalten nicht mehr der alte Geist der Kraft und That. Mystisch märchenhafte Wunderlichkeiten, halb ironisch, halb ernst, der eitle, gottminniglich rittertümliche Pomp mit der langen, faden Brühe von himmelnder Weinerlichkeit und allzeit fertigen Thränendrüsen klang aber natürlich auch nicht an, es mußte immer noch etwas Anderes aus diesem Krampfe hervortauchen. Man mußte die Feuer- und Wasser-Proben welche die Vorzeit ohne Paraphrase darbot zu allegorisiren suchen. Man experimentirte durch alle Genres, schlug an alle Glocken, pochte an jeden Stein, fiedelte auf allen Nervensaiten ohne es zu einem festen Bogenstrich zu bringen und sah endlich nebenher noch in die Schüsseln die von der Hahn und der Paalzow zurecht gekocht wurden. Die geselligen Dramen der Ersten wurden durch die gespreizte Blasirtheit, die Novellen der Zweiten durch die Verzeichnung historischer Charaktere und die plebejische Bedeutung die sie jeder Livreetresse beilegt, unangenehm. Man wollte sich von dem was uns in der Wirklichkeit langweilt, nicht noch in Büchern verfolgen lassen. Die Schriften waren ein Bild der Zeit: Es geschah viel, aber es wurde wenig gethan. So griff man denn mit einer gewissen ängst-

lichen Haft auf den Boden der Geſellſchaft. Die Helden ſtehen nun in den Reihen der Proletarier, ein unbekanntes Feld, das mit Begierde durchwühlt wird."

„Und", fiel Stein in ihre Rede, „die hohen Herrſchaften leſen das wie etwa ein Märchen aus Tauſend und eine Nacht; denn märchenhaft genug muß es Manchem klingen daß der Funke des Prometheus unter der Blouſe des Arbeiters ebenſo hell glühen ſoll als unter dem pariſer Fracke. Es iſt etwas Neues, Frappantes. Ein Buch dieſes Inhaltes iſt verſchlungen worden, Grund genug, ihm Tauſende folgen zu laſſen. Uebertrieben wird dabei bis zur Unkenntlichkeit. Der Handwerksburſche der nothdürftig leſen kann baut Syſteme, und der Bauer der ſeine drei Kreuze als Unterſchrift gelten laſſen muß führt durch ſeine Dialektik tüchtige Gelehrte auf's Eis; aber dies Alles ſo albern es oft iſt thut keinen Schaden, es ſetzt ſich in uns unwillkürlich eine gewiſſe Achtung für die niederen Stände feſt deren Früchte ſegensreich ſind. — Sie haben in Ihrer literarhiſtoriſchen Skizze wirklich das Richtige gefühlt, es ſchimmerte da und dort durch, ſeltſamer Weiſe aber haben Sie das Eigentliche nicht ausgeſprochen. Sie gingen ja vom hiſtoriſchen Romane aus. Wir möchten gern wieder eine Geſchichte haben, das Gefühl ſagt uns aber daß das Heft, das Privilegium Weltgeſchichte zu machen, aus den Händen der Großwürdenträger in die des Volkes übergegangen

ist. Nicht mehr Privathaß und kleinliche Zwistigkeiten der gekrönten Häubter, sondern ganze Völker durchdringende Bewegungen und Ideen schreiben große Züge in das Buch der Welt. Eine Geschichte ohne Thaten ist ein Unding, von oben aber kommt kein kräftiges Handeln mehr, der Feldruf Vorwerts erschallt „Von unten auf!“ Der Massenkampf den Napoleon in der Strategie anwendete schmettert nun auch Reihe nach Reihe Derer nieder die sich mit der neuen Taktik nicht befreunden wollen. Das Volksleben das früher nur zu Genrebildchen Stoff gab malt nun die Geschichte. Der Treiber in dem Jagdstücke jener Tapete, der mit gebognem Rücken und ängstlicher Demut der Gruppe von Herren den geschossenen Hasen überreicht, wäre unter der Hand eines Malers der Neuzeit sicher eine andre Figur geworden. Ein paar markirte Striche an Stirn und Brauen, einen scharfen Punkt in's Auge, statt der stupiden Gemeinheit die seinen Mund öffnet: — die Lippen geklemmt, ein bittres drohendes Lächeln in den Falten, und das Bild wäre nicht mehr ein bloßes, nichtssagendes Jagdstück. Auf einer der letzten breslauer Kunstausstellungen fanden die Kunstrichter für gut, Hübners „Auswanderer“, eins der tiefsten, sinnigsten Gemälde die der Pinsel je hervorbrachte unter die Genrebilder zu werfen. Die Leute haben dadurch ihrem Urteile selbst den Stab gebrochen. Wahrhaftig nur solche Bilder sind die Historie des

neunzehnten Jahrhunderts, — aber nicht Schmierereien, wie das bekannte berliner Huldigungsbild. Die „Auswanderer“ haben außerdem noch das Verdienſt, ohne den geringſten Apparat auf kleinem Raume das große Weh eines ſolchen Auszugs aus der Heimat zu veranſchaulichen. Dieſer Bauer mit ſeiner jungen Tochter, der zum letzten Male den Friedhof ſeines Geburtsortes beſucht, den letzten Kranz an das geſunkne Kreuz hängt — um am Miſſiſippi oder am Sabine fern von ſeinen Vorfahren eine Ruheſtätte zu finden, — es iſt eine ergreifende, hochpoetiſche Gruppe. Man hat Hübner die fahle Beleuchtung des Vordergrundes zum Vorwurfe gemacht, — die Leute wiſſen nichts von Gefühl! Der trübe Gedanke der die Seele des Malers umſchleierte, miſchte auch ſeine Farben, und was das Werk an Friſche verlor gewann es gerade durch dieſen Zug an Herz. Hinten im Sonnenlichte die ſchwerbepackte Wagenreihe und jubelnder Leichtſinn, vorn gedrückte Herzen am Grabe der Aeltern und Kinder; der Gegenſatz iſt ſo einfach, unmittelbar verſtändlich und rührend zugleich, daß grenzenloſe Gemütsloſigkeit oder pyramidale Bornirtheit dazu gehört, ihn nicht zu begreifen. Auch die beiden Reiter aus der Klaſſe der „Herren“, denen der Jäger den Auszug ihrer „Unterthanen“ zeigt, ſind nicht umſonſt da. Ihre Beziehung zum Ganzen iſt leicht zu erkennen. Ja, das iſt die Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. — Müßte ich

nicht fürchten Sie zu ermüden, ſo würde ich noch hinzufügen daß Sie den Dichtern die tendenziöſe Stoffe zu ihren Gedichten verwenden ſchon darum zu nahe treten weil der Dichter nicht über der Zeit ſtehen, ſondern gerade ſeine Zeit ganz in ſich aufgenommen haben muß. Wir lernen Geiſt und Stimmung der verſchiednen Jahrhunderte aus nichts beſſer kennen, als aus den Dichtern jener Zeiten. Warum wollten wir denen unſrer Tage das Recht abſprechen die Gährung und das Streben von heute den Enkeln abſpiegeln zu dürfen?"

„Gerade aber durch die Poeten, ſie mögen nun in gebundner Rede oder in Proſa ihre Träumereien in die Welt ſenden, wird das zerſtörende Prinzip auch in die Geſinnung der Frauen übertragen. Frauen ſind ja ſo faſt das einzige Publikum der Dichter. Die Folge hiervon iſt dann all der verderbliche Emanzipations-Schwindel der jetzt in ihren Köpfen ſpukt."

„Meines Wiſſens," ſcherzte Marie, „haſt Du, lieber Onkel, ja mit keiner andern Frau zu thun als mit mir, und daß ich emanzipationsſüchtig ſei, wußte ich nicht. Ich möchte nicht einmal eine jener „ſuperioren" Frauen der Gräfin Hahn ſein. Sie ſind alle, um die ſonderbare Terminologie beizubehalten, „aigrirte" Charaktere, die weder fähig ſind glücklich zu werden noch zu beglücken. Alle Beiſpiele zeigen es, und die von der Hahn geſchilderten zumeiſt recht grell. —

Warum mag man wol das ſchöne, kernhafte Wort „Weib“ als nur für den Pöbel paſſend gebrandmarkt haben? Zur Frau gehört ein Herr, zum Weibe ein Mann. Seit die Ehe aufgehört hat, nur aus dieſen beiden letzten Elementen zu beſtehen, aus einer innigen Vereinigung willensſtarker, rühriger Kraft auf der einen Seite, und verſöhnender Hingabe auf der andern, — ſeit da kam das Fremde, Störende hinein, der Kampf um das Zepter. Davon wußte man vorher nichts, weil Mann und Weib, ich möchte ſagen eine chemiſche Verbindung eingegangen waren, die nach den Richtungen der Grundſtoffe wirkend, jedes in ſeinem Gebiete für ſich einzig, doch zuſammen nur ein Ziel wollten, nur einen Zweck erfüllten. Diejenigen die zuerſt die Idee einer extremen Frauenemanzipation ausgeſprochen, riefen ein neues Sklaventum der Frauen hervor, — die Sklaverei des Mißtrauens. Verlangt der wahrhafte Mann Dienſte vom Weibe, ſo können es nur ſolche ſein die er analog jeden Augenblick ſelbſt wieder leiſten kann ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben. Sie haben nur eine Ehre, nur eine Schmach, erniedrigt ein Theil den andern, ſo erniedrigt er ſich ſelbſt. Jedes Weſen hat nur auf dem ihm von der Natur angewieſenen Platze ſeinen vollen Wert: der Mann als Mann, das Weib als Weib.“

„Jeder ideale Standpunkt iſt gewöhnlich gerade hoch genug die Konflikte zu überſehn die unſre leidigen

Einrichtungen, dieſe Naturverbeſſerungen eines Pfuſchers, notwendig erzeugen müſſen. — Ihre Theorie, meine Gräfin, iſt trotz aller guten Verſprechungen grau wie jede andre; und daß ſie wirklich in hiſtoriſchem Boden wurzelt, iſt ſchwer zu beweiſen. Wenn nun, ich halte die von Ihnen gewählten Bezeichnungen feſt, der Herr und das Weib, der Mann und die Frau verbunden werden, ganz abgeſehn von den möglichen Taüſchungen, wie dann? Ich muß voraus ſchicken, daß ich aller Erfahrung entgegen eine gewiſſe romantiſche Idee von der Ehe hege, nichts deſto weniger aber glaube daß all die welche ſie als etwas Künſtliches anfeinden, durchaus im Rechte ſind. Meine Anſicht über dieſen Punkt, die einzige Schwärmerei vielleicht der ich huldige kann nicht maßgebend ſein. Die Feinde der Ehe werden übrigens ſo lang unſer jetziges Beſitz und Erbſyſtem gilt nie eine Aenderung herbeiführen können, und bis dahin will ich den Gedanken an die Möglichkeit einer vollkommen glücklichen Verbindung von Mann und Weib in der Ehe auch nach dem angenommenen ſozialen Begriffe mit Liebe pflegen."

„Zu ſpätes Erkennen und Taüſchungen aller Art laſſe ich gelten, aber wenn man Willen hat, kann eine Mißehe gar nicht vorkommen. Ich wenigſtens wüßte kein Vorurteil, keinen äußeren Zwang der mich einem ſolchen Schickſale preisgeben könnte. Ich würde nicht wollen, da haben Sie meine unwiderlegbaren Gründe.

Mich selbst kann ich nur selbst vergeben, weder Priester noch andere Menschen können Jemand Rechte und Gewalten über mich verleihen. Ich begreife ebenso wenig wie man sich bei einem solchen Schritte von irgend etwas verleiten lassen kann, wie mir unerklärbar bleibt daß sich irgend ein Herr einen Korb holt."

„Und doch kommt es vor," sagte Stein, „die Herren holen sich Körbe, und die Mehrzahl unsrer Ehen gehört thatsächlich in die Kategorie derer die Ihnen unmöglich scheinen. Kann einem Uebel nicht vorgebeugt werden, so muß man wenigstens bedacht sein Mittel aufzufinden die ihm später abhelfen; — das aber ist die Aufgabe, an der bisher alle Bemühungen gescheitert sind. Es mengen sich, wie ich schon andeutete, zu viel grobmaterielle Interessen in diese Verhältnisse als daß ein friedliches Versöhnen der Konflikte möglich wäre. Und doch ist die Unauflösbarkeit der Ehe eine Fessel die fürchterlich wird wenn sie dem Wortlaute nach gilt, aber faktisch die Zersetzung schon da ist. Wir sind zu sehr mit dieser Idee verwachsen, zu sehr in jämmerlicher Einseitigkeit versunken, die Begriffe Eigentum und Besitz kreuzen alle möglichen Projekte, und eine Verbesserung dieser Zustände deren Unsinn klar genug hervortritt kann nur über dem Schutte unsrer ganzen sozialen Anordnungen emporwachsen. Die Vereinigung von Elementen

die wirklich zuſammen ein Ganzes bilden wird auch dann nach wie vor unlösbar ſein. — — —

So wurden die Abendſtunden ausgefüllt. Am Tage arbeitete Stein an den zur Ausführung vorbereiteten Kartons und blieb dabei gern ungeſtört. Er hatte von München aus ein paar gewandte Maler nach Schleſien geſchickt um dort die Grundarbeiten vorzunehmen und den Umbau der einen Saalwand des Schloſſes W— zu leiten. Sie ſchrieben ihm daß Alles ſehr langſam fortſchreite, daß die Arbeiter erſt völlig neu dreſſirt werden müßten, kurz daß er vor Ende Juli gewiß nicht würde anfangen können ſelbſtthätig aufzutreten. Dieſe Nachricht ſchien Stein nicht unangenehm zu berühren; — als der Burgherr äußerte daß ſeine Aufſicht vielleicht das Werk beſchleunigen würde, erklärte er daß die beiden ſtrebſamen Künſtler die er mit dieſem Geſchäfte betraut für Vorarbeiten weit zuverläßiger ſeien als er ſelbſt. „Sie haben für Cornelius und Schnorr gearbeitet," ſagte er, „und es iſt nur freundſchaftliche Gefälligkeit die ſie bewogen mir denſelben Dienſt zu leiſten, ſie ſind in keiner Weiſe

meine Untergebenen und bedürfen keiner Ueberwachung. Da der Herr Graf ſo freundlich war, mir Gaſtfreundſchaft zu bieten und die Gegend zu höchſt intereſſanten Studien geeignet iſt," ſetzte er mit der ſonderbar trocknen Ruhe hinzu die er immer annahm wenn er etwas durchſetzen wollte, „werde ich denn auch hier verweilen bis ich ſelbſt Hand anlegen kann."

Marie hatte von ihren Reiſen eine große Anzahl bunter Muſchelſchalen und anderer Seeprodukte mitgebracht. Sie beſchäftigte ſich jetzt damit aus den kleinen wunderlich geformten Dingern natürliche Blumen nachzubilden und beſchenkte die Anderen mit ihren zierlichen Arbeiten, die ſie als Bouquets auf Pappkäſtchen befeſtigte oder in Bildform einrahmte.

Ihre Zimmer lagen nach der Thalſeite. Man trat vom Flur in ein Entree das durch prachtvolle Schlinggewächſe die dort und da mächtige Tropfſteine aus der adelsberger Höhle frei ließen, völlig in eine Grotte umgewandelt war. Die Fenſterniſche hatte einen Ueberzug von Roſenquarz und Amethyſtdruſen bekommen von deren Kryſtallflächen das Licht in tauſend Farben durch das üppig grüne Laubgitter blitzte. Die Gräfin hatte durch dieſe ſchroffe Miſchung von grellem Lichte und düſtren Schatten auf eine eigentümliche Weiſe jenes beliebte clair obscur gewonnen das man für eine vornehme Wohnung nun einmal unentbehrlich glaubt. Das Entree bildete gewiſſermaßen einen Ueber-

gang. Ein Auge das durch die reinen Spitzbogen der Korridors, durch die langen glatten Mauern verwöhnt war, würde sonst durch den Wechsel der Architektur den Marie gerade für ihre Zimmer gewünscht hatte zu plötzlich, zu schneidend überrascht worden sein. Von außen konnte man den Abstand nicht so bemerken da diese Zimmerreihe dicht am Abhange hinlief und man von unten durch die Bäume zu wahrhafter Schwindelhöhe hinaufsehn mußte. Mit dem grünen, duftigen Entree begann eine neue Welt. Durch den Druck einer Feder sprang die von Gebüsch maskirte Thüre auf und man glaubte in einem der kleinen Säle der Alhambra zu sein. Das zierliche Ω in den Bogen, weiße schlanke Saülchen und Pilaster mit vergoldeten Knaüfen, eine breite, bunte Arabeskenbordüre unter den Simsen, das Plafondgewölbe bedeckt mit jenen wunderbaren Netzgeweben mauriſcher Schnörkelei, wiedergespiegelt in dem glatten Fußboden von Marmormoſaik. Auf den weißen glänzenden Wänden ſtanden mit verzognen Goldlettern, ſo daß ſie beim erſten Anblicke wirklich den Eindruck arabiſcher Schrift machten, gleich Sprüchen aus dem Koran Strofen deutſcher Dichter. Schwere gelbſeidene Vorhänge, Divans von demſelben Stoffe, ein einfaches aber reiches Mobiliar von Roſen- und Citronenholz vollendeten die Einrichtung des Salons. Eine große ſilberne Gasätherlampe, Herkules, der dem Atlas das Himmelsgewölbe abnimmt, darſtellend, ruhte auf einem Tiſchchen

von demſelben Metalle; ſie war der einzige Gegenſtand, der nicht ſtreng dem Geiſte der Umgebung angepaßt ſchien. Eine ſchmale Gallerie, wie das Entree mit Schlingpflanzen umzogen, verband dies Gemach mit Mariens Schreibſtube. Sie nahm das eine Eck des Schloſſes ein. Das zierliche Bureau von Zebra, bedeckt mit einer Menge von Statuetten, Porzellan und Elfenbeinarbeiten, ſtand mitten unter der Kuppel des Hauptgewölbes. Jede Niſche bildete gleichſam ein beſondres Zimmer und hatte ihre beſondere Beſtimmung. Die eine war Bibliothek, in der zweiten lehnte der Stickapparat und der Muſchelkaſten, das Fenſter der dritten zeigte ein altdeutſches Glasgemälde, eines jener wunderbaren Madonnengebilde, die bei aller Steifheit der Zeichnung doch ſo tiefen Eindruck auf uns machen. In dieſer Niſche ſtand ein Betſchemel. Alle waren durch Gardinen von amarantfarbnem utrechter Sammt abgeſchloſſen. In die abgeſtumpfte Ecke des Schloſſes hatte man eine Thüre gebrochen die auf einen geraümigen Balkon führte der frei und kühn über den Abgrund hinaushing. An dies Lieblingszimmer der Gräfin ſtieß ihre Garderobe, dann ihr Schlafzimmer und das Kabinet ihrer Zofe.

Der alte Graf der ſich nach den letzten Debatten wieder mehr von dem Maler entfernt hielt war viel bei ihr. Sie ging, da es ihm Freude machte, gern auf den ceremoniöſen Hofton ein den er der modernen

Einrichtungen, dieſe Naturverbeſſerungen eines Pfuſchers, notwendig erzeugen müſſen. — Ihre Theorie, meine Gräfin, iſt trotz aller guten Verſprechungen grau wie jede andre; und daß ſie wirklich in hiſtoriſchem Boden wurzelt, iſt ſchwer zu beweiſen. Wenn nun, ich halte die von Ihnen gewählten Bezeichnungen feſt, der Herr und das Weib, der Mann und die Frau verbunden werden, ganz abgeſehn von den möglichen Taüſchungen, wie dann? Ich muß voraus ſchicken, daß ich aller Erfahrung entgegen eine gewiſſe romantiſche Idee von der Ehe hege, nichts deſto weniger aber glaube daß all die welche ſie als etwas Künſtliches anfeinden, durchaus im Rechte ſind. Meine Anſicht über dieſen Punkt, die einzige Schwärmerei vielleicht der ich huldige kann nicht maßgebend ſein. Die Feinde der Ehe werden übrigens ſo lang unſer jetziges Beſitz und Erbſyſtem gilt nie eine Aenderung herbeiführen können, und bis dahin will ich den Gedanken an die Möglichkeit einer vollkommen glücklichen Verbindung von Mann und Weib in der Ehe auch nach dem angenommenen ſozialen Begriffe mit Liebe pflegen."

„Zu ſpätes Erkennen und Taüſchungen aller Art laſſe ich gelten, aber wenn man Willen hat, kann eine Mißehe gar nicht vorkommen. Ich wenigſtens wüßte kein Vorurteil, keinen äußeren Zwang der mich einem ſolchen Schickſale preisgeben könnte. Ich würde nicht wollen, da haben Sie meine unwiderlegbaren Gründe.

Mich selbst kann ich nur selbst vergeben, weder Priester noch andere Menschen können Jemand Rechte und Gewalten über mich verleihen. Ich begreife ebenso wenig wie man sich bei einem solchen Schritte von irgend etwas verleiten lassen kann, wie mir unerklärbar bleibt daß sich irgend ein Herr einen Korb holt."

„Und doch kommt es vor," sagte Stein, „die Herren holen sich Körbe, und die Mehrzahl unsrer Ehen gehört thatsächlich in die Kategorie derer die Ihnen unmöglich scheinen. Kann einem Uebel nicht vorgebeugt werden, so muß man wenigstens bedacht sein Mittel aufzufinden die ihm später abhelfen; — das aber ist die Aufgabe, an der bisher alle Bemühungen gescheitert sind. Es mengen sich, wie ich schon andeutete, zu viel grobmaterielle Interessen in diese Verhältnisse als daß ein friedliches Versöhnen der Konflikte möglich wäre. Und doch ist die Unauflösbarkeit der Ehe eine Fessel die fürchterlich wird wenn sie dem Wortlaute nach gilt, aber faktisch die Zersetzung schon da ist. Wir sind zu sehr mit dieser Idee verwachsen, zu sehr in jämmerlicher Einseitigkeit versunken, die Begriffe Eigentum und Besitz kreuzen alle möglichen Projekte, und eine Verbesserung dieser Zustände deren Unsinn klar genug hervortritt kann nur über dem Schutte unsrer ganzen sozialen Anordnungen emporwachsen. Die Vereinigung von Elementen

die wirklich zuſammen ein Ganzes bilden wird auch dann nach wie vor unlösbar ſein. — — —

So wurden die Abendſtunden ausgefüllt. Am Tage arbeitete Stein an den zur Ausführung vorbereiteten Kartons und blieb dabei gern ungeſtört. Er hatte von München aus ein paar gewandte Maler nach Schleſien geſchickt um dort die Grundarbeiten vorzunehmen und den Umbau der einen Saalwand des Schloſſes W— zu leiten. Sie ſchrieben ihm daß Alles ſehr langſam fortſchreite, daß die Arbeiter erſt völlig neu dreſſirt werden müßten, kurz daß er vor Ende Juli gewiß nicht würde anfangen können ſelbſtthätig aufzutreten. Dieſe Nachricht ſchien Stein nicht unangenehm zu berühren; — als der Burgherr äußerte daß ſeine Aufſicht vielleicht das Werk beſchleunigen würde, erklärte er daß die beiden ſtrebſamen Künſtler die er mit dieſem Geſchäfte betraut für Vorarbeiten weit zuverläßiger ſeien als er ſelbſt. „Sie haben für Cornelius und Schnorr gearbeitet," ſagte er, „und es iſt nur freundſchaftliche Gefälligkeit die ſie bewogen mir denſelben Dienſt zu leiſten, ſie ſind in keiner Weiſe

meine Untergebenen und bedürfen keiner Ueberwachung. Da der Herr Graf so freundlich war, mir Gastfreundschaft zu bieten und die Gegend zu höchst interessanten Studien geeignet ist," setzte er mit der sonderbar trocknen Ruhe hinzu die er immer annahm wenn er etwas durchsetzen wollte, „werde ich denn auch hier verweilen bis ich selbst Hand anlegen kann."

Marie hatte von ihren Reisen eine große Anzahl bunter Muschelschalen und anderer Seeprodukte mitgebracht. Sie beschäftigte sich jetzt damit aus den kleinen wunderlich geformten Dingern natürliche Blumen nachzubilden und beschenkte die Anderen mit ihren zierlichen Arbeiten, die sie als Bouquets auf Pappkästchen befestigte oder in Bildform einrahmte.

Ihre Zimmer lagen nach der Thalseite. Man trat vom Flur in ein Entree das durch prachtvolle Schlinggewächse die dort und da mächtige Tropfsteine aus der adelsberger Höhle frei ließen, völlig in eine Grotte umgewandelt war. Die Fensternische hatte einen Ueberzug von Rosenquarz und Amethystdrusen bekommen von deren Krystallflächen das Licht in tausend Farben durch das üppig grüne Laubgitter blitzte. Die Gräfin hatte durch diese schroffe Mischung von grellem Lichte und düstren Schatten auf eine eigentümliche Weise jenes beliebte clair obscur gewonnen das man für eine vornehme Wohnung nun einmal unentbehrlich glaubt. Das Entree bildete gewissermaßen einen Ueber-

als neue Bilder, die denſelben Gegenſtand kunſtrecht und edel behandeln. Die ſogenannt wunderthätigen Bilder ſind durchſchnittlich widerwärtige Fratzen. — Offenbar iſt dieſe Meduſe auf die letzte Weiſe entſtanden. Sie war kein ſelbſtändiges Werk, ſondern einer Statue der Minerva oder des Perſeus als Attribut beigefügt. Sie findet ſich ſo, d. h. thätig, nicht leidend, an Sarkofagen oder als Schmuck des Aegis. Aber auch hier noch und gerade an dem Relief das uns vorliegt finden Sie deutliche Spuren des Geſchmackes der Griechen. Ich ſehe gar nicht, daß der Kopf ſo abſtoßend häßlich iſt. Die Augen ſind weit offen und herrlich geſchnitten; was Sie an der Stirn für Knochen nehmen, halte ich für verſteintes Zucken das von der Qual des Sterbens her geblieben iſt und das mit dem gleichfalls verzognen Munde korreſpondirt. Die Lippen endlich ſind rund und voll gewölbt, wie bei allen Antiken, mohrenhaft und wulſtig aber gewiß nicht. Der Kopf mißfällt Ihnen weil Sie der Mythe eine andre Seite abgewinnen wollen; und weil er Ihnen mißfällt, übertreiben Sie. — Daß ein Antlitz wie das deſſen Umriſſe Sie angaben, bedeutenden Wert haben könnte, iſt nicht zu leugnen; nur ſcheint es mir eine über die Möglichkeit geſpannte Aufgabe dieſen lebendigſten Ausdruck dem Steine einzuhauchen. Ich kenne übrigens die Technik der Bildhauerkunſt zu wenig um definitiv entſcheiden zu können

wie weit das Genie hier den Widerſtand des Mittels zu beſiegen vermag.“

„Schwer? Zugegeben; unmöglich? Nein! Denken Sie doch nur an den Laokoon, an die Niobe! Aber ich will Ihnen, um jede Ausflucht abzuſchneiden, lieber ein Werk der Neuzeit nennen. Denken Sie nur an Canovas Magdalene! Ich weiß daß ſich Manches gegen die Zeichnung des Ganzen ſagen läßt, aber das Geſicht, von den Augen abwerts, iſt wie dazu gemacht meine Behaubtungen beweiſen zu helfen. Dieſe Weichheit und dabei dies Beben, dieſe Vollendung des Schmerzes, dieſe demütige Reue die einen trüben Schleier auf das geſenkte Auge wirft. Kann der Meißel das hervorbringen, warum nicht Kälte, Haß und Hohn?“

„Weil die Aufgaben diametral entgegengeſetzt ſind. Das geſenkte Augenlid deckt bei der Magdalene zugleich die ſchwache Seite der Skulptur. Man vermißt den Stern nicht, — ja der Schatten des Lides ſcheint ſogar einen zu bilden. Bei der Meduſe iſt er faſt unentbehrlich. Lebhafteſter Affekt und ſtarre Ruhe vereint bilden das ſchwer zu löſende Problem, und Beide müſſen größtentheils im Auge liegen. Die Alten ſahen die Unmöglichkeit einer glücklichen Löſung ein, darum gaben ſie dem Gedanken der ihnen gewiß nicht fremd war keine Form.“

„Sie haben mich nicht aus dem Felde geſchlagen

geben der die ganze Geſtalt wie mit einer Dornenwand umſtarrt. Nein, dies petrifizirte Scheuſal iſt keine Meduſe. Entweder irren die Kunſtkenner oder es iſt das Werk eines gedankenloſen Handwerkers.“

„Sie ſind zu hart,“ meinte Felix, „wir können über die Alten nicht ſo raſch ein verwerfliches Urteil fällen. Noch vorſichtiger aber müſſen wir ſein, wenn es ſich um einen anerkannt bedeutenden Reſt ihrer Kunſt handelt.“

„Doch, doch, wenn ſie die ewigen Muſter des Geſchmackes, die nie fehlenden Meiſter der Aeſthetik ſein ſollen, ſo verlangt es die Achtung vor ihnen ſelbſt daß wir eine Stümperei mit dem rechten Namen bezeichnen. Wir müſſen an ihnen gerade die ſtrengſte Kritik, die genaueſte Zergliederung üben um uns über das Wahre der Kunſt ſichere Aufſchlüſſe zu verſchaffen. Helfen Sie mir doch, Stein, Sie müſſen das wiſſen.“

„Je ſchärfer und überlegter unſre Kritik iſt, deſto mehr kommen wir zu dem Reſultate daß die Werke der Alten makellos edel ſind; die Kritik wird alſo den wohlverdienten Ruhm der Antike nie ſchmälern können. Die Alten dachten ſich die Meduſe als ein gräßliches Ungetüm, als ein ſolches ſchildern ſie Homer und Ovid. Schlangenhaar, graſſer Blick und ſchlaffe Flügel am Kopfe „ſcheußlich und furchtbar,“ ſo ſieht ſie aus dem Schilde der Athene. Ein ſolches Antlitz widerſtrebte der Verewigung durch den Marmor; die Kunſt

bemächtigte ſich alſo der weiteren Mythe die das Ungeheuer vorher ein wunderbar ſchönes Mädchen ſein läßt das die Augen Neptuns auf ſich ziehn konnte, und bildete mit der ganzen Kühnheit und dem vollen Rechte adligſten Geſchmackes faſt immer die ſterbende Meduſe, nicht die verſteinernde. Die Medusa Rondanini iſt ein Bildwerk voll troſtloſen Schmerzes, ein Geſicht das denſelben Eindruck macht wie die Beatrice Cenci. Und ſo iſt ſie in allen Reliefs, in allen Steinen in denen ſie ſelbſtändig erſcheint. Ganz zu vermeiden ging aber die Darſtellung des „δεινοῖο πελώρου," des Gorgonenhaubtes das Homer „δεινή τε σμερδνή τε" nennt, dennoch nicht. Sie citirten Leſſing; erinnern Sie ſich nur der Stelle an der er die künſtleriſche Darſtellung eines idealen Gebildes ſtreng von den Skulpturen ſondert die als Bedürfniſſe des Kultus verfertigt worden. In ſolchen Arbeiten herrſcht ein pedantiſcher Zopfſtil, ein Zwang der faſt ebenſo erbaulich iſt wie der in Gutzkow's Maha Guru geſchilderte. Hier mußte ſich der Künſtler dogmatiſch an das Hergebrachte halten. Sie finden die Parallelſtelle noch heute in gutkatholiſchen Ländern. Der alte verrenkte Chriſtus mit ſchielenden Augen und mongoliſchen Backenknochen, den in grauer Zeit ein Dorfklerer mit Leimfarben geſchmiert, — die affenbraune Madonna, deren Mantel ſich durch rätſelhaft unmöglichen Faltenwurf auszeichnet, beide gelten den Leuten weit mehr,

nicht mehr recht durchdringen, Mißverständnisse vernichten dann den Frieden. Daß die Männer durch Verhältnisse gehindert werden früh zu heiraten, ist mehr der Grund des Verfalls der Ehe als Alles was neulich hier darüber gesagt worden. Wo aber die Verhältnisse nicht hindernd sondern im Gegentheile aufmunternd sind, ist jede Zögerung unverantwortlich. Jung gefreit, sagt ein altes deutsches Sprichwort, hat noch Niemand gereut; ich erinnere mich auch in der That keiner unglücklichen Verbindung die früh geschlossen worden." — Er sprach die letzten Sätze mit so erhobener Stimme, daß Felix der mit Marien Schach spielte ihn verstehen mußte.

Felix hatte einen unbegreiflichen Leichtsinn. Er spielte mit dem was er selbst Verrat genannt, ohne es zu wissen. Wir finden dies Vergessen ihrer selbst gewöhnlich nur an Menschen, die mit unwiderstehlicher Glut vom Augenblicke bestimmt und von der Gegenwart geknechtet werden. Die unnatürliche Reizbarkeit ihrer Nerven läßt sie nicht aus fortwährendem Zucken und Vibriren herauskommen; ein ewiger Rausch, ein unbestimmtes Streben und Ringen das sich an Alles klammert und an Nichts Halt findet hindert die Bildung einer konsequenten Richtung. Der ruhige Ueberblick den sich der Mann erkämpft, kaltes Ueberschauen von Wirkung und Ursache sind ihnen Chimären. Sie kämpfen mit getraümten Feinden, wägen alle Vorteile

der nur in ihnen vorhandenen Verhältniſſe ab und erliegen gerade dann zumeiſt der Wirklichkeit wenn ſie ſich im Traume dem Siege nahe glauben. — Weh' ihnen wenn ſich nicht doch endlich die rechte Klarheit durch eigne Erkenntniß und von innen heraus entwickelt. Die ſchonungsloſe Wirklichkeit, die plötzlich wie ein Blitz die ſorglich gehegte Dämmerung durchglüht, das Wiſſen, das eiſig und ſchneidend von Außen kommt, kann bei einem ſolchen Zuſtande nur vernichten. Und doch muß es einmal kommen. Der Geiſt, nun mit einem Zauberſchlage aus der gleichförmig ſchmeichelnden Ordnung geſchreckt, bricht entweder matt zuſammen oder ſtürzt von Verzweiflung gehetzt kopfüber in wahnſinnige Bitterkeit. Es gibt keine Rettung. Die Welt in uns, ſobald ſie der äußeren für immer Fehde erklärt hat, zehrt wie ein ſchleichendes Gift langſam aber ſicher an unſerem Marke, ſie reibt uns endlich auf. Die Fantaſie und der Traum ſind Gifte die nichts neutraliſirt, ſie laſſen nur ein Sinnen, kein Denken zu, und ohne Denken gibt es kein volles Leben mehr, denn das Denken iſt ja die höchſte Funktion eines belebten und lebensfähigen Organismus. Stein fühlte ſich nicht berufen Felix auf die Gefahr aufmerkſam zu machen der er ſich unbedacht ausſetzte, aber er war empört über die Geſinnungsloſigkeit mit welcher er ein Weſen opferte das ihm erſt ſo theuer geſchienen. — —

Endlich riß das Gewölk wieder das wie ein schwerfaltiger Vorhang das Allerheiligste, die weißen Gletscherspitzen verhüllt hatte. Marie war bald darauf bei einer kranken Frau gewesen die in einem einsamen Gehöfte zwischen den Felsen wohnte. Auf dem Rückwege hatte sie eine neue, nach ihrer Schilderung überaus prächtige Partie entdeckt, zu der gleich für den nächsten Abend eine Wallfahrt verabredet wurde.

Es war in der That ein pittoresker Platz. Hohe Felsblöcke, Reste und Zeugen eines früheren Bergsturzes, waren lose bis an den Abhang verstreut. Zwischen ihnen wuchsen breite, gefiederte Farrenkräuter deren frisches Grün die grauen, rötlich oxydirten Steine umwogte. Gebüsch mit dem gewaltigen Schwunge der nur dem Gebirge eigen, starre Rüstern und zackiger Bergholunder, breiteten ihren Schatten auf das weiche fußhohe Moos das, wieder von dürrem Riedgrase überragt, ein angenehmes Lager bildete. Aus vermorschten Stämmen stiegen riesige Epilobien und Digitalisarten mit einer Unzahl roter und gelber Blüten empor. Etwa funfzig Schritt entfernt lag die Schwaige von Tannen umgeben, dahinter, immer mehr umduftet, der waldige Berg.

Dicht unter dem Punkte ragten die Thürme des Schlosses in die Höhe; man schien sie über die Kluft hinweg erreichen zu können. Die Fenster funkelten im Abendlichte durch das Laub wie ein Schwarm von

Leuchtkäfern, und seitwerts, noch tiefer, zitterten die glühenden Sonnenreflexe auf den Schieferdächern des Dorfes. Man konnte den Bach der unweit dieses Standortes, in tausend Farben schillernd, eine Kaskade bildete unendlich weit verfolgen, bis er im Blau des Abends hinter den Bäumen verschwand.

„Sehen Sie da drüben auf dem Friedhofe die alte Ulme," rief Marie. „Dort versprach ich das gute Mütterchen das heute Morgen gestorben ist begraben zu lassen. Es war, wie sie sagte, ihr Lieblingsplatz, sie ruhte dort aus wenn sie sich in der Kirche müde gekniet hatte. Wie wenig Wünsche mag das Leben dieser armen Frau erfüllt haben! Es macht mich wirklich froh ihr den letzten gewähren zu können. Hätten Sie nur gesehn, wie heiter sie mein Versprechen machte, ich glaube fast daß es ihr den Tod erleichterte!" —

Der Diener der die Mappe nachtrug hatte auch eine Kaffeemaschine mitgebrcht. Sie wurde auf einen Felsblock gestellt den Felix nicht versäumte einem Opferaltare zu vergleichen, — und Marie bereitete den Nektar der so wie eine Cigarre nach des Malers Behaubtung zu einer gemütlichen Bergpartie gehörte. Beautie, die schlanke Windhündin, starrte mit ihren hellen Augen in die Spiritusflamme. Marie streichelte ihren Kopf, das Thier sprang an ihr hinauf, sie wehrte es ab, seine Bewegung aber warf den ganzen Apparat herunter. — Der brennende Spiritus hatte im Augen-

blicke das dürre Gras entzündet, und von der Zugluft gefacht eilten die Flammen in reißender Schnelle der Meierei zu. Mariens Schrei erst machte die Herren auf die dringende Gefahr aufmerksam, und entsetzt erblickten sie das plötzlich hereingebrochne Unheil. Marie hatte, um sich selbst zu schützen, rasch einen der Blöcke erstiegen, und der Maler benutzte dasselbe Mittel um von Stein zu Stein springend über das brennende Gras hinweg dem Feuer den Vorsprung abzugewinnen und womöglich die bedrohte Hütte zu retten. Felix folgte ihm.

„Lassen Sie die alte Frau nicht den Flammen," rief ihnen Marie nach, „ich kann sonst mein Versprechen nicht halten."

„Thorheit," gab ihr Stein zurück, „hier gilt es Lebende zu bewahren."

Der Umweg den sie notgedrungen einschlagen mußten ließ sie zu spät kommen. Die Massen von Reisig, Blättern und Fichtenzapfen die an der hinteren Seite des Hauses aufgeschichtet lagen, hatten das Feuer rasch auf das weit herunter hängende Bretterdach geleitet. Stein sah die Unmöglichkeit einer Rettung des Wohnhauses und warf sich deßhalb auf die Wirtschaftsgebaüde die von jenem durch einen Arm des Baches getrennt waren. Die dichten grünen Büsche und der moorige Boden hielten das Element hier von der Waldseite auf, nur Flugfeuer konnte weiter zünden,

und so hoffte er durch Befeuchten des Daches wenigstens die Vorräte der Armen zu bergen die, keine Gefahr ahnend, entfernt ihren Geschäften nachgingen. Er stieg auf den Ueberhang des am meisten gefährdeten Stadels und ließ sich durch den Diener fortwährend Wasser hinaufreichen.

Felix dachte dagegen nur an Mariens Wunsch. Der kahle Boden des Hofraumes bot dem Feuer keine Nahrung, der Graf war also gefahrlos in das Haus gedrungen. Eine Axt die er im Flure fand öffnete ihm nach langem Hinundherirren die Thüre der Kammer in der die Leiche ruhte. Das Bett hinter sich herschleppend erschien er nach einiger Zeit wieder am Eingange. Unglücklicher Weise blieben die hinteren Füße des großen schweren Bettgestelles an der hohen Schwelle hängen; er hatte nicht Kraft genug sie von Außen herüber zu heben und sprang deßhalb noch einmal in das Innere. In demselben Augenblicke fing aber auch das Obergebälk und der das Haus umgebende Altan Feuer, gleich darauf brannten selbst die Thürpfosten. In wilder Schnelligkeit jagten die Flammen um das morsche Holzwerk herum, ihre Zungen leuchteten und loderten durch den Rauchwirbel der im Nu das Haus füllte. Zugleich regnete es von oben halbverkohlte Brettstücke und glimmende Sparren.

Erschreckt von der Gefahr die ihn plötzlich von allen Seiten umgab, seiner Sinne durch den beizenden

Rauch faſt nicht mehr mächtig, ſtand Felix ratlos und unthätig im Hauſe.

Marie die langſam denſelben Weg zurückgelegt hatte, ſtürzte durch ſein Ausbleiben geängſtigt, nach Hülfe rufend in den gefährlichen Bann.

Stein erriet was geſchehn; blitzſchnell glitt er von ſeinem Sitze herunter und ſchob Marie zurück. „Sinnloſe Narrheit!“ donnerte er dem betäubten Grafen zu, riß durch einen energiſchen Ruck die hemmenden Bettſtollen ab und zog den Verlorenen aus der Gluthöhle. Felix brach ohnmächtig zuſammen, und der Maler trug ihn aus dem Bereiche der Flammen.

Ohne weitere Rückſicht auf dies gräßliche Intermezzo zu nehmen eilte er wieder auf ſeinen Poſten.

Nach langem, ſchwierigem Kampfe der die beiden Alleinthätigen völlig erſchöpft hatte eilten endlich Hülfsmannſchaften herbei die durch das Niederreißen des Sparrenwerks der Verbreitung des Feuers hier Einhalt thaten. Weiter hinauf hatte das durch zahlreiche Quellen friſch erhaltene Gras auch dem Waldbrande ein Ziel geſetzt.

Das vorher ſo ſchöne Bild war nun grauſig umgeſtaltet. Das niedergebrannte Haus mit der Rauchſäule über ſich, umgeben von dampfend kahlem Boden, die Gebüſche welk und angekohlt, die Leiche auf dem zerbrochenen Lager, halb herausgeſchleudert mitten im Hofe, — Zerſtörung überall. Stein, deſſen eiſerne

Nerven doch durch die übergroße Anstrengung schlaff geworden waren, stand matt und müde an einen Baum gelehnt; Marie war bleich und aufgeregt über Felix gebeugt der an den Händen Brandwunden trug, — und um diese Gruppe herum das Geschrei, das Gewühl der Arbeitenden und die Klagen der Leute, die der Verlust getroffen. Staunen, Mutmaßungen über die Entstehung des Feuers, Drohungen und Groll selbst, wurden dort und da ausgesprochen; man vermochte sich das Unglück und die gleichzeitige Anwesenheit der Schloßbewohner nicht zu erklären. Die düstre, gedrückte Stimmung die dies Rätsel über alle Gesichter verbreitete machte die Szene vollends schrecklich. Alles war verändert; — nur der Himmel war blau und heiter geblieben. Was weiß er von dem Elende das heimtückisch schnell wie eine giftgeschwellte Schlange das Schönste was die Erde bietet umschlingt, verpestet und zerstört. Es gibt keine Dissonanz die schneidender und greller das Gemüt berührt als solch ein Widerspruch unsrer Stimmung und der Natur. Wir möchten einen Nebel vor unser sehendes Auge niederziehn, der Himmel soll weinen, er soll zeigen daß er Mitgefühl hat. Er ist blau und fern, sein Auge lächelt über unser Verbluten hin, — er weiß nie von uns wenn wir uns am liebsten an ihn klammern möchten. Seine Heiterkeit wirkt dann wie Hohn, seine kalte Ewigkeit mag groß sein, schön ist sie nicht.

Endlich war Felix durch die Sorgfalt ſeiner Kouſine wieder erwacht und wankte, auf Marie und Stein geſtützt nach Hauſe.

Niemand ſprach. Felix war zu matt, Marie beengte eine Art Scham, und Stein, dem der ganze Vorfall aus mehr als einem Grunde unangenehm ſein mochte ſchien abſichtlich ein freieres Aufathmen nicht vermitteln zu wollen. Sie hatten einen bequemeren Weg wählen müſſen und deßhalb den alten Grafen der ihnen entgegengeritten verfehlt. Stein verließ Felix nachdem er ihn auf ſein Zimmer gebracht, nahm ein Pferd und ritt dem Burgherrn nach. Er hatte immer noch kein Wort mit Marien gewechſelt.

Unvermutete Ereigniſſe die uns von der unergründlichen Macht die wir „Ungefähr“ nennen in den Weg geſchleudert werden erzeugen ein unklares Rauſchen, einen nebelgrauen Wirbel auch in dem geordneteſten Kopfe. Einzelne Momente, ſpeziellſte Situationen drängen ſich wechſelnd in greller Beleuchtung und markirter Betonung, alles Andre übertaübend, in den Vordergrund. Der raſche Wechſel dieſer Bilder und die damit notwendig verknüpften Ideenſprünge, hindern uns lange Zeit das ganze Faktum in einen Rahmen zu bringen und von oben herab zu überſchauen. Unwillkürlich zerreißen wir die Kette immer wieder und klammern uns mit ängſtlicher Sorgfalt an unbedeutende Winzigkeiten. Der Anblick eines großartigen Waſſer-

falles ruft eine ganz ähnliche Erscheinung hervor. Der Tanz der Wellen umtost und umstaübt uns wie der Tanz der Begebenheiten. Der Wassersturz wie das Faktum in seinem äußeren Antasten unsrer Persönlichkeit raubt uns nicht einen Augenblick Geistesgegenwart und Ueberblick. So wie wir aber das Gesehene in der Erinnerung neu schaffen wollen beginnt jenes gespenstige Treiben, jenes geisterhafte Flimmern vor den inneren Augen. Wir sind nie mehr im Stande den Totaleindruck in uns auftauchen zu machen, es gelingt uns nie mehr das nebeneinander zu fixiren was doch ursprünglich zugleich auf uns gewirkt.

Wer kann die Grenzen der Macht angeben die das scheinbar unbedeutendste Ereigniß erreichen wird? Wer kann die feinen Nerven entdecken und verfolgen die es in tausend Dinge streckt die zunächst in gar keinem Zusammenhange mit ihm stehen? Im Stillen wirkt es oft geheimnißvoll und desto sichrer fort, straft die begründetsten Berechnungen Lügen, entwirft neue Plane, spinnt oder zerreißt Netze deren Fäden ewig dauern oder auf der andern Seite ewig zu dauern versprachen. Es gibt kein Zurück. So wie der Grundstein, der erste lautgewordne Gedanke sich selbst weiß, baut eine Geisterhand, — man nenne sie nach Belieben, — an dem Werke weiter. Der Wille wird Sklave seiner Vorzeit.

Pygmäenhaft steigt die Zukunft auf die Schultern

des Jetzt, aber sie dehnt sich, wächst nach ungeahnten, unbestimmbaren Gesetzen, endlos in ewigem Wechsel, zum Riesen, — die Füße bald vom Nebel der Vergangenheit verschleiert, das Haubt von Wolken umträumt. Bergen diese Wolken Segen, bergen sie Blitze? Wer kann es wissen? Die Zukunft wächst zum eigenwilligen, gewaltthätigen Koloſſe der uns verspottet und hohnlächelnd seinen Weg schreitet ohne unsre Mauern und Vorsichtsmaßregeln zu beachten. — Der Funke Gegenwart ist uns unterthan, wir aber sind Knechte der Fackel die wir damit entzünden.

Dieses Unvermögen Herr des Kommenden zu bleiben, mag von großer Bedeutung für jenen Zustand der Verwirrung sein. Dies Bewußtsein mag mehr noch als der Taumel selbst jenes peinigende, qualvolle Gefühl hervorrufen das uns in solchen Augenblicken bleischwer überkommt.

Stein stand noch spät an seinem geöffneten Fenster und sah unruhig traümend in die Nacht hinaus. Er fuhr wiederholt mit der flachen Hand über die glühende Stirn, als wollte er Gedanken verscheuchen und andere sammeln. Die Katastrofe der so viel versprechenden Waldpartie schien ihm ohne Zweifel eine engere Näherung der beiden Verwandten nach sich ziehn zu müssen. Theorie und Praxis sind in einer Mädchenbrust fast immer diametral entgegengesetzt. Je mehr eine Frau sich selbst in der Gewalt zu haben glaubt desto lieber

treibt das Geſchick ſein Spiel mit ihr. Die Willkür und der Schmuck der Fantaſie helfen dann alle Lücken ausfüllen, und der ideale Traum von ſtarrer Willenskraft iſt vergeſſen. Die leitenden Gründe einer Frau ſind andere als die des Mannes. Die Weichheit, das Nachgeben, die Sucht ſich ſelbſt zu opfern, ſind Eigenſchaften die im entſcheidenden Augenblicke jede andere vorgefaßte Anſicht überwältigen. Es iſt eine Schwäche; aber das Weib iſt gerade durch dieſe Schwäche reizender und ſieghafter als durch eine Feſtigkeit die neben ſeinen anderen angeborenen Eigentümlichkeiten fremdartig und ſtörend hinläuft. Stein hatte keinen Grund zu glauben daß Marie hierin eine Ausnahme ſei. Sie hatte zwar von Felix geſagt, er bliebe ihr fremd denn er verſtehe weder ſie noch andere Menſchen weil er ſich über ſich ſelbſt nicht klar ſei, — aber mußte ſie denn bei dieſer Ueberzeugung, die Stein in ihr nährte weil ſie Wahrheit enthielt, für immer bleiben? Bisher war es ihm gelungen jeden Verſuch des jungen Grafen die Schranken eines gewöhnlichen Verhältniſſes zu überſchreiten zu bewachen und zu vereiteln, für den Augenblick aber glaubte er ſeinen Einfluß von einer größeren Macht überflügelt zu ſehn. Das Mitleid das ſo oft Grundſätze zu Boden wirft und aus Feinden Freunde macht war ein Gegner dem er keine Waffe widerſtemmen konnte. Das Mitleid iſt ein Weh das wie ein elektriſcher Funke durch den bloßen Anblick des Leidens

in unſer Inneres überſpringt und wirkt und ſchafft, je nachdem unſer Weſen ihm Verwandtes hat. Eine völlige Unempfänglichkeit dafür gibt es gar nicht, ſo wie andrerſeits die Behaubtung man bedürfe keines Mitgefühls, eine gemachte iſt. An dem Einen huſcht es vorüber, ein flüchtiger Schatten, eine Falte auf der Stirn die raſch verſchwindet, — in einem Anderen niſtet es ſich feſt, bald klar und willensſtark, bald weich und verloren; der Weltſchmerz ſelbſt iſt nichts als eine Verzerrung des Mitleids. Auch Byron der ſo oft alle Theilnahme von ſich abzuweiſen ſcheint liefert an hundert Stellen den Beweis daß es ihm sous cape ſehr darum zu thun iſt gefühltes und erdichtetes Weh in den Herzen der Leſer nachbeben zu laſſen. Wie könnte er denn auch als Dichter anders? Mitleid und Bedauern ſind oft verwechſelte und doch himmelweit unterſchiedne Begriffe. Wo kein Mitleid gefühlt, kein Mitleid verlangt wird, da iſt kein Leben mehr; die Äußerung des Bedauerns bedingt ein geſteigertes, das Bedauertwerden ein deprimirtes Lebensbewußtſein. Bedauern iſt nicht beklagen. Bedauern, Mißachtung und endlich Verachtung, das iſt eine folgerichtige Reihe die den Gegenſtand dieſer Affekte immer mehr von uns entfernt. Mitleid ſteigert ſich zu Sorgfalt, zu lebendigſter Aufmerkſamkeit, wir *lieben* endlich den Gegenſtand unſrer Sorgen ſchon um dieſer Bemühungen willen. Mitleid macht vertraut, und vereint Getrenntes .....

In Mariens Bruſt mußte ſich dies Gefühl doppelt mächtig äußern, da ſie den Vorwurf nicht zu entkräften vermochte daß ſie ſelbſt den größten Theil der Schuld an dem Unfalle trage.

Die Gefahr zeigte ſich noch dazu leider größer als der erſte Anſchein hatte glauben laſſen. Der nervöſe Bau des Leidenden war durch die heftige Erſchütterung ſo angegriffen daß ſich alsbald ein Fieber einſtellte bei deſſen Anblick der am Morgen herbei geholte Arzt bedenklich den Kopf ſchüttelte.

Marie hatte geweint als ſie den Burgherrn noch ſpät am Abende des Unglückstages im Salon aufſuchte. Sie hielt ſich für die unmittelbare Veranlaſſung des ganzen Vorfalles, und Steins Schweigen, die ſtumme Anklage die ſie in ſeinem Blicke leſen wollte machten ihr die Laſt unerträglich drückend. Sie kam oft in das Zimmer neben der Krankenſtube, ja als der Zuſtand ihres Kouſins ſich noch weiter verſchlimmerte, mußte man ihr ſogar ſeine nächſte Pflege überlaſſen da ſie dies Recht dringend und heftig beanſpruchte. Es ſchien als wolle ſie durch dieſe Anſtrengungen ihre Schuld ſühnen und den ſtrengen Richter befriedigen.

Stein kümmerte ſich um die Krankheit des Grafen anſcheinend gar nicht und dieſe ſcheinbare Herzloſigkeit hing gewiß eng mit der Gedankenkette zuſammen deren Ringe er in jener Nacht, ſich ſelbſt quälend, an einander gereiht. Es war kaum Abſicht, der ab und zu

wogende Gedankenstrom ließ ihn nicht an etwas denken das außer dem Bereiche seiner Wellen lag. Indeß, verdient ein Unglück das durch zwecklose Tollkühnheit herangezwungen worden auch nicht innige Theilnahme von Unbetheiligten, so war hier doch sein Benehmen eben so auffallend als hart.

„Können Sie meinem Leichtsinne immer noch nicht vergeben?“ fragte ihn Marie, als sie ihm einmal allein im Park begegnete. „Felix ist weit nachsichtiger, ihn scheint vor Allem zu drücken daß sein Zustand mich beunruhigt. Sprechen Sie doch endlich die stumme Anklage aus die ich fortwährend auf Ihrem Gesichte lesen muß!“

„Wie hätte ich ein Recht an Ihrer Handlungsweise zu makeln, gnädigste Gräfin?“ sagte Stein höflich. „Noch weniger habe ich etwas zu vergeben.“

„Sie sind ein sonderbarer Mensch, Stein, ich glaube Sie zu verstehn. Ich weiß nicht wie sich diese Pedanterie, eine solche ist es sicher, mit Ihrer Kunst verträgt. Von dem Geschehenen selbst nehmen Sie so wenig Notiz als irgend möglich; wäre Ihnen durch meine Schuld ein Unfall zugestoßen, so hätten Sie ihn längst verziehen weil Sie das Faktische daran nicht übersehn könnten. Jetzt aber wissen und überlegen Sie immer nur in wie weit ich gegen Ihr Prinzip gefehlt habe. Eine Kränkung Ihrer Person vergessen Sie leichter als einen solchen Verstoß. Ist das nicht auch

eine Verknöcherung? Können Sie mit einem Mädchen so rechten?“

„Ich muß wiederholen daß ich mir durchaus keine derartige Beurteilung anmaße. Meiner Ansicht nach trägt Felix allein die Schuld. Bei Ihnen war die Rettung der Leiche ein Gedanke der von vieler Pietät zeugt; von Pietät die immer anerkennenswert bleibt selbst wo sie nicht am rechten Orte ist. Felix aber der Ihren Wunsch zu erfüllen suchte während seine Ueberlegung ihm das Thörichte zeigen mußte, ließ sich von der Romantik Ihres Einfalles übermannen, — und das verdient Strafe!“

„Dann fällt mir die schwere Aufgabe zu ihm diese Strafe tragen zu helfen. — Aber lassen Sie uns Frieden machen. Der gute Onkel ist in Verzweiflung über die Sache die eine so unglückliche Wendung genommen. Unsre Mißstimmung, das allgemeine Stillschweigen das ihn jeder Zerstreuung beraubt nimmt ihm vollends alle Laune. Ihm zu Liebe lassen Sie uns Frieden machen da Sie es nicht um meinetwillen thun wollen. Ich verspreche Ihnen dagegen auch Niemand mehr in eine „romantische Versuchung“ zu führen.“

Stein verbeugte sich verbindlich und ging neben ihr her, aber der alte, bewegt herzliche Ton wollte nicht wiederkehren. Seine Stirn wurde trotz der emsigen Bemühungen des Burgherrn, der nun in dem

Maler den Retter seines Neffen schätzte, und trotz der Aufmerksamkeiten Mariens nicht mehr frei. — —

Sobald Felix sich einigermaßen erholt hatte und er wieder mehr sprechen durfte, wurde über den Hauptbalkon eine breite Marquise gespannt unter der sich die Gesellschaft versammelte. Marie hatte früher bei allen Spazirgängen den Arm des Grafen mit der Bemerkung abgelehnt daß sie lieber frei und ungehindert gehe; jetzt war *sie* es immer, die den Schwachen zu seinem Sitze geleitete. Der freudige Ausdruck der bei dieser Gelegenheit jedesmal sein Gesicht überflog hatte den Maler wiederholt gestört. Noch unangenehmer berührte es ihn als Marie auf den Vorschlag des Burgherrn einging: Kousin und Kousine sollten das fremde „Sie" gegen das trauliche „Du" vertauschen. Der triumfirende Blick auf Stein mit dem Felix anfangs jede solche Anrede begleitete verletzte diesen, und es war — mehr als Freundschaft daß er ihm den Vorschlag machte statt seiner, noch vor der gänzlichen Genesung, seinen Unfall nach Heidelberg zu berichten.

„Gott bewahre! — Klara würde sich nur unnütz kümmern. Wozu ihr Angst bereiten?"

Ebenso wenig wollte er trotz Steins Drängen nach seiner Herstellung dem Onkel eine definitive Erklärung abgeben.

„Es wäre mir zu unangenehm," sagte er, „ihm

gleich wieder neuen Verdruß zu machen, da er eben erſt meine Krankheit verſchmerzt hat."

„Begreifen Sie denn aber nicht daß er aus Furcht einen Rückfall hervorzurufen, gerade jetzt viel weniger ſchwierig ſein würde, als ſonſt?" —

All dieſe Vorſtellungen bewirkten nur daß Felix jede Gelegenheit mied mit Stein allein zu bleiben.

Das Brüten das ſich Steins bemächtigt hatte nahm immer mehr zu. Er erſchien wiederholt nicht bei Tiſche und ließ ſich damit entſchuldigen daß er ohne Nachtheil ſeine Arbeit nicht unterbrechen könne. Er zeichnete an jener verſprochenen Meduſe, aber ohne daß ihn ſeine Verſuche befriedigten. Die Linien blieben unbeſtimmt und verworren. Je mehr er auf ihre Schwingungen ſtarrte, deſto unklarer wurde ſie; eine Welt wirrer Träume, wirr wie die Züge des Entwurfes, kreuzte ſich unter ſeiner Stirn, — aber dort und da wollte ſich kein ganzes Bild daraus geſtalten.

Mariens Geburtstag kam heran. Felix war unendlich geſchäftig, er ſchien große Ueberraſchungen

vorzubereiten. Stein fragte ihn nicht danach, und Felix sprach nicht davon weil er den Ruhm der Anordnungen allein haben wollte. Der Burgherr hatte von Liki in Wien eine prächtige Physharmonika besorgen lassen. Marie wünschte ein solches Instrument das sich vorzüglich zur Begleitung von Liedern eignet zu besitzen. Felix bekam seine Gedichte die er trotz Steins Abmahnen hatte drucken lassen und überreichte dem Geburtstagskinde ein Prachtexemplar. Vorher schon hatte er eine Sammlung exotischer Schlinggewächse in antik geformten Porzellannäpfen hinübergeschickt. Nur Stein hatte sich noch nicht sehn lassen, er schien die Zimmer Mariens die, sonst unnahbar, heute auf ihren besonderen Wunsch zum Versammlungsorte der Schloßbewohner bestimmt waren, nicht betreten zu wollen. Der alte Graf ordnete unten ein Fest für die Dienerschaft, Felix ließ im Garten verschiedene wunderlich geformte Röhren und Kasten vergraben, Marie war allein. Sie fand Steins Betragen, hinter welchem sie eine Absichtlichkeit vermutete, abscheulich und kränkend. Er ist ungezogen, sagte sie sich, und verdient nicht daß man es bemerkt. Oft hätte ich glauben mögen daß er ein Gefühl für mich hegt dem er keinen Namen zu geben weiß, nun verstehe ich ihn nicht mehr. — Obgleich sie sich gern überredet hätte daß sein Betragen sie wenig berühre, ging sie doch ärgerlich und unruhig aus einem Zimmer in das andre, nahm ein Buch, griff ein paar Töne auf

der Harmonika, — knüpfte ein Tuch um und wollte in den Park: an der Thür aber kehrte sie zurück. — Wenn er jetzt dennoch käme? Er muß kommen, es wäre unerklärlich; eine so auffallende Vernachlässigung gerade von ihm habe ich nicht verdient, dachte sie. Sie erinnerte sich lebhaft all der freundlichen Aufmerksamkeit die er ihr die Zeit über gewidmet, der Bedeutung die er ihrem Umgange auch nach der letzten Störung des Verhältnisses immer noch beizulegen schien; es that ihr weh daß er heute ausbleiben sollte. Sie hatte ihn nie so ungeduldig erwartet. Er kam nicht sie harrte umsonst. Als sie noch einmal mißmutig ihre Zimmer durcheilte, gewahrte sie auf dem Bureau ein versiegeltes Paquet von bedeutendem Umfange. Es war an sie überschrieben. Sie schnitt den Bindfaden durch und erbrach das unbekannte Siegel. Ein paar Zeilen von Stein fielen ihr entgegen.

Eine Menge von Erinnerungen, schrieb er, die bei dem Wiederanblick seines Jugendlebens in ihm rege geworden, hätten ihn so verstimmt daß er den Tag der Freude nicht durch ein ernstes Gesicht trüben wolle. Zudem hasse er das offizielle Gratuliren. Daß er Mariens Glück wünsche, habe er oft gezeigt und gesagt, er könne es unmöglich heute mehr und besser als ein andermal. Er bäte sie das kleine Kunstwerk das er beilege als Andenken zu behalten; zugleich überschicke er ihr um sein Versprechen zu lösen das

gewünſchte Album und das Bild das er eine Meduſe genannt.

Das war Alles ſo froſtig, ſo gezwungen kühl geſagt, man konnte zwiſchen den Zeilen die Bemühung leſen jedes warme Wort zu unterdrücken. Marie lächelte darüber. Wie ſchwer mag es ihm geworden ſein dies Briefchen gerade ſo zu ſchreiben! ſagte ſie in ſich. — Durfte er denn anders? Sie wurde wieder ernſt.

Das Andenken das er ſie anzunehmen bat, war ein Rahmen von altem Email auf Gold und Silber, prachtvoll gearbeitet, die Schraubenroſetten an den Ecken enthielten einen Stern von Saſiren, die innerſte Bordüre ſtellte Weinlaub dar an welchem die Trauben die dort und da aus den Blättern ſahen von Perlen gebildet waren. Der Rahmen mochte ein Reliquiarium eingefaßt haben, Stein hatte ſtatt deſſen einen ausgezeichnet geſchliffnen Stahlſpiegel einſetzen laſſen.

Marie geriet durch den unerwarteten Reichtum des Geſchenkes in Verlegenheit. Sie wußte daß ſie die Gabe nicht ablehnen durfte, aber es war ihr nicht angenehm daß ſie außer der Bedeutung die ihr die Kunſt verlieh noch ſo großen materiellen Wert hatte.

Sie erinnerte ſich geſagt zu haben, daß ſie die Alten namentlich darum beneide daß ſie auch zum gewöhnlichſten Gebrauche kunſtvoll gearbeitete Geräte benutzt; das feſte Lederfutteral das den Spiegel ein-

ſchloß ſagte ihr, daß Stein, auf den Gedanken eingehend, ihr nichts als einen Reiſeſpiegel hatte geben wollen. Er war geſchmackvoll, bequem, kunſtreich, aber von zu großem Werte. Steins finanzielle Verhältniſſe waren ihr fremd; jedenfalls aber fand ſie es ſonderbar daß er ein ſolches Geſchenk gewählt. Es ſchien ihr ein Mißbrauch ihres Zartgefühls. Immer noch beunruhigt, öffnete ſie die große, elegante Maroquinmappe in der das Album ruhte.

Es lagen darin größere und kleinere Skizzen, Umriſſe und ausgeführte Zeichnungen ſämmtlich ſorgfältig nummerirt. Dazwiſchen fand ſich außer dürren Blumen auch eine mäßige flache Kapſel die durch eine Feder geſchloſſen war. Marie griff nach dieſer, zögerte aber plötzlich, ſchob Alles wieder in die Mappe zurück, ſchrieb einige Worte und ſchickte das Billet zu Stein hinüber.

Sie bat ihn zu ihr zu kommen. — Er kam. —

„Ich kann Ihnen für Ihre Gabe nicht danken,“ ſagte ſie. „Ich hoffte Sie würden mir ein von Ihnen gemaltes Bildchen ſchenken, Sie haben mich um dieſe Freude gebracht, Sie haben mich in Verlegenheit geſetzt ſtatt mir eine Freude zu machen. Geſtehen Sie wenigſtens Ihr Unrecht ein damit ich doch eine kleine Genugthuung habe.“

„Ich hoffe daß Sie mich freiſprechen werden wenn Sie mir eine kleine, ſcherzhaft galante Deutung

erlauben wollen. Der Rahmen iſt eine ſehr alte, und wie die große Mühſamkeit bezeugt, deutſche Arbeit. Jamitzer, der berühmte Nürnberger Goldſchmidt, iſt ſein Meiſter. Er iſt ſeit undenklichen Zeiten in meiner Familie, ich ließ ihn nur putzen und verbogne Zierraten ausgleichen. Seine Beſtimmung iſt: ein Reliquienkäſtchen zu umſchließen. So hing er im Schlafzimmer meiner Aeltern. Ich will keine Profanation und gebe gern Alles ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zurück. Dieſem Grundſatze huldigend konnte ich keine Anwendung von dem Rahmen machen die zweckdienlicher wäre."

„Wahrhaftig, Herr Stein, ich kenne Sie gar nicht wieder. Sie ſagen Schmeicheleien und machen dadurch die Sache nur . . . . . ." Marie vollendete den Satz nicht, der ernſte Blick den Stein auf ihr ruhen ließ machte ſie erröten. „Ich habe Sie auch nicht deßhalb zu mir bitten laſſen," ſagte ſie haſtig. „Es iſt mir unmöglich Ihr Tagebuch anzuſehn wenn Sie nicht zugegen ſind. Es kommt mir vor als ſähe ich durch den Spalt eines Fenſterladens in eine Parterrewohnung und ſpielte eine unberufene Lauſcherin. Es mag intereſſant ſein ſo in ein Leben hineinblicken zu können wenn alle und jede Maſke abgezogen worden, wenn alle Rollen fortgeworfen und vergeſſen ſind die uns die Welt aufdringt, ich kann es aber doch nicht über mich gewinnen den Verſuch zu machen. Vielleicht," ſie nahm

die Mappe zur Hand, „haben Sie hierin Manches das Sie mich lieber nicht sehn lassen wollen. Meine Bitte war überhaubt eine übereilte, unpassende, ich würde Sie auch nicht an ihre Erfüllung erinnert haben.“

„Ich würde mich kaum haben bewegen lassen diese Blätter aus den Händen zu geben, wenn ich nicht gehofft daß Ihr Wunsch eine Art Theilnahme, ein Interesse in sich schließe das mir Freude macht. Bloße Neugier wird in meinem Leben nichts Anziehendes finden; habe ich mich in dem Motiv Ihres Wunsches geirrt, so ist es sicher besser Sie lassen die Mappe wie sie ist.“ —

„Wollen Sie sich neben mich setzen, und Ihre Erklärungen nebenher gehen lassen,“ sagte Marie rasch und herzlich, nahm auf dem Divan Platz und legte den Band auf ihre Kniee.

„Man hat das Leben oft genug mit einem Strome verglichen,“ sagte Stein, „und es gibt in der That kein besseres Bild. Erst ist es ein Bach, still spielend und in sich hinein murmelnd. Die schlanken Erlenstämmchen mit ihren dunklen Laubkronen, die bunten Wiesenblumen spiegeln sich drauf oder schwimmen in den Wellen. Idyllischer Friede ist rings. — Die Fluten drängen sich vorwerts, der Kampf mit Felsbarrikaden beginnt. Nicht mehr gemächlich plauderhaft, sondern ruckweise dahinschießend, stürzend, an Steine prallend, schäumend, zerstaübend, äußern sie jetzt ihre

Thätigkeit. Sie wollen etwas, aber entweder das Wollen ſelbſt iſt ihnen nicht klar, oder es fehlt ihnen die Kraft das Gewollte durchzuſetzen. Sie grollen mit ſich ſelbſt und zürnen daß man ſie in ſolche Schranken preſſe. Raum! eifern ſie, und wir leiſten Ungeheures. Sie würden es auch. Oft aber würden ſie nur zerſtören ohne in ihrer Flüchtigkeit bauen zu können. — Sie gewinnen Raum, der Bach wird zum Strome nachdem er unendlich viel Fremdes in ſich aufgenommen. Die Wellen ſpiegeln nicht mehr die Büſche am Ufer, nicht mehr nackte Felſenwände an denen nur der Efeu unſrer Träume hinklettert. Sie gleiten an ſtolzen Städten, an Schlöſſern und Burgtrümmern vorbei. Vergangenheit und Gegenwart ruhen auf ihrem mächtigen Nacken, und der Zukunft tragen ſie ſchwerbeladne Schiffe entgegen. Der Strom ſchwillt und wächſt fort, bis er großartig in den Ozean hineinbrauſt oder müde im Sande verrinnt. — Ich kann mein Leben überſehn; es liegt vor mir wie der Lauf eines Waſſers auf der Karte. Ich habe die erſten Phaſen durchgemacht. Städte und Zinnen, Menſchen mancher Art und Sprache haben ſich darin geſpiegelt; — ob es voll und kräftig bis zum Ozean fortwallen wird, oder ob es allmälig verſiegt, nur davon weiß ich nichts. Wunderſam berührt hat mich das in Illyrien und der Krain oft wiederkehrende Schauſpiel, daß der Boden große Waſſermaſſen buchſtäblich verſchlingt. Leben und

Tod hart neben einander. Das Waſſer kommt von den Rädern großer Werke die es treibt auf eine Wieſe, bildet einen kleinen See der in der Mitte eine kaum ſichtbare Vertiefung zeigt, — der Strom, das lebendige Vorwertsrollen, iſt ſpurlos verſchwunden, der See hat keinen ſichtbaren Abfluß. Ich glaube der Boden unſrer Geſellſchaft iſt ebenſo durchhöhlt und zerlöchert wie die Krain, und dadurch ein plötzliches Untergehn warmer Thätigkeit ebenfalls möglich. Es iſt ein grauenhaftes Ende, aber wer hat hierin eine Wahl? — — — — Ich habe lang nichts mehr in mein Buch gezeichnet, weil ich kein „Ereigniß“ zu notiren hatte. Der Brand den wir durch unſre Unvorſichtigkeit veranlaßt ſcheint mir ſo unvergeßlich werden zu wollen daß er keiner beſondern Bemerkung bedarf.“

Marie hatte unterdeß den Band aufgeſchlagen. Die erſte Seite enthielt ein mit vielem Fleiße bis ins Kleinſte ausgeführtes Aquarell, eine freundliche Landſchaft.

„Dieſe Gegend ſah meine Kindheit. In jenem Herrenhauſe mit dem doppelten Dache das noch einmal ſo hoch iſt als der Unterbau wohnten meine Aeltern. Die prachtvolle Eiche im Vordergrunde ſpielt eine Rolle in meinem Leben, ſie war meine Vertraute. Ich lag oft traümend in ihrem zitternden Schatten, die Blätter flüſterten mir viel Freundliches zu, bis ich einſchlummerte und von Hauſe geſucht werden mußte.

Dieſer Baum, der Jahrhunderte geſehn hat, ſtand in der ganzen Umgegend in großer Achtung, man näherte ſich ihm des Abends nur mit einer gewiſſen Scheu; ja, es gab Leute die Elfenringe und andern Zauberſpuk in ſeinem Banne bemerkt haben wollten. Selbſt nicht ganz fern von einem gewiſſen Aberglauben, ſann mein Vater darauf dem Baume eine Weihe zu geben die jeden zauberiſchen Einfluß vernichtete. — Unſre Familie hatte auch in der Zeit wo der Katholizismus faſt politiſch anrüchig machte ſtreng an ihrem Glauben feſtgehalten. Die Pfarrgemeinde als ſolche verdankte ihre Exiſtenz faſt nur den großen Opfern, die von Seiten der „Herrſchaft“ gebracht worden. Auch die alte Kirche, gleich einem Blockhauſe aus ganzen Stämmen zuſammengefügt, mit dem ſonderbaren, abgeſtumpften Pyramidenthurme den Sie hier auf dem Bilde ſehn, war von den Meinen erbaut worden. Grünes Moos und falbe Flechten hatten ſie in der Zeit die mir erinnerlich in eine ſchimmernde Laubhütte verwandelt, ſo daß man ſie kaum aus den Linden des Friedhofes herausfinden konnte. — Dieſe ſtrengkonfeſſionelle Richtung brachte meinen Vater auf den Gedanken ein altes Madonnenbild das vom Rauche des Kamins geſchwärzt, vergeſſen hoch an der Decke eines Zimmers hing, auffriſchen und in einem Glasſchreine an meine geliebte Eiche befeſtigen zu laſſen. — Es war der Wunſch meiner Aeltern daß ich Prieſter werde,

ſie hielten es in ihrem einfach frommen Sinne für mein höchſtes Glück. Da ich von Natur ſchwärmeriſch und dem heilig Myſtiſchen innig zugethan war, hatte es keine Schwierigkeit gehabt mir dieſen Stand als angeborene Beſtimmung darzuſtellen. Meine Spiele ſelbſt deuteten darauf hin, es gehörte zu meinen liebſten Vergnügungen bei der Meſſe dienen zu dürfen. Indeß war ein gewiſſer Widerſpruch doch ſchon da, es hatte ſich unbewußt ein mächtiger Hang in meine Bruſt geſchlichen der mit der religiöſen Etiquette nicht zuſammen klingen wollte. Das Leben in der Natur ging mir über Alles. Ich begriff nicht daß man mich ſchelten konnte wenn ich unter meiner Eiche der Gottheit näher zu ſein glaubte als in der Kirche. Im Freien, auf einem Felſenſtücke, meinte ich, ſollte man die Meſſe leſen, wo die Sonne als ſegnende Monſtranz in der Hand des Höchſten blinkt. Ich war recht betrübt daß man mir ſolche Gedanken als Sünde verketzerte. — Auch das Madonnenbild an der Eiche ſtörte mich anfangs ſehr, ich konnte mir gar nicht denken daß dem Baume irgend etwas fehle das eine ſolche Weihergänzung nötig mache. Den Tag vor der feierlichen Einſetzung des Schreines noch kritzelte ich auf ein Blatt Papier die Umriſſe der alten Freundin und bat ſie kindlich betrübt mit heißen Thränen meinem Vater ſein Unrecht zu verzeihen. Dieſe Zeichnung war der erſte Verſuch in dem Berufe dem ich ſpäter mein Leben

vorzubereiten. Stein fragte ihn nicht danach, und Felix sprach nicht davon weil er den Ruhm der Anordnungen allein haben wollte. Der Burgherr hatte von Likl in Wien eine prächtige Physharmonika besorgen lassen. Marie wünschte ein solches Instrument das sich vorzüglich zur Begleitung von Liedern eignet zu besitzen. Felix bekam seine Gedichte die er trotz Steins Abmahnen hatte drucken lassen und überreichte dem Geburtstagskinde ein Prachtexemplar. Vorher schon hatte er eine Sammlung exotischer Schlinggewächse in antik geformten Porzellannäpfen hinübergeschickt. Nur Stein hatte sich noch nicht sehn lassen, er schien die Zimmer Mariens die, sonst unnahbar, heute auf ihren besonderen Wunsch zum Versammlungsorte der Schloßbewohner bestimmt waren, nicht betreten zu wollen. Der alte Graf ordnete unten ein Fest für die Dienerschaft, Felix ließ im Garten verschiedene wunderlich geformte Röhren und Kasten vergraben, Marie war allein. Sie fand Steins Betragen, hinter welchem sie eine Absichtlichkeit vermutete, abscheulich und kränkend. Er ist ungezogen, sagte sie sich, und verdient nicht daß man es bemerkt. Oft hätte ich glauben mögen daß er ein Gefühl für mich hegt dem er keinen Namen zu geben weiß, nun verstehe ich ihn nicht mehr. — Obgleich sie sich gern überredet hätte daß sein Betragen sie wenig berühre, ging sie doch ärgerlich und unruhig aus einem Zimmer in das andre, nahm ein Buch, griff ein paar Töne auf

der Harmonika, — knüpfte ein Tuch um und wollte in den Park: an der Thür aber kehrte sie zurück. — Wenn er jetzt dennoch käme? Er muß kommen, es wäre unerklärlich; eine so auffallende Vernachlässigung gerade von ihm habe ich nicht verdient, dachte sie. Sie erinnerte sich lebhaft all der freundlichen Aufmerksamkeit die er ihr die Zeit über gewidmet, der Bedeutung die er ihrem Umgange auch nach der letzten Störung des Verhältnisses immer noch beizulegen schien; es that ihr weh daß er heute ausbleiben sollte. Sie hatte ihn nie so ungeduldig erwartet. Er kam nicht sie harrte umsonst. Als sie noch einmal mißmutig ihre Zimmer durcheilte, gewahrte sie auf dem Bureau ein versiegeltes Paquet von bedeutendem Umfange. Es war an sie überschrieben. Sie schnitt den Bindfaden durch und erbrach das unbekannte Siegel. Ein paar Zeilen von Stein fielen ihr entgegen.

Eine Menge von Erinnerungen, schrieb er, die bei dem Wiederanblick seines Jugendlebens in ihm rege geworden, hätten ihn so verstimmt daß er den Tag der Freude nicht durch ein ernstes Gesicht trüben wolle. Zudem hasse er das offizielle Gratuliren. Daß er Mariens Glück wünsche, habe er oft gezeigt und gesagt, er könne es unmöglich heute mehr und besser als ein andermal. Er bäte sie das kleine Kunstwerk das er beilege als Andenken zu behalten; zugleich überschicke er ihr um sein Versprechen zu lösen das

und Ungeahntes aus dem gewohnten Denkkreiſe herausgeriſſen werden, dann ſtellt ſich ein Gefühl ein wofür es keinen Namen gibt. Es iſt nicht Schmerz, es iſt nicht Luſt, und doch eine Miſchung von Beidem. Es thut uns weh daß nicht in der lieben Heimat all dies Schöne zuſammengedrängt iſt, und zugleich freuen wir uns daß die Pracht der Natur nicht blos für Bilderbücher ertraümt worden, daß ſie großartiger und — freundlicher in der Wirklichkeit vor unſern Augen funkelt. Ich kauerte mich ſtill zuſammen, wie im Fieber zuckte ein Bild nach dem andern an mir vorüber, ich lauſchte hinaus und wieder in mich hinein. Als ich am Abende des erſten Tages meinem Vater der mich begleitete lautweinend um den Hals fiel, glaubte er ich weine aus Bangigkeit und ſuchte mich zu beruhigen. Mir war aber nicht bang, ich fand nur keine Worte für meinen geſpannten Zuſtand. Mein Herz war ſo voll, ſo gehoben und gepreßt zugleich, mir war nicht bang, — die Welt war ja ſo ſchön! — Wir zogen über Frankfurt, Heidelberg, Karlsruhe nach Straßburg, wo ich nicht glauben wollte daß der Münſter von Menſchenhänden gebaut, von einem Menſchen gedichtet ſei: wie Blumen und Berge dacht' ich ihn unmittelbar dem Schoße der Natur entwachſen. Nur die Natur hatte bisher gewaltig und unabweisbar auf mich gewirkt; daß die Werke der Menſchen ebenfalls ergreifen und beſiegen können, leuchtete mir erſt hier ein, und der Name

Erwins von Steinbach galt mir seitdem, ohne daß ich irgend frivol zu sein meinte, ebenso viel als der des größten Heiligen den ich damals im Gedächtnisse hatte. Kräftig, wie ich für mein Alter war, bestand ich darauf den Vater bei der Thurmbesteigung begleiten zu dürfen. Auf der offnen Treppe, über die wasserspeienden Ungetüme die einen Zauberpalast zu bewachen schienen hinaus kletterte ich rüstig fort. Umsonst habe ich den Münsterthurm wiederholt bestiegen, ich konnte das Meer von Seligkeit das mir damals den Horizont begrenzte, nicht wieder finden. — Von Straßburg fuhren wir nach Basel, von Basel über Solothurn nach Bern. Sie kennen die Tour jenseits Bern selbst genau, Gräfin. Unweit einer Brücke über die Aar liegt ein kleines Dorf dessen Namen ich vergessen habe; unser Gespann war ermüdet, ich selbst war durch die Ueberreizung ermattet und eingeschlafen. Wir hielten in dem Dorfe, ich erwachte und sah nun mit einem Male das ganze unbeschreibbare Panorama, die starren, blendend schimmernden Eiskolosse vor mir. Sie stiegen in den Himmel hinein, die Zacken und Ecken schienen mir ganz bequeme Treppenstufen, man mußte auf ihnen besser als auf dem berüchtigten babilonischen Thurme der mir aus der biblischen Geschichte wohlbekannt war den Himmel erreichen können. Ich sprach diesen Gedanken auch aus, ich hoffte auf diesem Wege ohne den finstern Tod küssen zu müssen ein Engel zu

werden. Der Vater lächelte über meine Einfalt und vernichtete meinen Traum durch die Kunde daß jene Gletſcher unerſteigbar ſeien. Hübſch fand ich's eben nicht von der Gottheit daß ſie uns eine Treppe hinbaue, und dieſe höhniſcher Weiſe für uns unbenutzbar mache. — So kamen wir an den Beſtimmungsort. — Wenn ich bei dieſem Abſchnitte meines Lebens länger verweilte als vielleicht nötig ſcheinen mag, ſo liegt der Grund darin daß ich Ihnen gern durch einzelne Züge andeuten wollte welche Anlagen, welche Sinnes- und Geiſtesrichtung ich in die Welt mitbrachte. Ohne dieſe Baſis würden Sie doch nicht wiſſen wie ich geworden bin, und das wollten Sie ja wenn ich nicht irre.

„Ich blieb alſo in der Obhut der Jeſuiten. Der erſte Eindruck den ich empfing als ich den prächtigen Palaſt der die Stadt dominirt durchſchritt, war ein ſtolzer. Ich fühlte mich durch den Gedanken getragen in dieſen großartigen Raümen von der Wiſſenſchaft genährt zu werden. Im Freien beherrſcht uns Gefühl, Poeſie, innig gemütliches Anſchmiegen; in den Mauern wird Ehrgeiz und Ringen nach Ueberlegenheit geboren. Mein erſter Unterricht war vorzüglich geweſen, und eine leichte Faſſungsgabe half mir noch raſcher vorwerts. Ich ſtrebte ſo rührig und emſig daß ich bald die Augen der Lehrer auf mich zog. Wir Penſionäre wohnten zu dritt in einem Zimmer, und je drei Zimmer ſtanden wieder unter der beſondern Aufſicht

eines Paters. Der uns zugetheilte Aufseher war ein Mann der bald mein Vertrauen, meine ganze Liebe besaß. Eine edle hohe Gestalt, blitzend geistvolle Augen, wohlklingende Stimme und freundlicher Ernst zeichneten ihn aus. Erst einige dreißig Jahr alt, hatte er doch schon im Dienste des Ordens große Reisen in Amerika und Asien gemacht. Das träumerische Element das damals in mir lag, und der mächtige Drang nach Wissen der in mir kämpfte, machten mich ihm beachtenswert. Ich brachte bald all meine Mußestunden bei ihm zu. Er erzählte mir von den Wundern in Ost und West mit Glut und Wärme, und nur wenn durch seine Worte der Wille hindurch leuchtete mich von der Macht seines Ordens wissen zu lassen wurde sein Blick stolz, und ein geringschätziges Lächeln flog über seine Züge. Dieser Hohn galt der ganzen Welt, — er that mir weh, und doch bewunderte ich den Mann immer mehr. Er brachte mir spielend fremde Sprachen bei; als ich ihm sagte daß ich fast immer im Freien gelebt, wirkte er mir die Erlaubniß aus ihn auf Spazirgängen, auf Reisen selbst, begleiten zu dürfen; er fand mich zeichnend, — augenblicklich sprach er mit einem andern Pater der sehr brav malte, und ich erhielt von dem Augenblicke an auch in dieser Kunst sorgfältigen Unterricht. Kurz Pater Aloisius war mein Gott, mein Alles, ich verbarg nicht das Geringste vor ihm, er löste meine Zweifel, er half mir

zu Verständniſſen, er erzog mich vollſtändig, und ich folgte ihm gern. — Zugleich hatte ich mit einem jungen Manne der bereits ſeit mehreren Jahren Zögling des Kollegiums und Zimmervorſtand meiner Wohnung war innige Freundſchaft geſchloſſen. Ich habe nie eine ſo reine ſerafartige Geſtalt geſehn als die meines Freundes. Alles an ihm war Harmonie und Klang. Dieſer Menſch erſchien mir wie ein Wunder. Was er angriff gelang ihm; er faßte die ſchwierigſten Dinge auf und. führte ſie leicht und graziös durch indem er immer noch eine gewiſſe ihm eigentümliche Verklärung darüber zu verbreiten wußte. Er hatte ſchon längere Zeit den Unterricht des Pater Malers benutzt, kaum aber hatte er dieſem einigermaßen die Technik abgelernt, ſo war er an Geſchmack dem Lehrer ſchon voraus. Ebenſo viel Talent zeigte er für die Muſik, und ſeine ſchöne klare Stimme beherrſchte den ganzen Chor. Ich liebte ihn unendlich, und es blieb mir unerklärlich daß weder Pater Aloiſius noch ſonſt Jemand dasſelbe Gefühl für ihn zu hegen ſchien. Man ſuchte unſer Verhältniß ſogar zu ſtören, und ich hatte Pater Aloiſius in dem Verdachte eiferſüchtig zu ſein. Zunächſt mußte Werner Stauff, das war ſein Name, ein andres Zimmer beziehn, dann die Unterrichtsſtunden bei dem Maler aufgeben, ſo daß ich ihn nur noch ſelten ſah. Trotz alledem wußten wir uns wenigſtens dann und wann zu finden. Ich war

unterdeß ſiebzehn Jahr geworden, alſo in die Reihen der älteren Zöglinge eingerückt. Unter den Penſionären dieſer Klaſſe herrſchte ſeit jeher ein Komplot, ſie beſaßen trotz aller Beobachtung, trotz aller Aufſicht, Nachſchlüſſel zur kleinen Auslaßpforte. Dieſe wurden mäßig und in einer gewiſſen Folge benutzt, ſo daß bisher nie ein ſolcher nächtlicher Ausflug ruchbar geworden war. Ein alter Herr, ein ſeltſamer Kauz, wir konnten nie recht herausbringen was für ein Landsmann er ſei, hatte ſeit Jahren ſeine Wohnung zu dieſen Ausfällen dargeboten. Wir durften ihn nur ſchlechtweg Anaſtaſius nennen. Er ſchien ſehr wohlhabend, ſeine Zimmer ſtanden voll prächtiger Sachen, bunt übereinander gehäuft: Spieldoſen mit herrlichen Moſaiken verziert, antike Vaſen, geſchnittne Steine und reiche goldne Geräte als Tafelaufſätze deren Form zeigte daß ſie früher der Kirche angehört. — Dann wieder kleine Staffeleien an den Fenſtern mit Kabinetsſtücken niederländiſcher Meiſter; auf Tiſchchen vertheilt, oder zur Dekoration der Wände benutzt, eine Menge naturhiſtoriſcher Seltenheiten, Kryſtalle und ausgeſtopfte Thiere, Muſcheln und dergleichen. Ein andrer Raum war buchſtäblich bedeckt mit Waffen aller Art, von den Feuerſteinpfeilen des Indianers bis zur Hakenbüchſe des Mittelalters, — Morgenſterne, Flammberge, Spieße und Hellebarden ſtarrten in Unzahl aus allen Ecken. Wenn wir kamen wurden die Jalouſien

geſchloſſen und große Lampen von damaszirtem Silber, Drachen darſtellend die Flammen ſpieen, angezündet. Das fremdartige Spiegeln und Funkeln auf den Gegenſtänden umher, die unbekannten Apparate die das Zimmer füllten in dem wir unſre Sitzungen hielten machten einen zauberhaften Eindruck auf unſre jungen Gemüter. Er ſteigerte ſich faſt zum Grauen als der Greis uns einmal nach einem Buche in ſeine Bibliothek ſchickte. Sie lag jenſeits des Schlafzimmers, und bis an deſſen Thüre nur waren wir bisher gekommen. Denken Sie ſich einen großen, ſchweren Betthimmel, pompös gearbeitet, — über einem gewöhnlichen Feldbette ſchwebend; aber dieſen Himmel trugen als Karyatiden vier menſchliche Gerippe. Ich fand den Gedanken ſo bizarr, ſo entſetzlich daß er mich wochenlang ſchreckte und verfolgte. — Das war der Ort den unſer Sonderling Anaſtaſius bewohnte. Niemand kam zu ihm, ſelbſt ſein alter Diener ließ ſich nur ſelten ſehn; wie gerade die Jeſuitenſchüler ſich ſeiner beſondern Vorliebe erfreuten, wie überhaubt der Erſte von uns zu ihm gekommen war, wußte Niemand. Er war immer freundlich aber nie heiter, ich habe nie auch nur ein Lächeln auf ſeinen Lippen geſehn. Wir verbeugten uns ſtumm wenn wir eintraten, er deutete uns Plätze an und begann augenblicklich vorzutragen oder vorzuleſen. Das Gefüge des Weltalls, die Geſetze der Natur waren ſeine Stoffe, waren das Thema ſeiner

Belehrung. Wilde, großartige Poeſie, trunkene Schwelgerei in dem unendlichen Felde, ſchlagende Klarheit neben anziehendem Schmucke waren die Eigenſchaften ſeines Vortrags. Die Zeit flog während wir in athemloſer Stille horchten. Oft ſprach er nur wie im Traume vor ſich hin; er redete gewöhnlich franzöſiſch, verlor er ſich aber ſo in ſich ſelbſt, ſo ſprach er deutſch. Es lag dann etwas Lauſchendes in ſeinen Zügen, ſeine Stimme die meiſt rauh und hart war nahm einen melodiſchen Fall an, die Worte wogten und wiegten ſich her und hin: plötzlich brach er ab, und ein fürchterlicher Ausfall gegen Pfaffen und Pfaffentum tobte uns dann immer in einem Gemiſche von Sprachen entgegen. Er riß in kurzen Stunden das Gebaüde nieder das man durch Jahre in uns hineingebaut. Stauff war ſein erklärter Liebling, er ſtrich ihm oft die Haare von der weißen Stirn und küßte ihn ſtets vor dem Scheiden. Ich glaube es der Empfehlung dieſes Freundes zu verdanken daß ich nach und nach derſelben Gunſt theilhaftig wurde. Warum lieben die Andern, fragte ich den Mann, als ich einmal allein bei ihm war, Stauff nicht auch wie wir? „Weil er reiner iſt, als ſie, weil er ihnen nichts glaubt," war die kurze Antwort.

„Dieſe Worte erzeugten ein unangenehmes Nachgefühl in mir. Ich war unbewußt in den Fehler der alten Scholaſtiker verfallen: die Philoſophie lief neben

der Religion her, die rationellen Grundsätze die ich aus der einen sog ließ ich nicht auf meine religiösen Träume wirken. Glauben und Denken wußten nichts von einander. Daß Stauff nichts glaubte, machte mich für sein Seelenheil zittern, — ich betete für ihn. Die Erkenntniß sollte sich indeß auch mir nun bald in grellem Lichte zeigen.

„Das Verhältniß zu Pater Aloisius war ehr inniger geworden, er schien mich nun mehr und mehr für reif zu halten, seine Gespräche bewegten sich auf demselben Boden auf den Anastasius sein System baute. Natürlich kam er zu entgegengesetzten Resultaten. „Die Philosophie muß uns glauben lehren," sagte er. Diese Worte entzündeten einen Brand in mir der nie mehr zu löschen war. Der Zusammenhang leuchtete mir plötzlich ein und meine Stunde hatte geschlagen. Als gar Pater Aloisius, da er einen meiner Einwürfe nicht mehr zu widerlegen im Stande war, erklärte: Die Welt müsse glauben, sonst könne sie nicht bestehn, fielen die letzten Schuppen von meinen Augen. Müssen ist ein tyrannisches Wort, wir suchen seiner Macht gar zu gern zu entfliehn, — ich wehrte mich natürlich auch vor ihr. Ich entwickelte ihm einen Gedanken den ich von Anastasius gehört, er war so präzis, so treffend, man konnte nicht anders als seine Wahrheit anerkennen. Ich hatte im Kollegium auf Mienen und Bewegungen achten gelernt und bemerkte daß er nur scheinbar vor

sich hin sah, daß er mich unter seinen gesenkten Lidern fixirte. Wir wollen sehn, sagte er kurz und entließ mich. Am nächsten Morgen schon wurde ich zu ihm gerufen. „Es ist noch Zeit Dich zu retten," sagte er mir, „Du bist in schlechten Händen weil Du ungehorsam warst." Darauf erzählte er mir von meinen nächtlichen Streifzügen zu Anastasius, er wußte Gespräche, die dort gepflogen worden, Dinge selbst die nur Stauff und mir bekannt sein konnten. Ich war außer mir. „Du sollst auch wissen wer Dich verraten hat," fuhr er fort, „wenn Du mir versprichst, Alles was wir hier gesagt haben, zu verschweigen." Ich that es. „Dein Freund Stauff ist es, und kein Anderer. Es ist bei der großen Zahl von Zöglingen nicht möglich sie immer im Auge zu behalten, und doch bedürfen junge Leute einer immerwährenden Ueberwachung. Wir müssen also Jemand haben der uns von ihrem Treiben berichtet. Stauff gab sich dazu her. Wir benutzen ihn, aber Du wirst bemerkt haben daß diese Schlechtigkeit seines Charakters ihm trotz seiner hervorragenden Talente die allgemeine Verachtung zugezogen hat. Der deutsche Graf den ihr Anastasius nennt ist uns längst bekannt, aber er ist nicht gefährlich. Seine haltlosen Träumereien verschwinden vor der Wahrheit des Glaubens wie ein Irrlicht vor der Sonne. Wir hätten eure Zusammenkünfte damit ihr, alle Verirrungen kennend, einen desto

größeren Sieg, einen deſto herrlicheren Triumf feiern könnt. — Wenn Du ſchweigſt darfſt Du ſo oft zu ihm gehn als Dir beliebt, nur gehe nie mit Stauff.“

„Das klang Alles überaus wahrſcheinlich. Ich war aus meinen Himmeln geſtürzt. Stauff ein Spion, ein Verräter! Dieſer Gedanke brachte eine unſägliche Bitterkeit in mich. Ich wurde krank. Große Anſtrengungen hatten meine Nerven geſchwächt, dieſer Blitz aus blauem Himmel brachte den Ausbruch. Ich lag wochenlang im Krankenzimmer und Pater Aloiſius pflegte mich. In meinen Fantaſien muß ich mein ganzes Herz ausgeſchüttet haben, denn der Pater wußte ſpäter mehr als ſelbſt Stauff ihm hätte ſagen können. Dieſen vermied ich mit offnem Abſcheu.

„Unter den Büchern die Anaſtaſius mir theils geliehen, theils geſchenkt, war auch Byron. In der Uebergangsperiode in der ich ſtand ſchrieben ſich dieſe Feuerzeichen doppelt glühend in mich. Ich fühlte das Bedürfniß mich darüber auszuſprechen. Ein Abend an dem kein Anderer die Schlüſſel benutzen wollte gab mir Gelegenheit allein zu Anaſtaſius zu eilen. Mein Buch unter dem Arme ſchlich ich fort und gab an der Thür unſer beſonderes Zeichen. Die Thüre öffnete ſich ſonſt wie von ſelbſt, heute blieb ſie geſchloſſen. Ich mußte unverrichteter Sache heimkehren. Als ich die Treppen hinaufſchritt, kam mir Pater Aloiſius entgegen. „Du warſt bei Anaſtaſius?“ ſagte er mild.

Ich bejahte die Frage offenherzig und ſprach ſogar mein Bedauern aus ihn nicht angetroffen zu haben. „Sonſt war ich Dein Vertrauter, vielleicht kann ich Dir wenigſtens da Jener verreiſt iſt wieder dienen,“ ſagte er. Beſchämt und gerührt zugleich, nannte ich ihm den Beweggrund meines Beſuches. Er wünſchte das Buch an ſich nehmen zu dürfen. Ich gab es ihm, und wir trennten uns. — Als wir uns des Morgens in der Kapelle verſammelten, wurde dem Gottesdienſte ein langes Gebet „Für einen Verirrten!“ angeſchloſſen. Obgleich ich mir keiner Verirrung bewußt war, ahnte ich doch dunkel daß die Fürbitte auf mich gemünzt ſei. Den Tag über geſchah nichts. Erſt am Abend ließ mich Aloiſius rufen. Er ſchloß die Thüre hinter mir, ging langſam in ſein Nebenzimmer und rief mich erſt nach einiger Zeit. Ich fand ihn in vollem Ornate, eine Kohlenpfanne vor ſich, Weihwaſſer daneben, und die Agende in der Hand. Nach einer langen Anrede in der er mir auseinanderſetzte wie verrucht es wäre ein Buch zu leſen das im Index der vom Papſte verbotenen Bücher ſtehe, las er eine Verfluchungsformel ab, beſprengte meinen Byron mit Weihwaſſer, — wahrſcheinlich damit er nicht noch Rauch und Flamme verunreinige, — und verbrannte ihn auf den Kohlen. — Ich ſtand während der ganzen Ceremonie überraſcht und ſprachlos da. Der Vorfall ſchien mir erſt lächerlich, dann unklug, und endlich empörend niedrig. „Haben

Sie Byron geleſen?“ fragte ich den Henker. Er bekreuzte ſich und erklärte nie ein Buch geleſen zu haben das im Index verboten ſei. Das war nun doch etwas zu ſtark. Hätte ihn perſönlicher Widerwille zu dieſer abſurden That geführt, ſo wäre der Heroſtrat im Kleinen gewiß noch einigermaßen zu entſchuldigen geweſen, nun aber erſchien ſie mir doch zu albern. Zugleich fühlte ich mich tief gekränkt. Aloiſius hatte mich nicht mit den Andern auf das Prokruſtesbette der Pauſch- und Bogen-Erziehung geworfen, er hatte bei ſeinen Belehrungen ſtets meine Entwickelungsſtufe im Auge behalten, — jetzt fiel er auf einmal aus der Rolle. Oder vielmehr, er nahm eine Rolle an die für uns Beide nicht berechnet war. Dachte er mich durch ſolch einen kindiſchen coup de théâtre aus der Faſſung zu bringen? Sollte mich das Gericht das er an ein paar Blättern Papier vollzogen zerknirſchen? Ich begriff ihn nicht mehr. Ein ſo unpädagogiſcher Streich war auf keine Weiſe mit der geiſtigen Tüchtigkeit zu vereinen die der Mann ſonſt überall gezeigt. Er erwartete in der That ein „Pater peccavi.“ Ich wurde mir plötzlich über ihn und mich klar, ſah ihm kalt, und ich glaube faſt ſchadenfroh in die Augen, wandte mich und ging. — Er mußte bald zu der Einſicht kommen daß er ſich eine nie mehr zu bedeckende Blöße gegeben. Daß er *mir* dieſe nie vergeben würde, wußte ich. Ich hatte nie eine Strafe bekommen, hatte

aber die Ueberzeugung für mein Benehmen gewiß eine recht harte erwarten zu können und wollte dieſer Schmach um jeden Preis entgehn. Ich beſchloß noch in derſelben Nacht zu entfliehen. Der Weg nach Hauſe war zu finden, aber ich hatte kein Geld in den Händen. Meine goldne Uhr und eine dicke Kette von demſelben Metalle hätten mir zwar helfen können, ſie waren in der Nacht aber nicht mehr umzuſetzen. Während ich auf Mittel ſann meinen Plan auszuführen, und in dieſer Ungewißheit meine liebſten und notwendigſten Sachen auf eine Weiſe ordnete daß ſie mir gleich zur Hand ſein konnten, trat Stauff herein. Er ſprach ein paar Worte mit meinen Stubengenoſſen, ich glaubte aber natürlich daß er nur gekommen ſei mich zu beobachten. Ich murrte ihm ein Schimpfwort nach als er das Zimmer verließ, er aber wendete ſich in der Thüre noch einmal um und ſah mich mit ſeinen großen, ſchönen Augen ſo traurig und doch ſo freundlich an daß es mir durch die Seele ſchnitt. Wenn Aloiſius mich betrogen hätte? dacht' ich. Wie aber hätte er dann wiſſen können, was wir geſprochen.

„Die Betglocke wurde gelautet, wir verſammelten uns wieder in der Kapelle, ich vermißte Stauff, die matte Beleuchtung des Raumes machte es aber möglich daß ſeine Abweſenheit von denen nicht bemerkt wurde die nicht wie ich ſpeziell nach ihm ſuchten. — Die Nacht war finſter, ich ſtand noch immer unſchlüſſig am

geſchloſſen und große Lampen von damaszirtem Silber, Drachen darſtellend die Flammen ſpieen, angezündet. Das fremdartige Spiegeln und Funkeln auf den Gegenſtänden umher, die unbekannten Apparate die das Zimmer füllten in dem wir unſre Sitzungen hielten machten einen zauberhaften Eindruck auf unſre jungen Gemüter. Er ſteigerte ſich faſt zum Grauen als der Greis uns einmal nach einem Buche in ſeine Bibliothek ſchickte. Sie lag jenſeits des Schlafzimmers, und bis an deſſen Thüre nur waren wir bisher gekommen. Denken Sie ſich einen großen, ſchweren Betthimmel, pompös gearbeitet, — über einem gewöhnlichen Feldbette ſchwebend; aber dieſen Himmel trugen als Karyatiden vier menſchliche Gerippe. Ich fand den Gedanken ſo bizarr, ſo entſetzlich daß er mich wochenlang ſchreckte und verfolgte. — Das war der Ort den unſer Sonderling Anaſtaſius bewohnte. Niemand kam zu ihm, ſelbſt ſein alter Diener ließ ſich nur ſelten ſehn; wie gerade die Jeſuitenſchüler ſich ſeiner beſondern Vorliebe erfreuten, wie überhaubt der Erſte von uns zu ihm gekommen war, wußte Niemand. Er war immer freundlich aber nie heiter, ich habe nie auch nur ein Lächeln auf ſeinen Lippen geſehn. Wir verbeugten uns ſtumm wenn wir eintraten, er deutete uns Plätze an und begann augenblicklich vorzutragen oder vorzuleſen. Das Gefüge des Weltalls, die Geſetze der Natur waren ſeine Stoffe, waren das Thema ſeiner

Belehrung. Wilde, großartige Poeſie, trunkene Schwelgerei in dem unendlichen Felde, ſchlagende Klarheit neben anziehendem Schmucke waren die Eigenſchaften ſeines Vortrags. Die Zeit flog während wir in athemloſer Stille horchten. Oft ſprach er nur wie im Traume vor ſich hin; er redete gewöhnlich franzöſiſch, verlor er ſich aber ſo in ſich ſelbſt, ſo ſprach er deutſch. Es lag dann etwas Lauſchendes in ſeinen Zügen, ſeine Stimme die meiſt rauh und hart war nahm einen melodiſchen Fall an, die Worte wogten und wiegten ſich her und hin: plötzlich brach er ab, und ein fürchterlicher Ausfall gegen Pfaffen und Pfaffentum tobte uns dann immer in einem Gemiſche von Sprachen entgegen. Er riß in kurzen Stunden das Gebäude nieder das man durch Jahre in uns hineingebaut. Stauff war ſein erklärter Liebling, er ſtrich ihm oft die Haare von der weißen Stirn und küßte ihn ſtets vor dem Scheiden. Ich glaube es der Empfehlung dieſes Freundes zu verdanken daß ich nach und nach derſelben Gunſt theilhaftig wurde. Warum lieben die Andern, fragte ich den Mann, als ich einmal allein bei ihm war, Stauff nicht auch wie wir? „Weil er reiner iſt, als ſie, weil er ihnen nichts glaubt,“ war die kurze Antwort.

„Dieſe Worte erzeugten ein unangenehmes Nachgefühl in mir. Ich war unbewußt in den Fehler der alten Scholaſtiker verfallen: die Philoſophie lief neben

der Religion her, die rationellen Grundsätze die ich aus der einen sog ließ ich nicht auf meine religiösen Träume wirken. Glauben und Denken wußten nichts von einander. Daß Stauff nichts glaubte, machte mich für sein Seelenheil zittern, — ich betete für ihn. Die Erkenntniß sollte sich indeß auch mir nun bald in grellem Lichte zeigen.

„Das Verhältniß zu Pater Aloisius war eher inniger geworden, er schien mich nun mehr und mehr für reif zu halten, seine Gespräche bewegten sich auf demselben Boden auf den Anastasius sein System baute. Natürlich kam er zu entgegengesetzten Resultaten. „Die Philosophie muß uns glauben lehren," sagte er. Diese Worte entzündeten einen Brand in mir der nie mehr zu löschen war. Der Zusammenhang leuchtete mir plötzlich ein und meine Stunde hatte geschlagen. Als gar Pater Aloisius, da er einen meiner Einwürfe nicht mehr zu widerlegen im Stande war, erklärte: Die Welt müsse glauben, sonst könne sie nicht bestehn, fielen die letzten Schuppen von meinen Augen. Müssen ist ein tyrannisches Wort, wir suchen seiner Macht gar zu gern zu entfliehn, — ich wehrte mich natürlich auch vor ihr. Ich entwickelte ihm einen Gedanken den ich von Anastasius gehört, er war so präzis, so treffend, man konnte nicht anders als seine Wahrheit anerkennen. Ich hatte im Kollegium auf Mienen und Bewegungen achten gelernt und bemerkte daß er nur scheinbar vor

ſich hin ſah, daß er mich unter ſeinen geſenkten Lidern fixirte. Wir wollen ſehn, ſagte er kurz und entließ mich. Am nächſten Morgen ſchon wurde ich zu ihm gerufen. „Es iſt noch Zeit Dich zu retten,“ ſagte er mir, „Du biſt in ſchlechten Händen weil Du ungehorſam warſt.“ Darauf erzählte er mir von meinen nächtlichen Streifzügen zu Anaſtaſius, er wußte Geſpräche, die dort gepflogen worden, Dinge ſelbſt die nur Stauff und mir bekannt ſein konnten. Ich war außer mir. „Du ſollſt auch wiſſen wer Dich verraten hat,“ fuhr er fort, „wenn Du mir verſprichſt, Alles was wir hier geſagt haben, zu verſchweigen.“ Ich that es. „Dein Freund Stauff iſt es, und kein Anderer. Es iſt bei der großen Zahl von Zöglingen nicht möglich ſie immer im Auge zu behalten, und doch bedürfen junge Leute einer immerwährenden Ueberwachung. Wir müſſen alſo Jemand haben der uns von ihrem Treiben berichtet. Stauff gab ſich dazu her. Wir benutzen ihn, aber Du wirſt bemerkt haben daß dieſe Schlechtigkeit ſeines Charakters ihm trotz ſeiner hervorragenden Talente die allgemeine Verachtung zugezogen hat. Der deutſche Graf den ihr Anaſtaſius nennt iſt uns längſt bekannt, aber er iſt nicht gefährlich. Seine haltloſen Träumereien verſchwinden vor der Wahrheit des Glaubens wie ein Irrlicht vor der Sonne. Wir litten eure Zuſammenkünfte damit ihr, alle Verirrungen kennend, einen deſto

größeren Sieg, einen deſto herrlicheren Triumf feiern könnt. — Wenn Du ſchweigſt darfſt Du ſo oft zu ihm gehn als Dir beliebt, nur gehe nie mit Stauff.“

„Das klang Alles überaus wahrſcheinlich. Ich war aus meinen Himmeln geſtürzt. Stauff ein Spion, ein Verräter! Dieſer Gedanke brachte eine unſägliche Bitterkeit in mich. Ich wurde krank. Große Anſtrengungen hatten meine Nerven geſchwächt, dieſer Blitz aus blauem Himmel brachte den Ausbruch. Ich lag wochenlang im Krankenzimmer und Pater Aloiſius pflegte mich. In meinen Fantaſien muß ich mein ganzes Herz ausgeſchüttet haben, denn der Pater wußte ſpäter mehr als ſelbſt Stauff ihm hätte ſagen können. Dieſen vermied ich mit offnem Abſcheu.

„Unter den Büchern die Anaſtaſius mir theils geliehen, theils geſchenkt, war auch Byron. In der Uebergangsperiode in der ich ſtand ſchrieben ſich dieſe Feuerzeichen doppelt glühend in mich. Ich fühlte das Bedürfniß mich darüber auszuſprechen. Ein Abend an dem kein Anderer die Schlüſſel benutzen wollte gab mir Gelegenheit allein zu Anaſtaſius zu eilen. Mein Buch unter dem Arme ſchlich ich fort und gab an der Thür unſer beſonderes Zeichen. Die Thüre öffnete ſich ſonſt wie von ſelbſt, heute blieb ſie geſchloſſen. Ich mußte unverrichteter Sache heimkehren. Als ich die Treppen hinaufſchritt, kam mir Pater Aloiſius entgegen. „Du warſt bei Anaſtaſius?“ ſagte er mild.

ſich hin ſah, daß er mich unter ſeinen geſenkten Lidern fixirte. Wir wollen ſehn, ſagte er kurz und entließ mich. Am nächſten Morgen ſchon wurde ich zu ihm gerufen. „Es iſt noch Zeit Dich zu retten,“ ſagte er mir, „Du biſt in ſchlechten Händen weil Du ungehorſam warſt.“ Darauf erzählte er mir von meinen nächtlichen Streifzügen zu Anaſtaſius, er wußte Geſpräche, die dort gepflogen worden, Dinge ſelbſt die nur Stauff und mir bekannt ſein konnten. Ich war außer mir. „Du ſollſt auch wiſſen wer Dich verraten hat,“ fuhr er fort, „wenn Du mir verſprichſt, Alles was wir hier geſagt haben, zu verſchweigen.“ Ich that es. „Dein Freund Stauff iſt es, und kein Anderer. Es iſt bei der großen Zahl von Zöglingen nicht möglich ſie immer im Auge zu behalten, und doch bedürfen junge Leute einer immerwährenden Ueberwachung. Wir müſſen alſo Jemand haben der uns von ihrem Treiben berichtet. Stauff gab ſich dazu her. Wir benutzen ihn, aber Du wirſt bemerkt haben daß dieſe Schlechtigkeit ſeines Charakters ihm trotz ſeiner hervorragenden Talente die allgemeine Verachtung zugezogen hat. Der deutſche Graf den ihr Anaſtaſius nennt iſt uns längſt bekannt, aber er iſt nicht gefährlich. Seine haltloſen Träumereien verſchwinden vor der Wahrheit des Glaubens wie ein Irrlicht vor der Sonne. Wir litten eure Zuſammenkünfte damit ihr, alle Verirrungen kennend, einen deſto

Sie Byron geleſen?“ fragte ich den Henker. Er bekreuzte ſich und erklärte nie ein Buch geleſen zu haben das im Index verboten ſei. Das war nun doch etwas zu ſtark. Hätte ihn perſönlicher Widerwille zu dieſer abſurden That geführt, ſo wäre der Heroſtrat im Kleinen gewiß noch einigermaßen zu entſchuldigen geweſen, nun aber erſchien ſie mir doch zu albern. Zugleich fühlte ich mich tief gekränkt. Aloiſius hatte mich nicht mit den Andern auf das Prokruſtesbette der Pauſch- und Bogen-Erziehung geworfen, er hatte bei ſeinen Belehrungen ſtets meine Entwickelungsſtufe im Auge behalten, — jetzt fiel er auf einmal aus der Rolle. Oder vielmehr, er nahm eine Rolle an die für uns Beide nicht berechnet war. Dachte er mich durch ſolch einen kindiſchen coup de théâtre aus der Faſſung zu bringen? Sollte mich das Gericht das er an ein paar Blättern Papier vollzogen zerknirſchen? Ich begriff ihn nicht mehr. Ein ſo unpädagogiſcher Streich war auf keine Weiſe mit der geiſtigen Tüchtigkeit zu vereinen die der Mann ſonſt überall gezeigt. Er erwartete in der That ein „Pater peccavi.“ Ich wurde mir plötzlich über ihn und mich klar, ſah ihm kalt, und ich glaube faſt ſchadenfroh in die Augen, wandte mich und ging. — Er mußte bald zu der Einſicht kommen daß er ſich eine nie mehr zu bedeckende Blöße gegeben. Daß er *mir* dieſe nie vergeben würde, wußte ich. Ich hatte nie eine Strafe bekommen, hatte

aber die Ueberzeugung für mein Benehmen gewiß eine recht harte erwarten zu können und wollte dieſer Schmach um jeden Preis entgehn. Ich beſchloß noch in derſelben Nacht zu entfliehen. Der Weg nach Hauſe war zu finden, aber ich hatte kein Geld in den Händen. Meine goldne Uhr und eine dicke Kette von demſelben Metalle hätten mir zwar helfen können, ſie waren in der Nacht aber nicht mehr umzuſetzen. Während ich auf Mittel ſann meinen Plan auszuführen, und in dieſer Ungewißheit meine liebſten und notwendigſten Sachen auf eine Weiſe ordnete daß ſie mir gleich zur Hand ſein konnten, trat Stauff herein. Er ſprach ein paar Worte mit meinen Stubengenoſſen, ich glaubte aber natürlich daß er nur gekommen ſei mich zu beobachten. Ich murrte ihm ein Schimpfwort nach als er das Zimmer verließ, er aber wendete ſich in der Thüre noch einmal um und ſah mich mit ſeinen großen, ſchönen Augen ſo traurig und doch ſo freundlich an daß es mir durch die Seele ſchnitt. Wenn Aloiſius mich betrogen hätte? dacht' ich. Wie aber hätte er dann wiſſen können, was wir geſprochen.

„Die Betglocke wurde geläutet, wir verſammelten uns wieder in der Kapelle, ich vermißte Stauff, die matte Beleuchtung des Raumes machte es aber möglich daß ſeine Abweſenheit von denen nicht bemerkt wurde die nicht wie ich ſpeziell nach ihm ſuchten. — Die Nacht war finſter, ich ſtand noch immer unſchlüſſig am

Fenſter. Die beiden Knaben mit denen ich wohnte ſchliefen längſt. Die Thüre wurde leiſe aufgemacht, „Richard!“ rief Stauffs ſanfte Stimme. Ich ging ihm trotzig entgegen und wollte eben recht laut antworten als er mir die Hand auf den Mund drückte und mich zu ſchweigen bat. „Still,“ ſagte er, „Alles wird ſich aufklären, im Augenblicke nur vertraue mir ohne Erklärung, wir haben keine Zeit zu verlieren. Du willſt fort, ich ſah Dich packen, wenn Du fertig biſt, ſo komm'!“ Ich nahm die wenigen Sachen die ich nicht zurücklaſſen wollte und die in einem kleinen Mantelſacke Platz hatten, und ſchritt lautlos hinter Stauff her. Plötzlich fiel mir ein daß ich die Schlüſſel vergeſſen hatte die mir rätſelhafter Weiſe von Aloiſius nicht abgefordert worden waren obgleich er von ihnen wiſſen mußte. Ich flüſterte erſchrocken dies Unglück in Stauffs Ohr. Er winkte mir Schweigen und führte mich immer weiter. Wir ſtiegen in die Gruft hinab die ſeit Wochen größerer Reparaturen wegen offen ſtand. Mich faßte ein Schauder, aber ich wagte nicht zu reden. Wir ſtiegen wieder in die Höh, ich wußte nicht mehr wo ich war, eine kleine niedre Thür öffnete ſich durch eine Feder und wir ſtanden im Freien. Beim Schimmer einer Straßenlaterne ſah ich erſt daß Werner den Talar eines Paters trug. Betaübt und verwirrt durch die Wanderung in der Unterwelt, wo mich Werner zwiſchen den Sargreihen hinziehen mußte,

folgte ich ihm ohne Frage. In einer entlegenen Straße harrte ein Wagen mit vier Postpferden, der Postillon küßte Stauff die Hand, die Peitsche knallte, und wir flogen der Freiheit entgegen."

„Unser Kourier hat drei Stunden Vorsprung, wir finden überall Pferde bereit und sind nicht mehr zu erreichen," sagte Stauff. Mir klang das Alles wie ein Märchen, ich tastete an mir herum und konnte keinen Zusammenhang finden. „Erst laß mich Dir beweisen daß ich Dir immer Freund war," begann Stauff als der Wagen fortrollte. — „Ich fürchtete die Lehren unsres lieben Anastasius nicht vollständig in meinem Gedächtnisse aufbewahren zu können, lernte ihm seine eigene Chiffreschrift ab und notirte Vortrag um Vortrag. Eines Tages, kurz vor Deiner Krankheit, vermißte ich das Heft. Ich untersuchte das Schloß meines Schrankes und fand daß es gewaltsam geöffnet worden. Ich schwieg, denn ich wollte beobachten wozu man meine Notizen benutzt. Dein Benehmen zeigte mir bald Veranlassung und Zweck. Ich erriet den ganzen Gang und eilte sobald ich konnte auf dem durch Zufall von mir entdeckten Wege durch die Gruft zu Anastasius um mir Rat zu holen. Die Regierung des Kantons hatte ihm eben die Weisung zugehn lassen, binnen vierundzwanzig Stunden das Land zu verlassen in dem er viele Jahre ungestört gewohnt hatte. Er war bisher der Aufmerksamkeit der Jesuiten

der Religion her, die rationellen Grundſätze die ich aus der einen ſog ließ ich nicht auf meine religiöſen Träume wirken. Glauben und Denken wußten nichts von einander. Daß Stauff nichts glaubte, machte mich für ſein Seelenheil zittern, — ich betete für ihn. Die Erkenntniß ſollte ſich indeß auch mir nun bald in grellem Lichte zeigen.

„Das Verhältniß zu Pater Aloiſius war eher inniger geworden, er ſchien mich nun mehr und mehr für reif zu halten, ſeine Geſpräche bewegten ſich auf demſelben Boden auf den Anaſtaſius ſein Syſtem baute. Natürlich kam er zu entgegengeſetzten Reſultaten. „Die Philoſophie muß uns glauben lehren," ſagte er. Dieſe Worte entzündeten einen Brand in mir der nie mehr zu löſchen war. Der Zuſammenhang leuchtete mir plötzlich ein und meine Stunde hatte geſchlagen. Als gar Pater Aloiſius, da er einen meiner Einwürfe nicht mehr zu widerlegen im Stande war, erklärte: Die Welt müſſe glauben, ſonſt könne ſie nicht beſtehn, fielen die letzten Schuppen von meinen Augen. Müſſen iſt ein tyranniſches Wort, wir ſuchen ſeiner Macht gar zu gern zu entfliehn, — ich wehrte mich natürlich auch vor ihr. Ich entwickelte ihm einen Gedanken den ich von Anaſtaſius gehört, er war ſo präzis, ſo treffend, man konnte nicht anders als ſeine Wahrheit anerkennen. Ich hatte im Kollegium auf Mienen und Bewegungen achten gelernt und bemerkte daß er nur ſcheinbar vor

ſich hin ſah, daß er mich unter ſeinen geſenkten Lidern fixirte. Wir wollen ſehn, ſagte er kurz und entließ mich. Am nächſten Morgen ſchon wurde ich zu ihm gerufen. „Es iſt noch Zeit Dich zu retten,“ ſagte er mir, „Du biſt in ſchlechten Händen weil Du ungehorſam warſt.“ Darauf erzählte er mir von meinen nächtlichen Streifzügen zu Anaſtaſius, er wußte Geſpräche, die dort gepflogen worden, Dinge ſelbſt die nur Stauff und mir bekannt ſein konnten. Ich war außer mir. „Du ſollſt auch wiſſen wer Dich verraten hat,“ fuhr er fort, „wenn Du mir verſprichſt, Alles was wir hier geſagt haben, zu verſchweigen.“ Ich that es. „Dein Freund Stauff iſt es, und kein Anderer. Es iſt bei der großen Zahl von Zöglingen nicht möglich ſie immer im Auge zu behalten, und doch bedürfen junge Leute einer immerwährenden Ueberwachung. Wir müſſen alſo Jemand haben der uns von ihrem Treiben berichtet. Stauff gab ſich dazu her. Wir benutzen ihn, aber Du wirſt bemerkt haben daß dieſe Schlechtigkeit ſeines Charakters ihm trotz ſeiner hervorragenden Talente die allgemeine Verachtung zugezogen hat. Der deutſche Graf den ihr Anaſtaſius nennt iſt uns längſt bekannt, aber er iſt nicht gefährlich. Seine haltloſen Träumereien verſchwinden vor der Wahrheit des Glaubens wie ein Irrlicht vor der Sonne. Wir litten eure Zuſammenkünfte damit ihr, alle Verirrungen kennend, einen deſto

größeren Sieg, einen desto herrlicheren Triumf feiern könnt. — Wenn Du schweigst darfst Du so oft zu ihm gehn als Dir beliebt, nur gehe nie mit Stauff."

„Das klang Alles überaus wahrscheinlich. Ich war aus meinen Himmeln gestürzt. Stauff ein Spion, ein Verräter! Dieser Gedanke brachte eine unsägliche Bitterkeit in mich. Ich wurde krank. Große Anstrengungen hatten meine Nerven geschwächt, dieser Blitz aus blauem Himmel brachte den Ausbruch. Ich lag wochenlang im Krankenzimmer und Pater Aloisius pflegte mich. In meinen Fantasien muß ich mein ganzes Herz ausgeschüttet haben, denn der Pater wußte später mehr als selbst Stauff ihm hätte sagen können. Diesen vermied ich mit offnem Abscheu.

„Unter den Büchern die Anastasius mir theils geliehen, theils geschenkt, war auch Byron. In der Uebergangsperiode in der ich stand schrieben sich diese Feuerzeichen doppelt glühend in mich. Ich fühlte das Bedürfniß mich darüber auszusprechen. Ein Abend an dem kein Anderer die Schlüssel benutzen wollte gab mir Gelegenheit allein zu Anastasius zu eilen. Mein Buch unter dem Arme schlich ich fort und gab an der Thür unser besonderes Zeichen. Die Thüre öffnete sich sonst wie von selbst, heute blieb sie geschlossen. Ich mußte unverrichteter Sache heimkehren. Als ich die Treppen hinaufschritt, kam mir Pater Aloisius entgegen. „Du warst bei Anastasius?" sagte er mild.

Ich bejahte die Frage offenherzig und ſprach ſogar mein Bedauern aus ihn nicht angetroffen zu haben. „Sonſt war ich Dein Vertrauter, vielleicht kann ich Dir wenigſtens da Jener verreiſt iſt wieder dienen,“ ſagte er. Beſchämt und gerührt zugleich, nannte ich ihm den Beweggrund meines Beſuches. Er wünſchte das Buch an ſich nehmen zu dürfen. Ich gab es ihm, und wir trennten uns. — Als wir uns des Morgens in der Kapelle verſammelten, wurde dem Gottesdienſte ein langes Gebet „Für einen Verirrten!“ angeſchloſſen. Obgleich ich mir keiner Verirrung bewußt war, ahnte ich doch dunkel daß die Fürbitte auf mich gemünzt ſei. Den Tag über geſchah nichts. Erſt am Abend ließ mich Aloiſius rufen. Er ſchloß die Thüre hinter mir, ging langſam in ſein Nebenzimmer und rief mich erſt nach einiger Zeit. Ich fand ihn in vollem Ornate, eine Kohlenpfanne vor ſich, Weihwaſſer daneben, und die Agende in der Hand. Nach einer langen Anrede in der er mir auseinanderſetzte wie verrucht es wäre ein Buch zu leſen das im Index der vom Papſte verbotenen Bücher ſtehe, las er eine Verfluchungsformel ab, beſprengte meinen Byron mit Weihwaſſer, — wahrſcheinlich damit er nicht noch Rauch und Flamme verunreinige, — und verbrannte ihn auf den Kohlen. — Ich ſtand während der ganzen Ceremonie überraſcht und ſprachlos da. Der Vorfall ſchien mir erſt lächerlich, dann unklug, und endlich empörend niedrig. „Haben

ſchwören, der ganze Stand ſank ſo in meiner Achtung daß ich zugleich erklärte nie die Weihen nehmen zu wollen. — Wir kamen ungefährdet nach Konſtanz, und hier erſt, in völliger Sicherheit überlegten wir was zu thun ſei. Stauff hatte ſchon unterwegs das Prieſterkleid abgelegt, wir fuhren als — Flüchtigreiſende. Der Gedanke an meine Aeltern machte mir Kummer, indeß hoffte ich ſie durch klare Darſtellung der Sache zu beruhigen. „Ich gehe direkt nach Florenz," ſagte Stauff, „von da nach Rom, und werde Maler." Nach Florenz konnte ich nicht eher bis ich bei meinen Aeltern geweſen, Stauff hatte Niemand der um ihn beſorgt war. Er gab mir ſo viel daß ich bequem meine Heimat erreichen konnte, der Gaſtwirt verſchaffte ihm einen Paß, wir verſprachen uns bald zu ſchreiben und ſchieden mit ſchwerem Herzen. — Ich werde auch Maler, dacht' ich!

„Aber wir vergeſſen ganz daß ich nur den Text zu meinen Bildern geben wollte. Sie haben immer noch das lächelnde Chriſtuskind vor ſich, während doch ſchon manche Wolke in meine Erzählung hineingedunkelt und geblitzt hat. Da ſehen Sie das Kollegium und die Kirche. Hier das ſcharfe, intereſſante Geſicht des Pater Aloiſius und daneben den Engelkopf Stauffs. Das nächſte Blatt zeigt mein eignes Bild, von Stauff gezeichnet. So war ich damals, Aehnlichkeitsſpuren ſind noch vorhanden, mehr aber kaum. Die innige

Schwärmerei die hier mein Auge umtraumt, der weiche, schmelzende Ausdruck hat starren, harten Linien Raum geben müssen; der glühende und doch freundliche Kampf der um diese Lippe spielt ist in der Ruhe untergegangen, — Sie würden mich nicht wieder erkennen. — Dies ist Anastasius! Ein rechter Studienkopf, voll mystischer Bedeutung. Die Augen fragen uns ohne Worte Alles ab, und jede Falte auf der Stirn scheint ein schweres Geschick erzählen zu wollen. — Hier endlich noch die Verbrennungsszene meines Byron. Stauff zeichnete sie mir in Konstanz. Sehn Sie nur diese kühnen markirten Striche. Nur Skizze, und doch Alles von unvergleichlichem Ausdrucke; aus jedem Zuge spricht ursprünglichste Bestimmung, aus jeder Linie redet das Genie. — Randzeichnungen, die wir Beide zu unsern Klassikern machten, Vignetten, zum Theil wirklich nicht ohne Geschick gruppirt, wie wir sie im Kollegium entworfen, füllen die nächsten Seiten. Während Sie diese mitunter höchst possirlichen Bildchen überfliegen, fahre ich fort.

„Ich kam nach Hause, — die Aeltern saßen eben bei Tisch, der Pfarrer war bei ihnen. Aus dem Knaben war unterdeß eine Gestalt geworden die wenigstens nur unbedeutend kleiner als meine heutige sein mochte. Unerwartet wie ich kam erkannten sie mich im ersten Augenblicke gar nicht. Dann ging's an ein Fragen: Was ist vorgefallen? Wie kommst Du hierher? Sind

Unruhen ausgebrochen? Als ich mich erſt ein wenig geſammelt, erzählte ich den ganzen Hergang einfach und wahr. Mein Vater ſagte: So! und wendete mir den Rücken; der Pfarrer zuckte mit den Achſeln, nahm ſeinen Hut und ging; ich hatte die Hand meiner Mutter feſtgehalten, ich fühlte daß ſie heftig zitterte, große Thränen rollten über ihre Wangen, dann ſtand ſie auf und ging dem Vater nach. Ich war allein im Zimmer geblieben, nur ein alter Hühnerhund den ich als Kind oft gezauſt, ſchmiegte ſich freundlich winſelnd an meine Knie und ſah mir mit den trüben, blöden Augen in's Geſicht. — Das war mein Empfang als ich nach faſt achtjähriger Abweſenheit in das Haus meiner Väter heimkehrte. — Das Naturwidrige der Verhältniſſe die dieſe Szene hervorgerufen ſtellt ſich ohne weiteren Beweis durch den Umſtand heraus daß ſie die allernatürlichſten Beziehungen, die heiligſten Familienbande ſtören konnten. Ich war wie vernichtet, ich wußte damals noch nicht daß die ſogenannte Geiſtlichkeit einen Klapperſchlangenartigen Zauber auf die Menſchen ausübt. Ich wußte nicht, daß, wenn man den Frevel eines Pfaffen rügt, ſich gleich die ganze Kleriſei erhebt und behauptet man habe — nicht etwa ſie, — nein, die Gottheit ſelbſt beleidigt. Die Frechheit einer ſolchen Idee iſt ſo grandios daß ſie allerdings imponiren kann ſo lang man an einen Nimbus glaubt. Meine Aeltern ſahen mich für einen verlornen Menſchen an, denn ich hatte

einen Geweihten des Herrn Heuchler und Schurken genannt. Ich kann Ihnen die Qual dieſes Momentes nicht ſchildern; der Scharfſehende kann Stumpfheit der Augen nie ordentlich faſſen; daß die Meinen das Recht nicht auf meiner Seite fanden, war mir völlig räthſelhaft. Die Zeit die ich nun im Hauſe zubrachte war eine bittre, indeß war gerade dieſe Kälte das was mich kühlte. Ich war noch nicht genug entwickelt, mein Charakter nicht feſt ausgeprägt; ein liebevolles Entgegenkommen und herzliche verſöhnende Milde hätten mich nachgeben laſſen und die Wünſche meiner Aeltern wären ſelbſt gegen meine beſſere Ueberzeugung erfüllt worden. So ließen ſie mich viel mit meinen Gedanken allein, ihre Froſtigkeit ſteckte mich an, ich wurde ſtarr. — „Was ſoll nun mit Dir werden?“ fragte mein Vater endlich . . Ich zeigte ihm meine Mappe und ſagte daß die Natur ihren Willen, wie ich glaubte, klar ausgeſprochen habe. Es ſchiene mir Sünde meine Beſtimmung zu vergreifen und den Drang in mir mißzuverſtehn. „Thu', was Dir beliebt,“ antwortete er, „aber rechne nicht auf mich.“ Nun folgte eine ergreifende Szene. Ich wollte die Schuld kennen die ihn ſein einziges Kind ſo lieblos von ſich ſtoßen ließ. Er wurde leidenſchaftlich wie ich ihn nie vorher geſehn und überhäufte mich mit Vorwürfen, ich ſollte undankbar und verworfen ſein, ich wolle mich an liederliche Menſchen, Künſtler nämlich, anſchließen, weil mir die

ſtrenge Ordnung des Kollegiums nicht behage, und dergleichen mehr. Ich war mir bewußt nichts der Art gedacht zu haben und wurde deßhalb noch kälter, noch ruhiger. Ich blieb bei meiner Erklärung. Auch die Bitten meiner Mutter die, wie ich da zuerſt ſah, faſt gar keinen Einfluß auf meinen Vater hatte und meinetwegen viel litt, bewegten mich nicht mehr meinen Entſchluß aufzugeben. Das Mutterherz verleugnete ſich dabei nicht. Im erſten Augenblicke hatten die angelernten Meinungen in ihm geſiegt, aber es fand doch bald das Richtige. Die Mutter beweinte daß ich nicht Prieſter werden wollte, ſie gab aber lieber ihren Lieblingsplan auf als daß ſie ihr Kind in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt gebracht hätte. Sie hätte mir gern geholfen, aber Alles was ſie verſuchte wurde lange Zeit durch den Pfarrer paralyſirt. Dieſer ſchürte das Feuer und meinte man müſſe mich zwingen. Das ging nach ſeiner Anſicht dadurch leicht zu machen daß man mir die Mittel entzog meinem Hange folgen zu können. Es gab darum noch einmal großen Kampf. Meine bleiche, abgehärmte Geſtalt, die Furcht mich zu verlieren, gab endlich der Mutter die Kraft, darauf zu beſtehn daß ich die von mir gewählte Laufbahn einſchlagen dürfe. — Dieſe Tragödie im Kleinen, wie ſie wol faſt in jeder Familie vorkommt die das Unglück hat ein künſtleriſches Talent unter ihren Gliedern zu beſitzen hatte mir ein gutes Theil Lebensmut genommen;

ich war ſtumpfer geworden. Während man mir alſo auf der einen Seite den Willen ließ, mußte ich mich doch auf der andern den Beſchlüſſen des Familienvaters fügen. Nicht nach Florenz und Rom, wie ich gewünſcht, ſondern zunächſt nach München wurde ich geſchickt. Arbeiten die ich mit Liebe und Luſt trieb zerſtreuten mich und ſtärkten meine Geſundheit wieder. Stauff hatte Anaſtaſius trotz der genauen Angaben die er ihm hinterlaſſen in Florenz nicht entdecken können, er war deßhalb weiter gereiſt, hatte Italien durchſtrichen, — kurz auch eine erſte Reiſe mit Herz und Aug' und Ohr gemacht. Meine Briefe die ich nach Florenz adreſſirt bekam er alle zuſammen, als er wieder dahin zurückkehrte. Die Anzeige daß ich nach München gehe, beſtimmte ihn ſich auch dort niederzulaſſen und ſo waren wir denn wieder vereint. — Widerwärtig berührte mich die Bemerkung daß man mich von Hauſe beobachten ließ. Die Leute mit denen ich umging wurden bei meinen Aeltern angeſchwärzt, Aüßerungen von mir entſtellt, mein Kirchenbeſuch nachgezählt, ſogar das Malen nach Modellen, als höchſt ſittenlos, gerügt. Die Briefe die ich von Hauſe erhielt ſtrotzten von Vorwürfen, man entfremdete mir auch die Mutter mehr und mehr. So knickten die Menſchen mir Blüte um Blüte und pflanzten ſcharfe Dornen an ihre Stelle; ich wurde herb und bitter, und blieb es bis ich auch über dieſe Prüfungsſtufe hinaus war. — Mein

Vater wurde gefährlich krank, ohne daß ich mehr erfuhr als daß er unwohl sei. Plötzlich zeigte mir der Pfarrer seinen Tod und die gleichzeitige Erkrankung meiner Mutter an. Ich eilte so rasch als möglich in die Heimat, an das Grab des Vaters, an das Sterbebett der Mutter. Das waren noch schreckliche Momente. Man hatte mich schnöde verleumdet, die P. P. Jesuiten sprachen von den nächtlichen Ausflügen so dunkel daß man unwillkürlich arge Unsittlichkeiten dahinter vermuten mußte; Staunff wurde in den Briefen die ich in meines Vaters Schreibtische fand als ein elender Verführer als ein verlorner Wicht dargestellt, — die Jünger Jesu hatten sich gerächt, ihre Rache raubte mir die Liebe und das Vertrauen des Vaters. Der Pfarrer schien mir mit im Komplot, wenigstens warnte mich die sterbende Mutter die den Sohn doch nicht ganz aufgeben wollte vor ihm. Man hatte verbreitet der Gram um mich, um den Verlornen, habe den Lebensfaden der Aeltern abgeschnitten. Meine Mutter raffte sich noch einmal auf, sie sah mich mit ihrem brechenden Auge so fragend an als wollte sie Tod oder Leben aus meinem Blicke empfangen. Mein Gewissen war rein, ich konnte ihrer Frage frei und offen begegnen. Sie verstand mich wie ich sie verstanden; ich nahm den letzten Hauch von ihren Lippen, wir schieden versöhnt. — So stand ich allein, unversöhnlichen Haß gegen die Störer unsres Friedens und keine Liebe im

Herzen. Der Haß zog immer mehr Nahrung aus den Papieren die ich nun zu ordnen hatte. Der Pfarrer behauptete zwar mein Vater habe ihm in seinen letzten Augenblicken den Auftrag gegeben dies Geschäft zu übernehmen, ich war aber volljährig und gab es natürlich nicht zu. Als er gar von unabstreitbaren Rechten sprach, sagte ich ihm: Herr, Sie und Ihresgleichen haben mir die Liebe meiner Aeltern gestohlen, Sie sollen mich nun wenigstens nicht hindern zu erfahren welche Schurkenstreiche Sie dazu angewendet. Zwingen Sie mich nicht zu vergessen daß Sie einst mein Lehrer gewesen! Er entgegnete, ich solle nicht die Achtung aus den Augen lassen die ich seinem Amte schuldig sei, und mehr dergleichen salbungsvolle Redensarten. Da brach mein Groll aus. Hätten Sie nicht graue Haare, sagte ich ihm, Ihr Amt sollte Sie nicht vor den Zähnen meines Hundes schützen. Wehe Ihnen aber wenn Sie noch einmal die Schwelle dieses Hauses betreten so lang ich Herr davon bin! — Die Testamentseröffnung belehrte mich erst daß meine Aeltern reicher waren als ich geglaubt. Die Pfaffen hatten indeß auch dabei die Hand im Spiele. Mein Vater vermachte ihnen ein so bedeutendes Legat, daß der Akt mir gegenüber fast einer Enterbung glich. Mir blieb indeß immer noch mehr als das Pflichttheil, so daß ich das Testament nicht gerichtlich anfechten konnte. Sonst hätte ich es wahrhaftig umgestoßen, — nicht um des

Geldes willen, ſondern weil es mir leid that das Gut meiner Väter in ſolche Hände kommen zu ſehn. Das Mutterherz war treu geblieben, es hinterließ mir ungeſchmälerten Beſitz und in rührenden Worten die einfache Bitte das beträchtliche Vermögen Allen zur Hülfe, Niemand zum Schaden zu verwenden, und ihrer in Leid und Freude zu gedenken. „Vertraue auf Gott und Dich ſelbſt," hatte ſie eigenhändig darunter geſchrieben, „glaubſt Du recht zu handeln, ſo laſſe Dich durch nichts irren. Ich habe Dich auch geliebt als ich Dir zürnen zu müſſen glaubte, ich laſſe Dir meinen Segen." — Ich meinte damals, ich hätte die Thränen vergeſſen. Die bittern Worte die mir der Vater noch in ſeinem letzten Willen nachrief hatten mein Geſicht kaum zucken gemacht, dieſe wenigen Zeilen aber preßten mir reiche Thränen ab, — und ich ſchäme mich ihrer noch heute nicht. Ich war glücklich, ſie hatte mich alſo doch geliebt.

„Ich konnte das Gut behalten, das Vermögen meiner Mutter beſtand größtentheils in Hypotheken und zinstragenden Papieren, ſo daß ich den, durch das Kloſterlegat entſtehenden Ausfall hätte decken können. Der Pfarrer aber fanatiſirte die Leute in dem Grade daß ich eine ſchiefe Stellung zu meinen Grundholden eingenommen hätte und nie hoffen konnte in der Weiſe auf ſie zu wirken die mir einzig wünſchenswert geweſen wäre. Zugleich zog mich meine Kunſt, ich hatte

Italien noch nicht geſehen, noch die Werke italiſcher Meiſter nicht ſtudirt von denen Stauff mit Begeiſterung redete.

„Ein großer Grundbeſitzer in der Nachbarſchaft, der ſich zu arrondiren wünſchte, bot mir einen vortheilhaften Kauf an, und ich ging darauf ein. Das Legat meines Vaters das vorzüglich zur Gründung eines Kloſters der grauen Schweſtern beſtimmt war, wurde baar ausbezahlt; mein Antheil blieb auf dem Gute haften, er betrug zum großen Aerger der Pfaffen durch dieſen Verkauf mehr noch als das Legat.

„Wohlhabend, unabhängig und zugleich beruhigter kehrte ich zu meinen Arbeiten zurück. Ich erwarb mir den erſten Preis. Stauff hatte ſein viel beſſeres Bild zurückgezogen. Er wußte daß ich ehrgeizig ſei, und kannte ſeine Ueberlegenheit. Auch ſein Bild war bald und gut verkauft; wir reiſten nach Italien.

„Sie finden auf den folgenden Blättern eine große Reihe von Landſchaften, von Skizzen und Studien, deren Motive Ihnen bekannt ſein werden; ich verdanke ſie Alle dieſer Reiſe. Die beſonders ſcharfen mit den originellen Färbungen und der zierlich bizarren Staffage ſchenkte mir Stauff. Dort und da iſt eine luſtige Gruppe, ein Stück Künſtlerleben aus der Taverne oder dem Atelier eingeſchoben. Blättern Sie drüber hinweg! Betrachtet man ſolche Skizzen nicht mit dem Auge des Künſtlers ſo ſcheinen ſie manchmal

zu luſtig. Kam ich ſelbſt auch ſelten aus der deutſchen Halbſchwermut heraus mit der wir unſre Schwerfälligkeit beſchönigen, ſo waren die Freunde die mich beſuchten doch vielfach leichter bewegt. Eine Tarantella mit der Palette auf der Fauſt, — die Pinſel klappen daran, wie die Finger auf das Tambourin, — heitre Mädchen und eine Fogliette mit funkelndem Wein, — das ſind Epiſoden welche die ernſten Arbeiten oft unerwartet und improviſirt unterbrechen. Meine Ruhe wurde das Stichblatt vieler Witze. Hier iſt eine Karrikatur von Stauff, eine ſolche Atelierſzene. Er hat das Zimmer und die darin befindlichen Gegenſtände durch einzelne ſcharfe Striche ſo markirt daß ſie einem Spinnennetze gleichen. Die kurze dicke Spinne, die lauernd hinter der Staffelei ſitzt, ſoll ich ſein, die Fliegen, die kreuzluſtig herumflattern, ſind bekannte Maler. Dort und da hängt eine, die des Guten zu viel gethan, im Netze; die zierliche Weſpe, die ſich der Schlinge eben wieder entzogen, iſt Stauff ſelbſt. Nehmen ſich die frappant getroffnen Menſchenköpfe auf den Inſektenleibern nicht höchſt poſſirlich aus? Und die ganze Zeichnung iſt das Werk eines Augenblicks. Gleich darauf ſaß er wieder an ſeiner Arbeit und malte an einem tiefernſten Gemälde. Ich finde keinen ſolchen Menſchen wieder, ſo kindlich froh, ſo edel und tüchtig zugleich.

„Das nächſte Bild, die gemütliche Familiengruppe,

verſetzt uns wieder nach Deutſchland, und, wenn es Sie nicht ermüdet, nehme ich meinen Faden wieder auf.

„Ein deutſcher Fürſt deſſen Bekanntſchaft ich in Rom machte überredete mich mit ihm heimzukehren um für ihn ein großes Familienbild zu malen. Seine Beſitzungen liegen in Thüringen und Franken. Ein Schloß im letzten Gau diente zum Wohnſitze. So angenehm er war, ſo unliebenswürdig kalt und abgeſchloſſen waren die Damen ſeiner Familie. Sonderbar genug daß ſich Damen weit ſchwerer über Standes- und Rangverhältniſſe hinwegſetzen können; der Mann glaubt viel eher daß Kunſt und Charakter ein Diplom aufwiegen als die Frau, wenn ſie nicht etwa liebt. Ich fühlte mich unter den geſpreizten Leuten die auf mich wie auf eine Art von höherem Bedienten herabſahen nicht wohl, und die zuvorkommende Freundlichkeit des Fürſten konnte mich das Unangenehme meiner Stellung nicht vergeſſen machen. Ich hätte das Bild raſch oder gar nicht beendet, wenn nicht ein anderer Umſtand mich hätte zögern laſſen. — In einem nahegelegnen Dorfe das ich durch einen Spazirgang von einer Stunde bequem erreichen konnte lebte ein Förſter, der zwar ſelbſt wenig Anziehendes für einen Menſchen hatte der ihn nicht etwa zu phyſiologiſchen Studien analyſiren wollte, der aber dafür zwei Töchter beſaß die eine deſto größere Anziehungskraft ausübten. Namentlich war die eine, Ida hieß ſie, ein Gewebe von Anmut und Geiſt. Ich

ſahſie zuerſt bei einer der Prinzeſſinnen deren Milchſchweſter ſie war, und beſchloß der lieblichen Perſon ſo viel Zeit zu ſchenken als mir irgend blieb. Ich beſuchte das Haus ihres Vaters in der That nur ihrethalb. Der Förſter war ein Original. Er hatte nur zwei Leidenſchaften die Muſik und das Gebet, aber er trieb beide in's Extrem. Bei meinen erſten Beſuchen erſchienen die Damen auf ſeinen Ruf, machten ihre Verbeugung und verſchwanden auf ſeinen Wink wieder. Daſſelbe Manövre wiederholte ſich beim Abſchiede. Er hatte eine Sammlung von Heiligenbildern in Kupferſtich an ſeinen Wänden hängen, ich kannte die Originale zumeiſt, rühmte ihre Vorzüge, ſprach von einigen ſogar mit Enthuſiasmus und gewann ſo Boden bei ihm. Von Muſik verſtand ich leider nichts. Ich ſetzte ihm zwar die Verwandtſchaft meiner Kunſt mit der ſeinen auseinander, bewies ihm, daß die Harmonie in der Muſik, in der Malerei die rechte Vertheilung von Licht und Schatten, das Uebergehn der Töne und Tinten in einander wäre; und daß ſich endlich die Melodie in der Gruppirung, in dem Stoffe ſelbſt ausſpreche. Aber was half's, ich war doch nur ein halber Menſch, und von meinem Glauben, von meiner Liebe zum Gebete hatte er auch noch nichts geſehn. Mir lag indeß zuviel daran mich in ſeine Familie ſo recht einzuniſten als daß ich mich gleich hätte abſchrecken laſſen. Die Kirche brauchte ein neues Altarbild, ich beſchwichtigte

mich ſelbſt, bot mich an unentgeltlich ein ſolches zu malen und machte ihm den Vorſchlag ſeine Ida als Himmelskönigin hineinzubringen. Mein Plan wurde verworfen, er fand den Gedanken frivol und profan. Alle Hoffnungen ſcheiterten an dieſem eigentümlichen Manne. Auf gewöhnlichem Wege war ihm nicht beizukommen, da half er mir ſelbſt. Er hatte ein ſchlechtes altes Bild das ſeine verſtorbene Frau darſtellte, er wünſchte eine Kopie davon weil die ſchlechten Farben des andern, die man noch dazu durch groben Firniß verdorben hatte, kaum unterſcheidbar und ſchmuzig geworden waren. Schüchtern trug er mir ſein Anliegen vor. Ich mußte mich zwingen nicht zu freudig zu ſcheinen. Der Zufall war mir günſtig, ich komponirte aus den Geſichtern der beiden Töchter die theilweiſe der Mutter glichen geleitet durch das vor mir liegende Original, ein Porträt das ſprechend ähnlich geweſen ſein ſoll. — Noch mehr! — Ein durchreiſender Virtuoſe auf der Violin ſpielte im Schloſſe bei einer großen Geſellſchaft. Der Förſter war natürlich nicht eingeladen, der arme Mann lauſchte außen an der Thüre des Salons und fing jeden Ton auf. Mein Diener erzählte mir davon, und ich bewegte den Künſtler leicht mir einen Tag zu ſchenken. Ich ſagte mich in der Förſterei an und fuhr mit meinem Virtuoſen hinüber. Ich brachte das Bild und einen unſchätzbaren muſikaliſchen Genuß. Dieſe Glückſeligkeit in der Förſterei!

Ein großer Mann, ein Orpheus in der kleinen Stube, ein Kenner der nach genauer Unterſuchung die Violin des Alten für eine wahrhaftige Cremoneſerin erklärte und dem Inſtrumente eigenhändig wunderbare Töne entlockte! Dann wieder das Bild, das eine Tote aus dem Grabe herauf zu zaubern ſchien! Ich habe nie einen ſolchen Taumel, einen ſolchen Ausdruck — — chriſtlicher Wonne geſehn. Der Förſter richtete eine ſo brünſtige Apoſtroſe an die heilige Cäcilie die über dem Flügel hing daß ich für ſeinen Verſtand fürchtete. Und ich hatte ihm dieſe überirdiſche Freude bereitet, — er war dankbar und ſchickte nie wieder ſeine Töchter fort denn ich mußte fromm und gut ſein da der Himmel ihm den großen Virtuoſen auf meinen Wunſch beſcheert hatte. Ich vermied natürlich ihm Aergerniß zu geben und war nun oft im Hauſe, auch wenn ihn Geſchäfte entfernt hielten. — Ich war damals in das Stadium menſchlichen Werdens getreten in welchem man, durch viele aufreibende Anſtrengungen und Kämpfe übermüdet, Frieden ſucht. Wo man um jeden Preis jene Ruhe, jene ſtillſelige Zufriedenheit des Herzens erringen möchte die ſelbſt im engſten Kreiſe dem Zuſtande am nächſten kommt den man „Glück“ nennt. Die vergangenen Wetter hatten mir zwar eine beſtimmte, ſcharfausgeprägte Richtung gegeben, aber die Wunden bluteten nicht mehr; die Narben ſelbſt hatten mir noch Weichheit und ſo viel von meiner urſprünglichen

Gemütsinnigkeit gelassen daß ich nicht allein Sinn für Häuslichkeit in mir trug, sondern mir auch selbst sagen konnte daß ich ein warmes Gefühl schätzen würde. — Diese Stimmung zog mich zu Ida. Es war nicht glühende Begeisterung, nicht schwunghaftes Getragensein, es war ein leises, natürliches Ineinanderhineinleben das nichts von Sentimentalität wußte. Sie kam mir in ihrer frischen Reinheit ohne Arg entgegen, sie wußte nicht daß ihre Augen mir täglich gestanden daß der feste, entschlossene Sinn des Mannes in dem kleinen, unbewachten Herzen Raum gewonnen, sie ahnte kaum selbst daß es so sei. — Mein fürstliches Familienbild war unterdeß fast fertig geworden, und ich hatte nach seiner Beendigung keinen vernünftigen Grund noch länger in der Gegend zu verweilen, es mußte also etwas geschehn, da ich in der That die Absicht hatte mich mit Ida zu verbinden. Die unbefangene, vielleicht mehr als schwesterliche Zärtlichkeit die sie mir in ihrer völligen Unkenntniß der Welt oft gezeigt, räumte die Schwierigkeit von meinem Plane zu reden von selbst aus dem Wege, und ehe sie ein Wort sagen konnte verriet ihr ganzes Wesen schon daß ihre Wünsche den meinen entsprächen. Ja, sie wollte die Meine sein. Wie sich damit vor meinen Augen im Nu ein Bild friedlichen Glückes entfaltete, bedarf keiner Schilderung. Plötzlich zerstörte Ida, die sich ebenfalls träumend an mich schmiegte, selbst die holden Bilder einer freund-

lichen Zukunft. Zitternd und lautweinend, faſt krampfhaft preßte ſie ihr Geſicht an mich, der ich dieſen ſonderbaren, überraſchenden Ausbruch nicht zu deuten wußte. Meine beſorgten Fragen konnten ihr keine andere Antwort abdrängen, als die ſchluchzend ausgeſtoßnen Worte: „Ach, der Vater, der Vater!“ Ich hielt dieſe Aengſtlichkeit für die kindiſche Furcht er könne ſeine Einwilligung verſagen, und meine Eitelkeit, oder beſſer, mein Bewußtſein hob ſich; ich konnte ihm eine Stellung bieten die für die Tochter eines Förſters mehr als glänzend war, und das, dachte ich, würde und müßte neben unbeſcholtenem Rufe einem Vater genügen. Ich irrte! Der Mann war in ſeiner Frömmigkeit härter und verſchrobener als ich für möglich gehalten. Er lieferte mir einen neuen Beweis daß man mit Gebeten auf den Lippen grauſam, finſter grauſam gegen ſein eignes Blut ſein könne. Der Wahnſinn, man müſſe der Welt entſagen um eines ertraümten Himmels würdig zu ſein ließ ihn das Glück ſeines Kindes zertreten. — Ich wollte lieber mündlich als ſchriftlich meinen Antrag ſtellen, da mir eine Ueberrumpelung wenn nicht notwendig doch jedenfalls nützlich ſchien. Ich verſuchte Ida zu tröſten ſo gut ich konnte; ſie verließ mich als der Förſter heimkehrte, ich bat ihn mir einige Minuten zuzuhören und erzählte ihm Alles. Er beſann ſich nicht einen Augenblick, dankte mir ohne Heuchelei für meinen Antrag und — wies mich ab.

„Meine ältere Tochter," ſagte er, „iſt mit einem braven Mann verſprochen, wenn Gott will, wird ſie in Kürze ſeine Hausfrau; es war aber ſeit jeher der Wunſch meiner ſelig entſchlafenen Frau eine unſrer Töchter dem Herrn zu weihen. Ida iſt durch den Umgang mit den hohen Perſonen im Schloſſe weltlicher geworden als gut iſt, ich fürchte für das Heil ihrer Seele und muß Sorge tragen daß ſie in einen Kreis kommt der ſie dem Himmel wiedergibt. Ein gottesfürchtiger Mann hinterließ eine bedeutende Summe zur Gründung eines Kloſters und ich habe meine Tochter bereits auf die Liſte der Novizen ſetzen laſſen." — Meinen Einwurf daß die weit ſtillere ältere Schweſter beſſer für eine ſo trübe Beſtimmung paſſe, daß Ida außerdem entſchiedene Neigung für mich hege, wies er damit zurück daß er eine eingegangene Verbindlichkeit nie löſen, ein gegebnes Wort nie brechen werde. Was die Neigung ſeines Kindes anbelange, ſo wäre Ida eine zu gute Tochter um ſie nicht auf den Wunſch des Vaters, Gott zu Liebe, zu überwinden und zu vergeſſen. — Ich hätte über dieſen bizarren Gedanken lächeln mögen wenn die Sache nicht zu ernſt geweſen und mich zu nahe angegangen wäre. So weit reicht väterliche Gewalt nicht. Was ich indeß auch ſagen mochte, er blieb ruhig und feſt und bedauerte nur daß ich durch mein Sprechen, Ida eine ſo ſchwere Prüfung zugezogen. Indeß, ſagte er feierlich, ſie wird durch

die Ueberwindung dieſer Verſuchung die Gnade und den Schutz des Höchſten erringen. Mich hat er freundlich und faſt rührend ſeiner Tochter den Kampf nicht zu erſchweren und ſie nicht mehr zu ſehn. Wunderbare Verkehrtheit, wunderbare Miſchung von Liebe und Zerſtörungswut! Der Mann mag als ich ihn verließ niedergekniet ſein und dem Himmel gedankt haben, daß er ihn zu Erfüllung deſſen was er chriſtliche Vaterpflichten nannte geſtärkt. Unendlich bitter berührte mich der Gedanke der leider bald zur Gewißheit wurde daß gerade das Legat meines Vaters dem Sohne die Braut geraubt. Die vergifteten Pfeile der Pfaffen ſind nie mit einem Opfer, nie mit dem Tode eines Gefühles zufrieden. Von dem alten Förſter war nichts zu erzwingen, an ſeiner Gottergebenheit ſcheiterten alle Gründe der Vernunft, alle Beweiſe des Verſtandes; — ich gab aber doch nicht alle Hoffnung auf die Tochter zu bewegen ſelbſt gegen den Willen des Vaters mein zu werden. Die Geſetze waren für uns, ſie durfte nur wollen. Ich erhielt eine Lehre die mich um ein Gefühl ärmer machte die aber meine Menſchenkenntniß bereicherte. Ich überraſchte ſie allein, und machte ihr den Vorſchlag das Haus ihres Vaters zu verlaſſen, der Fürſt den ich von dem Geſchehenen unterrichtet, bot für dieſen Fall ein Aſyl, die Gerichte ſollten dann entſcheiden. „Zwiſchen Vater und Tochter?“ ſagte ſie vorwurfsvoll. Dann umfaßte das unglückliche

Mädchen im höchſten Kampfe ihrer Gefühle meine Knie, ohne daß ich es hindern konnte, und bat flehentlich nicht gewaltſam in ſein Geſchick zu greifen. „Dringen Sie nicht in mich“, ſagte ſie, „ich fürchte mich vor dem Gedanken daß Sie ſiegen könnten. Mein Vater würde mich verſtoßen, ſein Fluch mich wahnſinnig machen, und ſo wäre doch nirgends Glück für uns. — Ich werde für Sie, für Ihr Glück beten, Richard,“ hauchte ſie gebrochen, als wir uns für immer trennten. — Ich ſchlich noch einmal des Abends ſpät unter ihr Fenſter, — die Hunde wußten nichts von der veränderten Geſinnung der Menſchen, ich war ihnen ein alter Freund, ſie gaben keinen Laut. Das Haus ſtand iſolirt, die Mädchen mochten deßhalb oft gefahrlos bei offenen Laden zur Ruhe gehn ohne irgend eine Störung zu befürchten. Ich ſah hinein. Die ältere Schweſter ſchlief ſchon; eine tiefherabgebrannte Kerze beleuchtete das kleine Gemach matt und düſter. Ida kniete, das Geſicht halb mir zugewendet, vor einer kleinen Madonne von Maratti die ich ihr geſchenkt. Der Kampf war noch nicht vorbei und das Gebet wollte ihn nicht beſchwichtigen. Der Förſter war auch noch wach, leiſe, verbebende Töne die halbzerſtreut von ſeiner Hausorgel herüberklangen erhöhten meine elegiſche Stimmung. Auch dies war ein unvergeßlicher Moment. Endlich erhob ſich die Betende, ihr Geſicht war heilig und verklärt, die Thränen nur die noch auf ihren Wangen blitzten

waren Zeugen des Kampfes. Hatte sie nun abgeschlossen? Hatte sie nun Ruhe erstritten, und für immer? — Ich zeichnete diese Szene aus der Erinnerung. Der Entwurf den Sie vor sich sehn gibt sie treu wieder. Das leichte Nachtgewand in dem ich sie damals sah und das ihre schönen, feinen Formen zeigt, verrät auch Ihnen daß selbst das verwöhnte Auge des Künstlers gern auf ihr weilen mußte. Und ihr Herz war rein, ihr Geist frisch wenn auch nicht großartig. Die Ergebenheit mit der sie sich von mir riß, so sehr ich ihre Motive zu schätzen wußte, machte mich auf einen Zug aufmerksam der vielleicht sehr weiblich, aber doch — allzu schwach ist. Ich hatte recht wenn ich Ihnen vorhin andeutete der Gedanke mich mit ihr zu verbinden habe mir Zufriedenheit gegeben; das was man glühende, verzehrende Liebe nennt hatte sie mir nicht eingeflößt. — Am Morgen nach jener Belauschung reiste ich ab. Ich dachte noch oft gern und mit tiefem Gefühl an sie, ich malte sogar ein großes Bild, die Novize am Vorabende ihrer Einkleidung, das fast völlig ihr und jener Situation seine Entstehung verdankt. Es war ein Vergnügen eigentümlicher Art, auf den Ausstellungen die verschiedenen Urteile darüber zu hören. Die Leute wußten nicht was sie in dem einfachen, nur eine Figur enthaltenden Bilde bewegte. Die Poesie lag nicht in der Dekoration, nicht in den Farben, sie lag im Gedanken. Das Bild ist wahr,

das iſt ſein ganzer Zauber. Jene ſchauerlichen Zuſammenſtellungen in Bildern und Schriften, große Laſter, erſchütternde Verbrechen, Greuelſzenen aller Art, wie man ſie jetzt liebt, laſſen ſich nach einer durchſchwärmten Nacht erſinnen; es iſt eine fortgeſetzte Wolluſt in den Verzerrungen des menſchlichen Herzens zu wählen: Wolluſt und Grauſamkeit ſind Kinder aus einem Neſte. Das Klagegefühl das wie eine verſtimmte Saite durch rauſchenden Jubel hindurch ſchwirrt, das immer und immer fortlebt und uns in jeder Sekunde glauben macht nun ſei das Weh zu Ende, nun müſſe die Saite ſpringen, dieſes Gefühl muß ſelbſt gefühlt ſein wenn man es Andern verſtändlich machen will. Nur dieſe Sprache redete meine Novize, ſie verſtimmte auch mich ſo oft ich ſie erblickte, das Bild war mir zu lieb, drum verkaufte ich es. So thue ich immer wenn ich mich vor einer meiner Schöpfungen fürchte. Es war ein Stück Leben, ein Tropfen Herzblut von mir, ich gab es fort, riß damit den ganzen maiſeligen Traum aus mir heraus — und der Roman meiner Jugend war vorbei.“

Marie hörte an den kurzen, ſcharf hervorgeſtoßnen Lauten wie ſchwer es Stein geworden ſein mußte dieſen Abſchnitt ſeines Lebens wieder aufzufriſchen. Er ſaß weit zurückgelehnt, die rechte Hand auf dem Blatte liegend das jenes nächtliche Gebet darſtellte. Marie glaubte in dieſer Hand ein leiſes Zittern zu bemerken.

Er muß bleich und angegriffen aussehn, dachte sie, und obgleich sie kurz vorher nichts für weniger thunlich gehalten, wendete sie sich rasch zu ihm. Er saß nicht mit geschlossenen Augen oder dumpf vor sich hinstarrend wie sie erwartet hatte, seine Farben waren weder erhöht noch gedrückt, er hatte sein tiefes, fragendes Auge ernst und sinnend auf seine Zuhörerin geheftet.

„Es wird uns so schwer von der Jugend zu scheiden," sagte er, „verzeihen Sie mir diese Pause; sie bedeutete halb Trauer um die Vergangenheit, halb galt sie dem Kampfe mit Gegenwart und Zukunft. Es ist eigentümlich daß kaum eine Macht unser Inneres mit so unvergänglichen Linien schrammt als deren viele in unsere Stirnen gekrallt werden. Die Falte die sich einmal zwischen den Brauen festgesetzt, wird durch keine Kunst verwischt; die Frische die Kummer und geistige Anstrengungen dem Körper rauben, kehrt nie zurück. Der Geist ist elastischer. Die momentane Depression, dauerte dieser Moment auch Jahre, wenn sie durch Gram und Schmerz erzeugt worden, kann unter Umständen gerade eine erhöhte Schwungkraft, eine bedeutendere Expansibilität des Geistes bedingen. Das Mehr das ihm plötzlich geboten wird, macht ihn wieder jung und gibt ihm die Kraft wieder die ihm das Minder geraubt; er wird jung, strebsam und hoffend. Das fühlte ich eben jetzt. Der Scheide-

blick für meine erſte Jugend ſchien mir faſt ein Gruß für eine neue."

„Wie dürften Sie auch verzagen? Alles Schlimme von dem Sie mir bis jetzt geſagt konnte ja nur dazu dienen Ihren Charakter zu ſtählen. Ihr Vertrauen auf die Menſchheit iſt freilich tief herunter gedrückt, Sie müſſen aber doppelt glücklich werden wenn Sie nun einmal vertrauen können." Marie hatte ſich während ſie dies ſagte ebenfalls zurückgelehnt um dem Blicke des Malers zu entgehn. — „Was wurde denn unterdeß aus Ihrem Freunde Stauff; deſſen Sie zuletzt bei Gelegenheit des Spinnengewebes gedachten?" ſagte ſie um dem Geſpräche eine andre Wendung zu geben.

Stein ſtrich langſam über ſeine Stirn, dann fuhr er wieder mit ruhiger feſter Stimme in ſeiner Erzählung fort.

„Die Gemälde meines Freundes waren geſucht, er hatte immer ſchon im Voraus bedeutende Beſtellungen, es gehörte ſein eiſerner Fleiß und die Leichtigkeit mit welcher er zu arbeiten vermochte dazu allen Anforderungen zu genügen. Obgleich er kein Vermögen beſaß, hatte er doch auf dieſe Weiſe ein ſehr reichliches Auskommen und lebte ohne Sorgen, auf ſeine Art ſogar glänzend. Wir hatten zuſammen ein Haus in Rom gekauft das zwar etwas einſam aber unendlich reizend lag. Eine herrliche Ausſicht auf die ewige Stadt und in die albaner Berge, ein netter Garten, ein zierlicher

bowling-green, und ein Frühstückplatz unter prächtigen Pinien, — so war unsre Besitzung. Ein geräumiger Saal, der jahrelang den früheren Besitzern als Rumpelkammer gedient hatte, eignete sich vortrefflich zum Atelier; kurz wir richteten uns ganz allerliebst ein. Ich war im Ganzen wenig zu Hause, meine Vorliebe für Freskomalerei bannte mich an Kirchen und Gallerien wo ich die Farbengeheimnisse der alten Meister zu ergründen suchte. Ein Stück abgefallener Mörtel an dem noch ein wenig Blau oder Rot hing, konnte mich und meinen chemischen Apparat wochenlang beschäftigen. Stauff war unumschränkter Herr unsres gemeinsamen Eigentumes das hierdurch nur gewinnen konnte, denn er änderte und putzte stets daran, schmückte Garten und Haus mit Statuen und Bildern, ja, er richtete sogar eine echt altdeutsche Trinkstube neben dem Atelier ein, zu deren Ameublement er Humpen und Pokale aus allen Weltgegenden verschrieb. Sein kindlicher, ewig heitrer Sinn verließ ihn nie, und er wußte mich immer wieder aufzurütteln wenn ich trüb war. — So verließ ich ihn als ich mit dem Fürsten nach Deutschland ging. — Ich flanire ein wenig, schrieb er mir bald darauf. Man macht in der Nähe von Neapel Ausgrabungen, ich habe eben wieder Geld für zwei Bilder erhalten und muß sehn ob ich für unser liebes Haus nicht etwas recht Gutes erwerben kann. — Meine Stunde hat geschlagen, fing ein zweiter Brief

an. Eine fantaſtiſche, feenhafte Beſchreibung der Dame ſeines Herzens wie ich ſie von ihm nicht anders erwarten konnte, folgte dieſen Worten. Ja, ſchön mußte ſie ſein, dieſe Eleonora, ſeine Nora, wie er ſie nannte, es hatte Niemand ſo viel Gefühl für reine, klaſſiſche Schönheit als Stauff. Jede Linie an dieſem Weſen iſt antik, ſagte er, es iſt ein Marmor des Phidias, aber zauberiſch belebt. — Sprach er es auch nicht klar aus, ſo ſchien er doch ihrer Gegenliebe gewiß zu ſein, und daß er in allem Ernſte damit umging ſich mit ihr zu verbinden, verriet mir durch ſeine Schwärmerei hindurch die gewiſſe Solidität der Reflexion die immer einem feſten Entſchluſſe, einer Entſcheidung über zukünftige Lebensverhältniſſe folgt. Sie iſt nichts mehr als ein Landmädchen, ſchilderte er, aber durch ihren natürlichen Verſtand wie durch ihre körperlichen Vorzüge allen Geſpielinnen ſo überlegen, daß ſie ihr huldigen wie einer Königin. Sie winkt, und Alle fliegen ihre Wünſche zu vollziehn. Ihre Mutter ſelbſt die wenig Aehnliches mit ihr hat iſt faſt unterwürfig gegen ſie. Keiner von den jungen Burſchen des Ortes wagt ſich an ſie heran, ſie hat etwas Exkluſives, einen Anſtand der eine Fürſtin zieren würde. — All dies befremdete mich nicht. Man findet wirklich in Italien, — und der Künſtler der mit Muße von Ort zu Ort ſtreift hat Gelegenheit dies zu beobachten, — noch Geſtalten in denen der urſprüngliche, klaſſiſche Typus vollkommen

rein bewahrt iſt. Namentlich in den Gebirgen fand auch ich Frauen deren Züge unvergleichlich edel und grandios waren. Die natürliche Grazie, die Eleganz der Bewegung iſt dem Italiener überhaubt eigen und nicht wie bei uns ein ausſchließliches und dabei noch ſeltnes Privilegium bevorzugter Stände. Der Italiener iſt auch geweckter als das Volk ſonſt, die wiſſenſchaftliche Erziehung der Frauenwelt häufig mehr vernachläßigt als bei uns, und wo die Tracht, der Dialekt und die geſellige Manier dort nicht die Stände unterſcheiden iſt es ſchwer ein Bauermädchen das irgend begabt iſt, von der vornehmen Dame zu ſondern. Stauff ſchrieb mir ſeine Nora ſpreche ſo klar, ſo ohne allen Jargon daß es eine Freude wäre. Ich muß geſtehn, mißtrauiſch wie ich war, dieſer kleine, von dem Liebenden als Vorzug gerühmte Umſtand machte in mir den Gedanken an eine Myſtifikation rege. Der Verdacht bekam noch mehr Halt durch die Erzählung von jener huldigenden Unterwürfigkeit die man der ſchönen Dame bieten ſollte. Eiferſucht iſt ein Laſter das nicht unter die Regale gehört, man verzeiht Ueberlegenheit auf dem Dorfe ſo wenig wie am Hofe. Ich traute nicht recht. Als mir Stauff gar im nächſten Briefe das Pergamentblättchen ſchickte das Sie vor ſich haben ſchien mein Verdacht Gewißheit zu werden. — Der Ausdruck dieſes ſchönen, großen Auges iſt nicht natürlicher Adel, es blitzt aus ihm anerzogne, gering-

ſchätzige Vornehmheit. Mir zerſtört dieſer Blick den ganzen prachtvollen Kopf. Ich begreife nicht wie Stauff ſo befangen ſein, wie er, deſſen ruhige Beobachtungsgabe ich ſo oft bewundert, hier von der Außenſeite geblendet alles Andere vergeſſen konnte. Und daß die Aehnlichkeit ſprechend ſei, kann ich verbürgen. — Ich machte ihn ſo ſchonend als möglich auf meine Schlußreihe aufmerkſam und bat ihn ſich nicht hintergehn zu laſſen. Statt aller Antwort ſchickte er mir das zweite Bildchen das ihn allerdings, auch wenn mein Verdacht ſich beſtätigte, über alle Gefahr erhob. Sie liebte ihn. So würden auch Sie gewiß dieſe allerliebſte Gruppe überſetzt haben. Das weinumrankte Haus, die Trümmer einer Kolonne von dem zerfallenen Tempel im Hintergrunde als Sitze vor der Thüre, und die beiden Geſtalten auf denſelben. Nora in der anſprechenden Tracht eines Bauermädchens auf der Guitarre ſpielend, vom Monde ſcharf beleuchtet; Stauff ihr zu Füßen, den Kopf an ihre Knie gelehnt und mit dem Ausdrucke unausſprechlicher Seligkeit zu ihr aufſchauend. Die Stellung iſt ſo vertraulich, die Züge reden eine zu große Innigkeit als daß meine Erklärung eine gewagte ſein konnte. Sie liebte ihn, dann war es gleich welcher Klaſſe der Geſellſchaft ſie angehörte. Stauff war eine Erſcheinung die wol Rang und Stand vergeſſen machen konnte; denn die Idee Nora ſei eine vornehme Dame hatte ſich, ich weiß ſelbſt nicht wie,

in mich eingeniſtet. Vergebens ſuchte ich mir zu beweiſen daß die Dorfleute nicht ſo unverbrüchliches Stillſchweigen halten würden wenn Stauff, durch meine Bemerkungen aufmerkſam gemacht, das Geheimniß hätte durchdringen wollen. Eine Ahnung, wir haben manchmal in aufgeregter Stimmung Momente, in denen ſich der Vorhang vor der Zukunft verſchoben zu haben ſcheint, erfüllte mich mit unbeſtimmter Furcht . . . .“

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie unterbreche,“ ſagte Marie, „aber bei Gelegenheit der Ahnungen wollte ich Sie auf eine ſeltſame Erſcheinung aufmerkſam machen die ich an mir beobachtet und die ich nicht zu erklären weiß. Ich durchlebte manchmal Szenen ſcheinbar doppelt, und zwar das Scheinbild vorher. Ich weiß ganz genau was Perſonen die ich zum erſtenmal ſehe thun und ſagen werden, ich weiß meine Antwort voraus und kann, ſelbſt wenn ich wollte, keine andere geben.“

„Das iſt allerdings ſeltſam, aber nicht Ihnen allein eigen. Ich nahm Aehnliches an mir wahr. Ob ſich eine Erklärung dafür finden läßt, weiß ich nicht; ich forſchte wenigſtens umſonſt danach als mir der Verlauf von Stauffs Geſchichte dieſelbe Frage in den Weg ſchob. — Ich bekam unſäglich lange Zeit keinen Bericht von Stauff und wurde unruhig da ich nicht glauben konnte er habe mich im Glücke vergeſſen. Ich war wieder Herr über meine Zeit und eilte ihn

aufzusuchen. Ich sah den Comersee mit seinen blühenden Oleandern, ich athmete wieder die Luft des Südens, der unendliche See von Cyanen, der italische Himmel, dehnte sich über mir. Nach einigen Winkelfahrten nahm mich Florenz auf. Ich durchstrich die ewig heitre Stadt; Ghiberti's Wunderportale, die Schätze der Paläste degli Uffizj und Pitti übten auf den peinlich Gespannten diesmal ihren fesselnden Zauber nicht aus, eine dämonische Hand trieb mich in die verlorensten Winkel, in einsame volksleere Straßen. Ich ließ mich willenlos fortziehn und trat ebenso willenlos in das Kloster eines Bettelordens, das seine schmucklose, altersschmuzige Flanke in eine dieser Straßen streckte. Erst als der Pförtner mich nach meinem Begehren fragte, erwachte ich aus dem traümerischen Versunkensein und verlangte die Kirche zu sehn. Ein solcher Besuch mochte hier selten sein und erfüllte deßhalb den gutmütigen Alten mit übergroßer Freude. Er lief in dem niedrigen Kreuzgange mit einer Hast vor mir her daß er komisch genug oft über seinen geflickten Habit stolperte. Ich erwartete nichts von dieser unbekannten Kirche, und daß ich wirklich von Altar zu Altar schritt, war mehr um den Mönch nicht in seiner Freude zu stören als um die unbedeutenden Gemälde zu betrachten. Plötzlich stand ich erstarrt. Das Bild auf dem kleinen Seitenaltare stellte die Enthaubtung Johannes des Taüfers dar. Die Herodias hielt in blinkender Schale das

blutriefende Haubt des Vorläufers, und dieſe Herodias war — Nora. Dieſer verzerrte, gealterte Johanneskopf — Stauff. Derſelbe wunderſchöne Kopf des Mädchens, daſſelbe Lächeln um die Lippen, aber die vornehme Kälte im Auge war gegen ein feindſeliges Stechen vertauſcht. Das Bild war neu, Stauff mußte hier ſein, ich kannte ſeine Compoſition, ſein Colorit und vor Allem den Kopf Nora's. — Wo iſt der Maler? fuhr ich auf den Mönch ein, der unterdeß kniend betete. — Heißt Ihr Stein? fragte er zurück. — Ja, ja, ſchrie ich, nur raſch, wo iſt er? — Dann folgt mir; außer Euch, will er keinen Menſchen ſehn, nach Euch aber ruft er im Fieber. — Alſo krank, unglücklich, hier, und dies Bild! — Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen.

„Sie können denken daß nun ich der Eilende war. Iſt er verloren? Hatte man mir auch den letzten Knoten zerſchnitten der mich den Menſchen verband? — Ich wußte kaum mehr was ich dachte.

„Eine müde Geſtalt an der meine Augen alle Zeichen ſchnellfreſſender Abzehrung erkannten, wankte mir in der Zelle die wir betraten, entgegen. Stier ſah mich der langgeſuchte Freund an, ſeine Lippen bewegten ſich und ſchienen zu fragen: Wer biſt Du? ich rief Dich nicht, ich will keinen Menſchen bei mir. Er erkannte mich nicht. Werner, rief ich ſchmerzlich, Werner! Er lauſchte, dann murmelte er: „Du rufſt

einen Todten, geh!" und wendete sich ab. Ich faßte ihn am Arme, preßte seine feuchte Hand und bat ihn mich zu erkennen. Ich bin Richard, bin Dein Freund, rief ich ihm in's Ohr. — Der Mönch stand an der Thür, rollte die Kugeln seines Rosenkranzes durch die Finger und betete halblaut. Dies eintönige Gemurmel, das hartnäckige Schweigen Stauffs, sein starrer Blick der sich glanzlos in meine Augen wühlen zu wollen schien, brachte mich selbst einem Fieber nahe. Man hatte mich, man hatte die ganze Welt beraubt. — Er war irre. O, das schnitt mir in die Seele, man hatte ein Kind, einen Engel vernichtet. Alle Mühe war umsonst.

„Als ich noch Werner Stauff war, eh' ich Nora fand," sagte er endlich tonlos vor sich hin, „hatte ich einen Freund der Richard Stein hieß. Seit da ist viel geschehn wovon er nichts weiß: ich bin nicht mehr Werner, ich habe keinen Freund."

„Ein schrecklicher Husten unterbrach ihn. Ich setzte mich auf das Bette und nahm den Unglücklichen wie ein Kind auf meine Kniee. Er ließ Alles mit sich geschehn ohne daß sich der Ausdruck seines Gesichtes einen Augenblick änderte. — Erst als er eine Zeit seinen Kopf an mich gelehnt, wurden seine Züge plötzlich wild, er sprang auf, stieß mich von sich, und nun erfolgte ein fürchterlicher Ausbruch seines Wahnsinns.

„Fort, Schlange, fort, so zog sie mich oft an sich

um mich deſto ſichrer zu verraten. Fort, Euer Hauch iſt Peſt, Eure Berührung zehrend Feuer. Ha, wann kommt endlich der Blitz der dieſe ganze Giftbrut, dieſe Schande der Welt, die Menſchen, vernichtet!“

„Grauenhafte Flüche, wie ich ſie nie aus ſeinem Munde gehört, überſtürzten ſich und gaben mir immer neue Beweiſe von der unſeligen Zerrüttung ſeines Geiſtes. — Stunden vergingen darüber, — ich weinte zuletzt aus unſäglicher Abſpannung.

„Er bemerkte es und ſagte: — „Ah, Du haſt noch Thränen, in Dir wacht noch ein Funke Gefühl. Sieh, wenn Du Einen findeſt, der Werner Stauff geliebt, gib ihm dieſe Blätter und dies Bild.“ Damit gab er mir das Etui, das Sie hier ſehn. Ich wollte das Schloß öffnen, aber der Mönch hinderte mich daran; indeß konnte er nicht wehren, daß Stauff ſich durch einen raſchen Griff ſeines Schatzes wieder bemächtigte. Er riß die Klappe auf, ſeine Augen traten weit aus den Höhlen, er ſchien eine zeitlang wie gebannt. Dann kniete er nieder, küßte den Gegenſtand den die Kapſel verbarg, überhäufte ihn mit Liebesworten unter die ſich mehr und mehr Verwünſchungen miſchten, bis er im höchſten Delirium von Liebe und Fluch Alles von ſich warf und bewußtlos zuſammenſtürzte.

„Der Mönch raffte die Mappe auf und wollte mich eilig fortziehn indem er mich beſchwor die Tollwut, die meinen armen Freund jedesmal befiel wenn er das

Bild geſehn, nicht abzuwarten. Ich zögerte, und als ich endlich tief betrübt Abſchied nahm, erwachte Stauff eben wieder. Wie ein Tiger war er mit einem Sprunge an mir: „Das Bild,“ ſchrie er, „gib es mir wieder, oder ich erdroſſle Dich!!“

„Hier iſt es,“ ſagte der Mönch, und zeigte ihm die Mappe. Während der Wahnſinnige danach griff, riß mich der Pförtner zur Thüre hinaus die er raſch verſchloß. Gelobt ſei die Jungfrau Maria und der heilige Anton von Padua! Endlich iſt es gelungen, die Zauberei zu brechen, rief der Mönch indem er mich die Treppen herunter riß. — Ich bemerkte daß er das Etui noch in der Hand hielt und Stauff nur die äußere Kapſel gegeben hatte.

„Was iſt es damit?“ fragte ich während das Toben meines einzigen Freundes durch die Gänge gellte.

„Angelo, ſo nennen wir den Unglücklichen hier im Kloſter, kam zu uns, matt und krank; er bat um eine ſtille Zelle und verſprach uns ein Bild dafür. Ihr habt es in der Kirche geſehn. Er war ſo gut, wir liebten ihn Alle. Er ſprach nicht, er ſah immer ergeben und ſtill aus wie ein Sterbender. Da führte ihn der Satan in Verſuchung, er verſchloß ſich in ſeine Kammer und malte das Gräßliche was dieſe Kapſel birgt. Niemand im Kloſter hat es geſehn, — dabei bekreuzte er ſich, — Niemand will es auch ſehn, denn

es iſt dabei Zauberei im Spiele. Seit er dies Bild fertig hatte war er verloren. Er ſaß tagelang davor ohne etwas zu genießen, er ſah es ſo lang an bis ihm die Madonna ihren Schutz entzog und er wahnſinnig wurde. Vergebens verſuchten wir ihm das Angebinde des Teufels zu entreißen, er biß, ſchlug und ſtach um ſich ſobald ſich Jemand dem Bilde näherte. Sogar im heftigſten Fieber ließ er es nicht von ſich, und ſein Bewußtſein kehrte augenblicklich zurück wenn Einer das Bild antaſtete. Gelobt ſei die Madonna, der Teufelſpuk iſt in meiner Hand!“

„Er wollte das Bild durchaus augenblicklich verbrennen, er beſchwor mich es ihm zu laſſen, und ich mußte zuletzt Drohungen anwenden um mich in den Beſitz des Vermächtniſſes zu ſetzen. Der Mönch entließ mich damit wie einen Verlornen. Jeder Menſch mußte nach ſeiner Anſicht verwirrt werden wenn er das Gräßliche erblickt, — das war die geheime Kraft des Bildes. —

„In der That, man vergißt es nicht wieder und es miſcht ſich, einmal geſehn, in jeden ſchrecklichen Traum.

„Ich ahnte wol daß es ein Porträt Nora's ſei, aber die Auffaſſung überraſchte mich und gab mir zugleich einen Schlüſſel zu dem ganzen Verhältniſſe.

„Ich kann mich noch immer kaum entſchließen es

Ihnen zu zeigen, es wird einen zu peinlichen Eindruck auf Sie machen.“ —

„Sie spannen mich auf die Folter,“ sagte Marie, „nach alledem ist es ja ganz unmöglich daß ich die Meduse nicht sehe, ich sterbe vor Begierde. Sie haben nun schon zweimal die Feder gedrückt und das Schloß immer wieder einschnappen lassen, das ist wahrhaftig eine Tortur, — bitte,“ — damit nahm sie das Etui aus Steins Hand und öffnete es. — „Wie schön!“ rief sie. „Aber ich habe etwas viel Schrecklicheres erwartet. Dies herrliche bleiche Gesicht mit der alabasternen Stirn in der man das Blut rollen sieht, dies prachtvolle große Auge, dies wilde Haar mit dem diademartigen Reifen, dieser Rosenblattmund dessen Lippen nur ein wenig geöffnet sind um das blendende Email der Zähne nicht zu verbergen, das ganze wunderbare Oval des Kopfes, — dies Himmelsbild ein Fluch?“

Stein schwieg und beobachtete gespannt ihre Züge.

„Aber, wie ist mir denn,“ fuhr sie fort, „der Ausdruck dieses Gesichtes scheint zu wechseln, jetzt macht mich das Auge frieren, die wilddrappirten Haare ringeln sich mir wie Schlangen entgegen, die Lippe schnellt höhnischer Spott in die Höh', — hu, wie ein Vampyr!“— Sie zitterte.

Stein schob das Bild in das Etui zurück. „Es ist keine Zauberei hier,“ sagte er, „aber ein Stück natürliche Magie das Hölle und Himmel in diesen

kleinen Rahmen bannt. Das Bild ist so wundersam schön daß Jeder im ersten Augenblicke den feindlichen Ausdruck übersieht, es ist so schön daß Niemand den Blick abwenden kann. Man bleibt gefesselt. Das starre Ansehn macht das liebliche Ensemble verschwimmen, die prägnanten Züge treten mit ihrer tötlichen Kälte immer entschiedner, immer schrecklicher hervor, und der eisige Glanz der Augen beherrscht endlich alles Andre. Die prächtigen Haare werden zu Schlangen, die Diamanten selbst die den Reifen schmücken scheinen giftig schielende Blitze zu versprühen; — man zittert, friert, und doch gehört ein Kampf dazu wegzusehn. Dies Bild ist ein ungeheurer Triumf der Kunst, aber ein gräßlicher. Wenn je eine Meduse gemalt worden ist, wenn je etwas die Fabel des Altertums glaublich machen kann, so ist es dies Bild und seine Geschichte. Dieser Kopf ist wahr, ich sah sein Original selbst — und bebte."

„Bringen Sie nun aber die Geschichte Ihres armen Werner zu Ende, das Gespenst dieser Nora wird mich doch verfolgen, und meine Fantasie würde sich den Verlauf vielleicht nur noch schauderhafter ausmalen. Bitte, erzählen Sie. Ich begreife, nachdem ich das Bild gesehn, Alles, ich begreife auch daß er rettungslos verloren war."

„Das fühlte auch ich als ich es zum erstenmal erblickte. Ein Mensch wie Stauff konnte dem Geschicke

nicht entgehn. Mich bannte der Kopf so fest, ich war so erschüttert daß ich lange Zeit, mein Gesicht in beide Hände gepreßt, dasaß ehe ich so viel Ruhe gewann die Blätter die mir Stauff gegeben hatte, lesen zu können.

„Sein Glück war drei Monate alt geworden. Er hatte sich so daran gewöhnt daß nicht der leiseste Zweifel an seiner Ewigkeit in ihm aufstieg. Rein und arglos wie er war gab es für ihn nichts Höheres als Nora mit Blumen zu schmücken, sie zu sehn, ihre Stirn, ihren Mund mit Küssen zu bedecken und sich an ihrer süßen Stimme zu ergötzen. Er wurde neben ihr durch seine Liebe zum Kinde, er sah nur sie, er sah nur die Gegenwart, und eine Zukunft nur durch Nora. Er träumte so schön, er war so befriedigt daß es ihm gewiß schon eine Störung dieses ruhigen Zustandes scheinen mochte als er endlich über die Art und Weise diese Zukunft zur Reife zu bringen mit ihr sprach. „Sie lachte auf," schreibt er hier, „wie eine Tolle als ich sie fragte ob sie mein Weib werden wolle, faßte meinen Kopf mit ihren Händen, küßte mich rasch, entwand sich ebenso rasch meinen Armen und sprang fort, indem sie sich noch von Zeit zu Zeit lachend umsah. Ich war ihre Art schon gewöhnt und sah innig froh dem Abende entgegen wo sie mir, wie ich hoffte, auf unsrem schönen Plätzchen vor dem Hause meine Bitte gewähren würde. Der Abend kam, sie kam nicht. Mir schien das eine abscheuliche Neckerei oder eine Herausforderung mir die

Erklärung ſelbſt zu holen. Umſonſt, die Alte die ich für ihre Mutter hielt ließ mich diesmal nicht ein. Warte nur, mein Herz, rief mir Nora aus dem inneren Zimmer zu! Ich mußte mich alſo tröſten. Ich wartete geduldig bis zum andern Morgen. Da kam das kleine ſtumme Mädchen das Nora bei ſich hatte, und brachte mir ein Briefchen; ich öffnete es haſtig und fand nichts als die Worte: Am 3. Auguſt in Neapel, Toledo, Palazzo B . .! Durch Zeichen fragte ich das Kind, wo Nora ſei. Es zeigte auf ſein Herz, ſo deutete es immer Nora an, und machte mir durch Pantomimen verſtändlich daß meine Geliebte fort ſei. Ich begriff von alledem nichts. In Neapel, im Palaſte des Fürſten B.; was that ſie dort? Und endlich noch faſt ein Monat bis zum Wiederſehn. Ich entſchloß mich natürlich augenblicklich nach Neapel zu reiſen, denn eine ſo lange Trennung ſchien mir unerträglich.“ — Nora's Abreiſe ſetzte den ganzen Ort in Bewegung und entfeſſelte zugleich die Zungen der Leute. Sie erzählten nun daß das Mädchen nicht dem Dorfe angehöre ſondern erſt ſeit einem halben Jahre mit der alten Frau hierher gezogen ſei. Dieſe alte Frau ſei im Orte geboren aber ſchon lange Zeit als Bedienſtete in der Stadt. Sie habe das Mädchen zwar für ihre Tochter ausgegeben, man glaube aber daß es einer ſehr vornehmen mächtigen Familie angehöre, und dies ſei der Grund warum früher Niemand gewagt ihrem

Wunſche zuwider Stauff zu verraten daß ſie nicht ſtets im Dorfe gelebt. — Myſterien über Myſterien. All dies machte Stauff indeß nur noch ſeliger, er war ihrer Liebe rührend gewiß, und der dritte Auguſt galt ihm von da ab für den höchſten Feſttag. — Er ging nach Neapel. Wie oft mag er die großen Fenſter des Palazzo B. angeblickt haben, wie oft ſich nach der Familie erkundigt. Einmal glaubte er die Alte aus dem Portale treten zu ſehn, er eilte auf ſie zu, aber im nächſten Augenblicke war ſie ſchon in einem andern Palaſte verſchwunden. Der Principe B. war ein Mann von etwa dreißig Jahren, er hatte keine Schweſtern, keine weiblichen Verwandten in ſeiner Nähe. Man wußte überhaubt nicht viel, und wenig Gutes von ihm; ja es ſchien als wolle man aus Gründen die man zu verſchweigen für gut fand, auch das nicht weiter ſagen was man etwa von ihm wußte. Der Principe ſei ein Sonderling der ſehr zurückgezogen lebe, nachdem er erſt wilde Jahre hingebracht, — das war Alles was ſich erfahren ließ. Stauff konnte den Zuſammenhang immer noch nicht finden. — Eines Tages im Theater San Carlo ſieht er unter andern großen Damen, dicht an der Loge des Hofes ſeine Nora, prächtig gekleidet, ſtralend im Glanze ihrer Schönheit und reicher Edelſteine. Wer iſt die Dame dort drüben? jauchzt er ſeinem Nachbar zu. Welche? fragt dieſer, ein alter grauer Mann. Die Schönſte,

die Schönste! ruft Stauff. — Signore meint wol die Tochter des verstorbenen Marchese von Castelleone, die stolze Eleonora? — Nora, ja, Nora, sie ist's. — Sie ist ebenso schön, als kalt, eitel und herzlos wenn nicht noch schlimmer, entgegnete der Alte, und dabei sind ihre Einfälle höchst unziemend für eine Dame ihres Standes. — Sie kennen sie wol nicht, sonst würden Sie ihr gewiß nicht solchen Vorwurf machen, sagt Stauff überströmend. Nora herzlos, Nora, die Glut, die Liebe selbst, flüstert er vor sich hin. — Nach dem Tode ihres Vaters verschwand sie plötzlich hier aus der Stadt, fuhr der Alte fort, weil sie vielleicht fand daß die Trauerkleider ihre Schönheit nicht genug zeigten, und zog sich irgendwo auf das Land zurück um ihre bunten Flitter nach wie vor an sich schimmern zu lassen. — Stauff vertheidigte sie. Der Grund ihrer Entfernung war gewiß eine Verleumdung, und überdies prägt sich echte Trauer nie in der Kleidung aus, sie weint im Herzen, sagte er, — aber er mußte sich gestehn daß er nie einen Anklang von Trauer an ihr bemerkt. Auch hatte sie ihres Vaters nie erwähnt. Konnte indeß nicht die Liebe jedes andre Gefühl vollständig verdrängt haben? — Sein Nachbar fügte noch hinzu, daß man sage, sie wolle sich nächstens verheiraten obgleich sie früher schon hier ein, wie es hieße, allzu enges Verhältniß gehabt; sie habe in Rom oder irgendwo außerhalb Neapel eine Verbindung angeknüpft,

aber Niemand wiſſe wer ſie und ihre Schätze heimführen werde. — Stauffs Jubel erreichte den höchſten Grad, mußte er ja doch der Ueberglückliche ſein. Sie liebte ihn, war Herrin ihrer Hand, auch nicht die geringſte Ahnung eines Verrats, nicht die kleinſte Wolke trübte ſeinen Himmel. — Als ſie die Loge verließ, eilte er hinunter, verirrte ſich aber in den Gängen und konnte dem im Galopp entführten Wagen nicht folgen.

„Ihre Wohnung war nun leicht ausfindig zu machen; er fand ſie auch, wagte aber nicht ſie zu betreten. Er hätte, wie er glaubte, vielleicht einen Plan durchkreuzt, er wußte ja das Rendezvous, — und ſie liebte ihn.

„Zu Anfang Auguſt, es waren ſeine letzten glücklichen Tage, die letzte, traumſelige Zeit, machte er einen Ausflug nach Capri. Die Wunder der blauen Grotte ſollten ihn auf das Wunder ſeiner Liebe vorbereiten. — Er kam zurück. Die Worte mit denen er den folgenden Tag ſchildert ſind charakteriſtiſch, ich leſe ſie Ihnen.“

„Die Sieſtazeit war vorüber; bis dahin hatte ich meiner Sehnſucht Zügel angelegt oder ich hatte es vielleicht thun müſſen da die Pforten des bezeichneten Palaſtes den Morgen über geſchloſſen blieben. Guirlanden ſchmückten die Saülen, an jedem Fries liefen breite, duftige Bordüren hin, Kränze, Blumen überall. Das galt Alles meinem Empfange: — Unſelige

Verblendung! Reichgekleidete Diener empfingen mich als wüßten ſie ſchon daß ich erwartet werde; oben an der ebenfalls mit Blumen beſtreuten Treppe kam die Alte. Mein Herz ſchlug hörbar. Ihr werdet Augen machen, Signor! ſagte das Weib. — Ich hatte ihm doch nie etwas gethan. — Durch eine Reihe von Zimmern geführt, mußte ich zuletzt in einem kleinen Entree deſſen Plafond ominös genug Jupiter und Semele ſchmückte warten.“

„Endlich ging die Thür auf, ich ſtürzte in den Saal hinein und wollte auf Nora zu, als mich plötzlich ein ſchneidendes Weh durchzuckte und das dumpfe Vorgefühl einer Ohnmacht meinen Schritt feſſelte. — Auf einem Schaukelſtuhle wiegte ſich nachläßig der Mann den ich mir als Principe B. hatte zeigen laſſen, ein Glas in's rechte Auge gepreßt, fixirte er mich. Und Nora? Sie ſtand neben ihm, die Stirn frei, die Haare wirr zurückgeworfen als hätte Jemand ihren reichen Strom durchwühlt, (ich hatte es oft gethan), den Kopf ſtolz gehoben, auf allen Zügen ein Hauch von Spott. Ihre Hand ruhte auf der Schulter des Principe. Ich ſtarrte bald ihr Geſicht, bald den diamantgezierten Reifen in ihren Locken, bald die ganze Pracht der Umgebung an und konnte kein Wort aus meinem trocknen Schlunde preſſen.“

„Dies iſt,“ ſagte ſie zu dem Manne im Schaukelſtuhle gewendet, „der Maler der mir die Langweile

des Landlebens tragen half, ich versprach ihm für heute ein Rendezvous um ihm zu sagen daß ich seine Bitte nicht erfüllen kann. Signor erwies mir nämlich die Ehre um meine Hand zu werben."

„Der Mann rückte sein Glas zurecht und lachte heiser. Dann sagte er, immerfort den Engländer affektirend: „Ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit gegen Donna Eleonora, meine Gemalin!" Dabei wiegte er sich ruhig weiter.

„Seine Gemalin? Nora, meine Nora das Weib dieses Mannes. Für ein Spiel war das zu grausam; und doch, ich rief mir alle Szenen zurück die ich mit ihr durchlebt, es konnte ja nicht sein. Sie hätte ja verschwinden können, ohne mir diesen Schmerz zu bereiten, ohne diese gräßliche Verzweiflung in mir herauf zu beschwören. Warum, warum hätte sie das gethan? Sich an meinem Schmerze zu weiden? Ich konnte von alledem nichts glauben. Sie mußte mein werden. — Ich eilte auf sie zu, wollte ihre Hand ergreifen, sie trat aber einen Schritt zurück und sagte kalt: „Signor, wir sind nicht mehr in den Bergen, ich bedarf keiner Stütze, ich bin an das Parquet gewöhnt."

„Es mußte ein Traum sein. Ich stürzte auf meine Kniee: Nora, rief ich, Nora, ich beschwöre Dich, sag' mir es ist ein Traum der mich quält. Du kannst das nicht gethan haben! — Ich wand mich in halbem Wahnsinne ihr zu Füßen, — und sie? Sie stand in

ihrer Pracht da, ſtolz und kalt, das Haubt zurückgeworfen, die Augen eiſig funkelnd, grauenhaften Hohn um ihre immer wunderſchönen Lippen. „Signor,“ ſagte ſie, „ich beſtellte Euch den dritten Auguſt hierher, weil ich mich am Tage vorher dem Principe vermälte. Nun könnt Ihr gehn!“

„Wie von einer Schlange geſtochen, fuhr ich empor. So ſeiſt Du — verflucht! wollte ich rufen, hatte aber nicht mehr die Kraft den Satz zu vollenden. Der Mann mit dem Glaſe der wieder heiſer gelacht hatte ſchellte, und als ich meiner nicht mehr mächtig an der Wand hintaumelte, ſank ich dem eintretenden Diener in den Arm. — Nora lachte laut; in der Thüre verſchwendete ich meine letzte Kraft darauf, mich noch einmal nach ihr umzublicken, — ſie küßte ihren Gemal. Ich ſah nichts mehr. Dumpf hörte ich die Leute draußen ſagen ich ſei verrückt, und ich wußte in der That nicht ob ſie eine Unwahrheit ſagten. In einer Miethskutſche brachte man mich in meine Wohnung. Mein Fieber, meine Fantaſien ſollen ſchrecklich geweſen ſein, und ich leide noch ſehr. Ich werde nie wieder geſund werden, ich fühle wie inneres Weh an meinem Körper nagt. Nora war die reinſte Geſtalt die je die Natur geſchaffen, es kann nichts Schöneres, Engelhafteres geben. Und ſie war ſo teufliſch. Wenn ſie nicht gut ſein konnte, wie kann es da irgend Jemand? Die Natur vergreift ſich nicht, ſie verſchwendet nicht

ihre ganze Pracht auf Schlechtes. Nora iſt der Typus des Beſten. So ſind ſie Alle, und wenn das Beſte ſo ſcheußlich iſt, wie erſt das Andere? Ich habe mein Alles auf ſie geſetzt und mit ihr verloren. Es iſt nicht ſo der Verluſt ihrer Perſon der mich niederdrückt, es iſt die Idee daß ich wie an ihr, der Vollkommenſten, an der ganzen Menſchheit verzweifeln muß. —

„Ich werde ſterben, wozu trüg' ich ein Herz voll Liebe in der Welt herum, wenn ſie nur von giftigem Gewürm bevölkert iſt, — aber ich werde ſie malen, eh' ich ſterbe.

Anfang November!“ —

„Er hat Wort gehalten. Sie ſehn daß er in jener Zeit als ihn die fixe Idee des Verzweifelns an der Menſchheit beherrſchte weil er Nora für ihren Gipfelpunkt hielt, noch zu retten geweſen wäre. Aber ich, der ihn liebte, war fern, und nun war es zu ſpät. Der Wahnſinn hatte ſich ausgebildet, die Abzehrung fraß an ſeinem Leben, — das Bild war gemalt.

„Meine Empörung war ungemeſſen, ich wollte ihn noch nicht aufgeben, oder wenn ich es mußte, — ihn rächen.

„Der Morgen kam, ich eilte in das Kloſter. — Er war in der Nacht geſtorben. Tot, ohne mich wieder erkannt zu haben, tot, ohne lichten Augenblick geſtorben, vielleicht an gebrochenem Herzen weil wir ſeinen Schatz

entführt. Verzerrt, mit verglastem, halboffenem Auge, noch einen Schrei ohnmächtiger Wut, einen Fluch für mich vielleicht, für den Räuber, auf den geklemmten Lippen, die Mappe zerrissen in den krampfig geschlossenen Händen, lag er da. Er war meine letzte liebe Leiche.

„Rache, Rache! gellte es in mir. Ich flog nach Neapel. Ich fand den Palast auf dem Toledo, ich erfuhr daß die Besitzer da wären, und ohne einen besonderen Plan für die Art meiner Rache entworfen zu haben, strebte ich zunächst mit dem Hause in Berührung zu treten. Es war derselbe dämonische Zwang der mich in Florenz in das Kloster geführt, ich lebte nur diesem Zwecke. Die Ausführung war nicht so leicht. Der Principe, der seine Anglomanie nur auf die Nachahmung der Grillen dieser Insulaner beschränkte, war unzugänglich für Fremde wie ein englisches Landhaus. Man erzählte sich als einen Akt seiner Sonderbarkeit noch als ich hinkam, daß er sich unerhörterweise nicht in einer Kirche, nicht, wie seinem Range angemessen war, vom Erzbischofe, sondern im Palaste seiner Braut heimlich in der Nacht von einem Mönche habe trauen lassen; und daß er die Erlaubniß dazu mit vielem Gelde erkauft. Dies galt ihm wahrscheinlich als Surrogat einer Gretna-Green-Trauung.

„Ein Zufall ließ mich erfahren daß er eine Statue zu kaufen wünsche die ein junger Künstler eben voll-

endet, und daß er nur des Preiſes wegen den Kauf nicht abgeſchloſſen. Die Differenz war unbedeutend, aber auf beiden Seiten gleiche Starrheit. Ich kaufte den Marmor und wußte es bald darauf ſo einzurichten daß man dem Principe ſagte ich ſei des Anblicks der Nymphe müde geworden, wie denn in der That nicht viel daran war, und würde mir ein Vergnügen daraus machen die Statue für den von ihm gebotenen Preis abzugeben. Er ſchrieb mir ein paar Zeilen, und ich antwortete daß ich nicht übel Luſt hätte, auf einen Verkauf, oder lieber noch auf einen Tauſch einzugehn, — jedenfalls aber nur mit ihm perſönlich verhandeln würde. Zugleich ſagte ich ihm einen Tag an, an dem ich ſeinen Beſuch erwarte. Um meinen Plan nicht an einer Kleinigkeit ſcheitern zu laſſen, gab ich noch denſelben Tag meine Karte bei ihm ab. — Ich richtete meine Wohnung vollſtändig auf engliſchem Fuße ein und lieh mir von allen befreundeten Künſtlern Bilder, ſo daß eins meiner Zimmer eine gar nicht üble Gallerie bildete. So erwartete ich den Gemal Noras. Er kam, ich ſprach ihn engliſch an, und er kauderwelſchte dieſe ſeine geliebte Sprache ſchlecht genug. Ich hatte erfahren, daß er einige unbedeutende antike Torſo's habe, und ſchlug ihm einen Tauſch vor, — eigentlich nur um unter dem Vorwande ſie zu ſehen ſein Haus betreten zu können. Er war ſchwierig aber ſtolz darauf daß ich ſeine Schätze ſehn wollte, — mehr verlangte

ich nicht. Ich zeigte ihm meine Gallerie absichtlich erst als es schon zu dunkel war die Bilder ordentlich zu sehn um auch ihn wieder zu mir zu locken. Dann führte ich ihn durch mein Parloir in einen Speisesalon, wo ich ein echt englisches Diner hatte auftragen lassen. In der City selbst konnte er die englische Küche nicht vollkommener haben; in der That hatte auch der Koch eines Lords der die bel étage meines Hauses inne hatte unsre Speisen bereitet. — Man mußte das Schmunzeln dieses Narren mit dem ewig eingeklemmten Glase sehn als er an meinem Tische saß. Ich war sein Freund, das Non plus ultra eines Menschen geworden, als er Alles comfortable fand. Er schien eigentlich nicht übel, es kam mir vor, als wenn ihn nur sein Hang zum Außerordentlichen verzerrt hätte. Er konnte lebhaft, glühend sogar werden, kurz ein echter Italiener sein wenn er auf Augenblicke seine Rolle vergaß. Ich hatte nach der Szene mit Stauff denken müssen er sei ein fischblütiger Schurke, glaubte aber einen großen Fond von Grundsätzen neben und unter den Tollheiten die seine Rinde bildeten zu entdecken. — Es war Nora an die ich mich zu halten hatte, nicht an B., und doch war mir die ganze Sache rätselhafter und verworrener als je geworden. Ein edler Mann, — und ich hatte vorläufig nichts bemerkt was dem Principe aus dieser Kategorie strich, — hätte einen Menschen nicht so kalten Blutes vor sich moralisch

töten ſehn. War's denn nicht ein Mord? Und Nora? Stauff hatte eine ſo entſetzlich reiche Fantaſie, er konnte ſich faſt aus ſich herausdichten, ſollte dieſe Eigentümlichkeit nicht am Ende im Spiel geweſen ſein und ſeine Liebe ihn überdies Manches haben mißverſtehn laſſen? Ich muß geſtehn daß mit dieſer Reflexion meine Racheglut bedeutend an Nahrung verlor. Noras Gemal ſchien mir einmal kein Schurke. Ich wollte indeß nicht voreilig ſein und nahm die ceremoniöſe Einladung ſein Haus zu beſuchen freudig an. Ich mußte dies Weib ſtudiren, kennen, die Manen Stauffs mit ihm verſöhnen oder rächen. —

„Der Principe ſtellte mich ſeiner Gattin vor. Es war unnötig, ich hätte ſie unter Millionen herausgefunden, es gibt keine zweite ſolche Erſcheinung. Sie war prächtig, königlich, geboren zu herrſchen, ich ſelbſt konnte kaum einen Ausruf der Bewunderung unterdrücken. Armer Stauff, ich glaube er hatte die Macht über ſeine Sinne ſchon in dem Augenblicke verloren in dem er ſie zum erſtenmale ſah. Ich konnte mir denken, daß man um dies Weib zu beſitzen mit dem Ungeheuren ſpielt. Sie war freundlich und geiſtreich, Blitz um Blitz, ſie feſſelte, aber ſie verſteinte nicht, ſie war keine Meduſe. Sie theilte mir von ihrem Feuer mit, — und doch ſchien ihre Umgebung faſt furchtſam, ſie ſelbſt aber dem Gemale gegenüber ſcheu und unterwürfig. Nie ſah ich in einem Verhältniſſe weniger klar.

„Der Principe zeigte mir seine Sammlungen, versprach den folgenden Tag meine kleine Gallerie zu besuchen und bat um die Erlaubniß seine Frau die ebenfalls großes Interesse an Gemälden habe mitbringen zu dürfen. — Das war's ja eben was ich wünschte. Ich hatte ein Mittel ausgedacht durch das ich der Wahrheit ins Gesicht zu sehn hoffte. Der Gedanke daß ein unseliges Verhängniß mit Stauff gespielt, trat indeß immer lebhafter in mir vor. Das schönste Weib ein solch elendes, herzloses Scheusal wie seine Geschichte es malte, — das war eine Idee mit der ich mich nicht mehr befreunden konnte seit ich Nora gesehn.

„Sie trafen zur bestimmten Stunde bei mir ein. Eleonora war so hold, etwas so Reines, Ruhiges lag auf ihrer schönen Stirne, ich hätte meinen Kopf für ihre Unschuld eingesetzt. Während ihr Gemal vor dem kecken Bilde einer sicilianischen Uferszenerie, von einem Franzosen gemalt, bewundernd stehn blieb, führte ich sie an den Wänden hin. Ich hatte das omindse Bild, das Sie in der Hand halten, so versteckt aufgestellt daß es nicht gleich in die Augen fallen konnte. Jetzt stand sie dicht davor, ihr Blick traf die Platte. Ihr Arm zuckte in dem meinen, sie verfärbte sich, das war aber nur ein Moment. Es war kein Bild mehr da, ein Spiegel schien seine Stelle einzunehmen, so fürchterlich glich der lebendige Kopf dem gemalten. Ihr Arm der bisher auf dem meinen geruht entzog sich mir, wir sahen

einander an. Wir anerkannten und tauſchten in einem Blicke tötlichſten, unverſöhnlichſten Haß. Sie verſtand mich, ich verſtand ſie ohne daß ein Wort gewechſelt worden war. Sie trat zu ihrem Manne, und ich ſtellte die Meduſe unbemerkt bei Seite. Die Kriegserklärung war geſchehn, ich hatte die Schuld auf ihrer Stirn geleſen. So ſeiſt Du verflucht! dacht' ich in Stauffs Namen. Noch einmal, als das Paar von mir ging, wendete ſie wie um mich in meiner Ueberzeugung zu ſtärken den Kopf zurück, es war wieder der ſchreckliche Ausdruck in ihren Zügen, nur noch grauenhafter durch den bereiten Haß.

„Noch am ſelben Abende, von einem Spazirgange zurückkehrend, fand ich auf meiner Schwelle einen Brief in dem mir befohlen ward das Bild und eine Erklärung wie ich dazu gekommen, in einem Hauſe auf S. Lucia abzugeben. „Weigerſt Du Dich, dann wehe Dir!" Damit ſchloß der Zettel. — Ich nahm natürlich keine Notiz davon ſondern ſann auf Mittel meinen Zweck zu erreichen. Darüber verging ein Tag, und nun folgten ſich die Attentate auf dem Fuße. An meiner Thüre ſtand mit großen ſcharfen Lettern: „Guerra!" Es war mit Kreide und ſchon am frühen Morgen geſchrieben worden. Niemand als eine unbekannte Frau hatte das Haus betreten. Ich ging aus; kaum war ich fort ſo ſtiegen zwei Menſchen in Livree die Treppen hinauf, die von den Leuten im Hauſe nicht gehindert

wurden, weil dieſe von meiner Abweſenheit nichts wußten. Durch ein beſonderes Geräuſch aufmerkſam gemacht, ſah man ihnen indeß nach und fand ſie beſchäftigt meine Thür zu erbrechen. Sie entflohen die Hintertreppe hinab. Durch dieſe Vorgänge gewarnt, ging ich des Abends nie anders als mit Taſchenpiſtolen bewaffnet über die Straße. Ich brauchte ſie bald. Nach einer Fahrt auf dem Golfe, langſam am Strande hinſchreitend, wurde ich von drei Lazzaroni mit Dolchen angegriffen; der erſte ſchlechtgezielte Stoß fuhr zwiſchen Arm und Bruſt durch, ich ſprang zurück und meine Kugel machte Einen kampfunfähig; auf den Schuß eilten Fiſcher herbei und die Mörder mit dem Verwundeten davon indem ſie mir, — auf ein andermal! zuriefen.

„Ich wußte in einer Oſterie in der Nähe Bekannte und ging um mir eine kleine Bedeckung gegen Uebermacht zu holen. Man ſcherzte über mein Abenteuer als deſſen Motiv ich bloße Raubſucht angab, und bewog mich in der luſtigen Geſellſchaft zu verweilen. Ich ſuchte in ein Geſpräch mit zufällig anweſenden Neapolitanern zu kommen und erwähnte als ſie darauf eingingen den Principe B. — „Das iſt ein würdiges Paar, zwei ebenbürtige Teufel, und nur der Satan weiß, welches von Beiden ſchlimmer," ſagte mir der Eine. „In ihren Adern rollt das Blut der Borgia und er —, die Madonna beſchütze uns! Man ſagt," flüſterte er mir in's Ohr, „daß Eleonora mit ſeiner

Hülfe den alten Marcheſe von Caſtelleone, ihren Vater, umgebracht habe weil er ihre Verbindung nicht zugeben wollte. Sie paſſen zuſammen, ſie haben Beide nur Luſt am Verderben. Seine Narrheit iſt nur Maſke, um weniger gefährlich zu ſcheinen. Er lockt damit, und ſie mit ihrer Schönheit."

„Aber woher rührt dieſe Verzerrung des Charakters, es muß doch ein Grund dafür da ſein? Daß ein ſolches Scheuſal geboren wird, iſt mir unglaublich, warf ich ein."

„Woher? Das weiß Niemand. Dabei haſſen ſich Beide, wenn man den Bedienten glauben darf. Er iſt raſend eiferſüchtig und ſoll ihr früher ſchon, ehe ſie ſeine Frau war, bei der kleinſten Untreue den Tod angedroht haben. Sie kann nicht von ihm los, ein Verbrechen verbindet ſie unlöslich. Man ſagt daß ſie ihn dadurch etwas beruhigt daß ſie in ſeiner Gegenwart einen armen Teufel der ſich in ſie verliebt hatte auf das Härteſte geopfert. Trotz alledem will man wiſſen daß der Principe ſie bei dem kleinſten Argwohn peitſche. — Signor, man ſagt das Alles, die Madonna bewahre mich davor daß ich geſagt hätte, ich weiß daß es ſo iſt."

„Pſychologiſche Rätſel, Unergründliches!" Ich ſah in einen Abgrund, deſſen Tiefe ich nicht ermeſſen konnte. „Warum brandmarkt man dieſe Ungeheuer aber nicht durch offne Verachtung?" fragte ich.

„Wer ſagt, daß es wahr iſt? Und der Principe B. iſt ſehr reich, ſehr mächtig. Behüte mich das Blut des heiligen Januarius daß ich ihn zum Feinde hätte, meine Stunden wären gezählt.“

„Damit, als hätte er ſchon zu viel geſagt, rückte er von mir ab und ließ mich meinen Gedanken. Was mir dabei noch auffiel, war daß die Italiener, ſonſt, ſo ſehr empfänglich für Schönheit, gerade von dieſer, der größten die ich in Italien geſehn, nie mit Enthuſiasmus ſprachen. Es war als wenn nur diejenigen die mit ihrem verderblichen Kreiſe irgend in Berührung ſtanden die ganze Macht fühlen könnten. —

„Es thut mir leid daß ich Sie unbefriedigt laſſen muß, aber die Geſchichte Stauffs ſchließt hiermit ohne eigentlichen Schluß. Ich verſuchte den Tag nach dem Anfalle, einen Beſuch im Palazzo B. zu machen, — aber es hieß die Herrſchaft ſei verreiſt. Wohin? das wußte wieder kein Menſch. Weit und auf lange Zeit. Das war Alles was ich erfahren konnte. Sie waren mir und meiner Rache entgangen. Ich wußte und verſtand nichts. Ich blieb unbefriedigt, und behalte aber doch die feſte Ueberzeugung daß ich den Schleier noch einmal gehoben ſehen werde. Ungeſtraft können dieſe Mörder nicht bleiben, ich begegne ihnen ſicher noch und greife ſie an. Entweder räche ich Stauff, oder erliege dieſem Weibe irgendwie ſelbſt.“

„So ſehr ich dieſer Nora auch die Strafe gönne,“

ſagte Marie, „ſo ſehr freut es mich doch daß ſie Ihnen entſchlüpft iſt. Die Rache mag kommen woher ſie will, nur nicht von Ihnen. Ich muß geſtehn daß ich Sie nur mit einem gewiſſen Schauer hätte anſehn können wenn Sie ihr Werkzeug geweſen wären. Liegt denn nicht ſchon eine gräßliche Strafe in ihrem dauernden Verhältniſſe zu einem Manne den ſie verabſcheuen muß wie er ſie?“

„Gräfin, dieſe Strafe iſt nicht vollgiltig. Der Unterſchied zwiſchen Sünde und Verbrechen iſt einfach folgender. Sünde iſt ein Vergehen gegen die Geſetze der Natur, durch welches nur eine Perſon befleckt, belaſtet, vergiftet wird, durch welches nur der Thäter leidet. Verbrechen aber iſt ein Vergehen gegen die Geſetze der Natur, durch welches Anderen eine Kalamität zugezogen wird. Die Sünde findet ihre Strafe in ſich ſelbſt, im Gewiſſen; das Verbrechen aber muß wie es nach Außen gewirkt von Außen gerichtet und beſtraft werden. — Ich gab meinen Plan auch nicht ſogleich auf. Ich hoffte in London auf die Familie zu treffen, fand ſie aber nicht dort und ging nach einigem Aufenthalte nach Paris wo ich rein der Kunſt lebte, wo, wenn Sie ſo wollen, mein Schmerz austobte, wo ich jene Ruhe erlangte die immer das Ergebniß ſtürmiſcher Vergangenheit iſt. Meine Mappe enthält nichts mehr als Skizzen von Gemälden und Croquis von Landſchaften. — Von Paris kam ich nach der Schweiz

wo ich das Glück hatte Sie kennen zu lernen, und wo mich ſpäter auch Graf Felix fand. — Ob Sie nun wiſſen wie ich aus den Feuerproben meiner Erlebniſſe hervorgehn mußte? — **So bin ich geworden.**"

„Ich denke ich weiß es," ſagte Marie, „und werde Sie jetzt auch immer beſſer verſtehn." Dabei blätterte ſie über die Skizzen hin. Es war Zürich, was ſie aufſchlug, das ſchöne Zürich. Eine große, hingeworfne Skizze, aber die Staffage des Vordergrundes ſorgfältig ausgeführt. Mehrere Damen, die eine hatte den Hut abgenommen, der Beſchauer ſah ihr Geſicht en face, — es war Marie. Sie ſchlug das Blatt um. Eine andre Partie, aber derſelbe Kopf darin. Er kehrte immer wieder. Sie errötete leicht und machte den Band zu. „Laſſen Sie mich die Meduſe noch einmal ſehn," ſagte ſie um nur etwas zu ſprechen mit unſichrer Stimme, „noch einmal ehe Onkel mit Felix kommt. — Ach, es greift Sie zu ſehr an," rief ſie, als ſie die heftige Bewegung in ſeinem Geſichte ſah, „laſſen Sie nur, laſſen Sie. Nehmen Sie meinen herzlichſten Dank, Sie haben mir meinen Geburtstag zu einem rechten Feiertage gemacht. — Da kommt der Onkel," ſagte ſie haſtig, als Stein ihre Hand behielt und küßte. Sie wickelte das Album und das Bild zuſammen und trug es während Graf Halden eintrat in ihre Schreibſtube.

Stein hatte ſprechen wollen, — da war ſie fortgeeilt.

„Das ist schön von Ihnen, Herr Stein," sagte der Graf, „daß Sie so freundlich waren Gräfin Wentheim Gesellschaft zu leisten, ich fürchtete wir kümmerten uns Alle so sehr darum ihr ein Fest zu bereiten daß sich die Festkönigin unterdeß langweile."

„Langweile hatte ich nicht," engegnete diese, eben wieder zurückkommend. „Stein hat mich nicht allein unterhalten, er hat durch das was er mir erzählte sogar den größten Wunsch den ich im Augenblicke hatte erfüllt. Und so wenig Heiteres auch unsre Plauderstunde ausgefüllt, bin ich doch gerade dadurch so reich beschenkt worden daß ich von meiner Seite den besten Humor für den Tag meiner Herrschaft versprechen kann. — Um durch nichts darin gestört zu werden will ich den einzigen Straf-Akt den ich heute vorzunehmen habe gleich jetzt in Onkels Gegenwart vollziehn. Stein, Sie sind der Schuldige. Kläger und Richter in einer Person, ich selbst. Das kommt mitunter vor. Ich klage Sie an mich durch eine Gabe in Verlegenheit gebracht und diese durch eine Schmeichelei erhöht zu haben. Eine weitere Vertheidigung ist unzulässig. Mein Urteil lautet daß Sie sich eine Revange gefallen lassen müssen und mich in aller Form um Verzeihung zu bitten haben. Außerdem danken Sie natürlich für gnädige Strafe."

Er ließ sich auf ein Knie nieder und bat auf den Scherz eingehend mit komischem Pathos um Vergebung;

sie reichte ihm einen in Papier geschlagenen Gegenstand der wie ein Buch aussah und ließ sich zur Besiegelung der Versöhnung die Hand küssen.

Der Graf wollte nun die Veranlassung zu so angenehmer Strafe wissen, Marie holte den Spiegel, und Stein entfernte sich. Er war begierig zu erfahren was sie ihm gegeben. —

„Sieh Onkel, wie wunderschön diese Arbeit ist," sagte Marie, „ich erinnere mich kaum so Nettes gesehn zu haben."

„Sehr schön, aber es ist gut daß Du Dich revangirt hast, dies Geschenk ist von einem Fremden, von einem Maler, etwas sonderbar. Ja, es ist unpassend."

„Das fand ich auch, ich hatte aber keinen Grund, ihn durch eine Abweisung zu kränken und zog deßhalb diesen Weg vor." Sie erzählte ihm nun die Bemerkung mit der er sein Angebinde begleitet. Der Graf fand sie sehr galant, doch eigentlich für seine Stellung auch nicht passend, er wiederholte sie dann aber selbst und schloß seine Nichte herzlich in die Arme.

Felix kam rotglühend und müde aus dem Garten herauf, er hoffte Marien in tiefes Studium seiner Gedichte versunken zu finden und sein Blick verfinsterte sich als er den Band noch an demselben Platze liegen sah an den er ihn früh gelegt.

„Nun Vetter, sieht man Dich endlich? Du scheinst

mein Zepter zu fürchten und entziehst Dich meinem Bereiche," rief ihm Marie entgegen. Mochte sie nun seinen Blick bemerkt haben oder gab ihr der Augenblick den Einfall, sie schlug vor die Zeit bis zum Diner auf dem Balkon zuzubringen und forderte Felix auf seine Lieder vorzulesen. „Der Dichter muß die Musik seiner Worte ja besser vortragen können als ein Anderer und Gedichte müssen laut gelesen werden," sagte sie, „die Magie wird dadurch gesteigert." — —

Stein war in sein Zimmer geeilt und hatte hastig die Hülle entfernt. Er fand ein Notizbuch das er Marien in Zürich hatte sticken sehn. Auf der ersten Seite stand aus jener Zeit: „Ich habe noch keinen Mann gesehn dem ich lieber Alles was mich bewegt sagen kann als Stein. Wenn er die Andern durch seine Schroffheit zurückstößt, so möchte ich gerade dies Scharfausgeprägte ungern an ihm missen; seine glühende Empfänglichkeit für die Natur, das innige Streben für Menschliches zeichnet sich auf jenem dunklen Hintergrunde wohlthuend hell; es ist Licht und Schatten in ihm, er ist ein Charakter. Ein Ausflug ohne ihn gewährt mir nur halbes Vergnügen, es ist mir eine liebe Gewohnheit geworden mir von ihm jedes Verständniß vermitteln zu lassen. Ich freue mich wenn er kommt, es thut mir leid wenn er geht, — ich habe ihn stets noch um etwas zu fragen. Ich wollte fast, er wäre immer in meiner Nähe!"

Darunter ſtand, eben erſt geſchrieben: „Sie werden mir nie fremd ſein!“

In einer Seitentaſche entdeckte er endlich noch eine zierlich geflochtene Haarkette, ſo ſchönes lichtbraun, wie nur Marie es beſaß. Das war eine reiche Revange. Er befeſtigte die Kette an ſeiner Uhr und maß das Zimmer mit immer heftigeren Schritten. Unausſprechliche Heiterkeit und tiefer Ernſt wechſelten in ſeinen Zügen. Er las die Zeilen immer wieder, ſchien jedes Wort zu meſſen, zu wenden, zu wägen, andere in ſeinem Gedächtniſſe aufzufriſchen und zu vergleichen, — bis er endlich, von der Tiſchglocke gerufen, das Buch verſchloß und immer noch ſinnend aber heiter hinüber ging.

Marie hatte ſich doch darein fügen müſſen den Tiſch im gewöhnlichen Speiſeſaale ſerviren zu laſſen da der Raum bei ihr zu beſchränkt und die Küche zu entfernt war. Auch hätte man in der Ordnung ihres Salons mehr zu ändern gehabt als ſie zugeben wollte. Marie und die beiden Grafen waren ſchon da als Stein eintrat. Er ſuchte ihren Blick, und ſie vermied den ſeinen.

„Onkel, Du nimmſt meine rechte Seite, Stein, der Oppoſitionsmann, die Linke ein; Felix hat ſich heute ſo wenig um mich bekümmert daß er dafür den ganzen Tiſch über mein Geſicht ſehen muß. So, Dein Platz iſt mir vis-a-vis.“

„Du ſpielſt Martha und derſelbe Vorwurf trifft Dich, der dieſe beſorgte Hausfrau traf,“ lachte der alte Graf. „Indeß, ohne etwas zu verraten glaube ich daß Marie ihren Vorwurf heute noch zurücknehmen wird. Ich denke es hat Niemand ſo viel Kummer Deinetwegen gehabt als der gute Felix.“

„O, ich nehme meinen Platz auch nicht als Strafe ſondern als Lohn an. Deine Beſcheidenheit wählte dieſe Form nur als Deckmantel; verzeihe mir wenn ich ihn lüfte.“

„Nun, wie Du willſt,“ ſagte Marie munter, „laß Dir aber des Anblicks wegen dieſe vorzügliche turtle-soup nicht verderben. Wenn meine Strafen ſtets für Belohnungen angeſehn werden, ſo iſt das nur ein Beweis für meine Gerechtigkeit und Milde zugleich.“

„Dann muß ich doch ſehn wie ich heute auch noch zu einer Strafe von Dir komme,“ meinte der alte Graf, „bis jetzt bin ich der Einzige der leer ausgegangen iſt.“

„Dir will ich lieber eine ungeſchminkte Belohnung zu Theil werden laſſen, und zwar in der Geſtalt dieſes einladenden Paſtetchens. Raoul, der Koch mit dem romantiſchen Namen, übertrifft ſich heute ſelbſt, er liefert uns die Quinteſſenz, die Poeſie der Kochkunſt. Dieſe Paſtete mit dem piquanten Nachgeſchmacke läßt ſich gewiß, — ohne daß ich profaniren will, Vetter

Felix, — einem Sonette vergleichen, wenn anders ich ſeinen Bau richtig begriffen habe. Die geſchmückte Hülle als Einleitung die auch dem Eingeweihten kaum den Inhalt verrät, der eigentliche Stoff in der Farce, und die epigrammatiſche Spitze in all den piquanten, nicht von einander zu ſcheidenden Ingredienzen die noch lang nachher unſre Zunge reizen."

„Nun, dann bitte ich noch um ein Sonett," ſagte Felix, „obgleich ich fürchten muß das Epigrammatiſche einzig und allein in Deiner eignen Zunge zu finden."

„Vetter, Vetter, Du wirſt Dir noch ſchlimmere Strafen zuziehn wenn Du heute keinen Scherz verſtehn willſt."

Es war in der That ein rechter Feſttag für Alle geworden, alle Steine abgewälzt, Alle frei und froh. Nie flog das Tiſchgeſpräch muntrer und vergnügter von Einem zum Andern, und als endlich der alte Graf einen launigen Toaſt, ohne jede ſtörende Beimiſchung von Anſpielungen ausbrachte, war das Zugegenſein eines „Fremden," das ihn immer gewiſſe Grenzen halten ließ, vollſtändig vergeſſen. Der Champagner kreiſte, Marie rief oft, komiſch genug: zur Ordnung. Felix ſchien den Keller dezimiren zu wollen, er verſuchte eine Flaſche nach der andern, Piper, Sergent, Cliquot wurden bei Seite geſchoben, Röderer bekam ein Lächeln des Beifalls, und endlich fand er Schreiber, den

maſſiven Sohn des andern, des Beibehaltens wert. Eine toaſtartige Aproſtoſe ſprudelte nun mit dem mutigen Weine um die Wette. Daß der Improviſator ſtecken blieb, erhöhte den Reiz; um ſo mehr da er eben willens war ſich zu ärgern, und von Marien zur Ordnung gerufen werden mußte. — „Ewige Jugend,“ ſagte Stein als er Mariens Glas mit dem ſeinen berührte.

Das Deſert wurde aufgetragen und zugleich dem Grafen eine Viſitenkarte überreicht.

„Ludwig Pleſſenberg-Bruggwört, und eine Grafenkrone darüber,“ ſagte er und legte die Karte auf Mariens Teller.

„Der Herr iſt unten im Dorfe,“ berichtete der Diener, „und hat ſeinen Groom heraufgeſchickt um zu fragen ob der Herr Graf ihm erlauben, ſeine Aufwartung zu machen.“

„Das geht heute Dich an, liebe Marie, erlaubſt Du es?“

„Nun, obgleich ich heute gerade nicht Beſuch wünſchte, darf ich am Ende Niemand unglücklich machen. — Graf Pleſſenberg wird uns angenehm ſein.“

„Meines Wiſſens war der letzte Pleſſenberg ein alter wunderlicher Knabe, zwanzig Jahr älter als ich und nie verheiratet. Seine Mutter war eine Clary, die wieder mit den Radziwills liirt ſind. Dieſer alte Herr kann uns doch unmöglich hier oben be-

ſuchen wollen? Ich muß hernach in den Almanach ſehn.“

„Alt iſt er gewiß nicht,“ warf Marie hin.

„Kennſt Du ihn?“ fragten Onkel und Neffe zugleich.

„Ich habe ihn ſicher weder geſehn noch jemals von ihm gehört, aber ſeit die Karte da iſt umſchwebt mich wieder eins jener Doppelſpiele von denen ich Ihnen heute früh ſprach, Herr Stein. Wenn er kommt, werd' ich mich vielleicht auf die ganze Szene beſinnen können.“

„Nur keine Viſionen!“ lachte Felix. „Keine Viſionen nach Tiſch, die Pſychologen laſſen dieſe nicht für voll gelten.“

„Felix nötigt mich die Tafel aufzuheben!“ ſagte Marie und ſtand auf. „Die Herren nehmen eine Schale Mokka wol oben auf meinem Balkon. Wir haben von dort zugleich das Vergnügen Herrn von Pleſſenberg zu taxiren und zu klaſſifiziren wenn er den Berg heraufſteigt.“

Der Onkel dehnte die heut ſo ſehr entſchiedne Lockerung der Etiquette ſo weit aus daß er ſeine ſchöne Nichte in Steins Gegenwart küßte, und Marie bot unbefangen auch dem Kouſin ihre Lippen dar. Stein war in eine Fenſterniſche getreten. — „Heute macht mir Jedermann nach Tiſch ſeine Reverenz,“ ſagte ſie ſcherzend und trat zu ihm. Er fühlte den warmen

Druck ihrer Hand und verbeugte sich, ihr Kopf war so nah, — ihm war, als hätten ihre Lippen sich gestreift. Sie war schon wieder fort ehe er sich darüber klar geworden.

„Jeder der Herren hat seine Strafe, und da ich Niemand auszeichnen mag und Keiner ein größeres Verdienst hat, reiche ich auch Keinem den Arm, die Herren mögen ihre Gebieterin als Suite begleiten. O, wie ist das Herrschen süß, auch nur einen Tag, nur einen Tag!“

Sie ging, und die Männer folgten ihr, Graf Halden freudeselig, Felix weinselig, Stein traumselig. Marie hatte Alle glücklich gemacht.

Die Gesellschaft faßte Posto auf dem Balkon, Marie mit einem Fernglase, der Graf mit dem Almanach, die beiden andern Herren mit ihrem Mokka.

„Anastasius, Benedikt, Roderich, Ludwig, Graf von Plessenberg, Freiherr von Trapphart und Nietheim,“ las der Burgherr, „geboren zu Stade in Hannover am 5. Februar 1771. Residenz: Bruggwört. Unvermält, der Letzte seines Stammes. Aufenthaltsort, seit Jahren unbekannt.

Vater: Ernst, Roderich, Ludwig Graf von P. ꝛc. † 4. October 1801.

Mutter: Adelaide, Agnes, geborne Fürstin Clary † 25. September 1798.“

Der Graf hatte das eigentlich nur ſich ſelbſt vorgeleſen, denn die Herren waren ſchon wieder in warmem Geſpräche mit Marien die von Zeit zu Zeit in die Landſchaft hinauslugte um den Gegenſtand lebendig zu ſehen mit deſſen Abſtammung ſich der Onkel indeß ſo eifrig beſchäftigte. — „Wunderlich, höchſt wunderlich, es exiſtirt wirklich kein Anderer,“ ſagte er endlich.

„Da kommt er,“ rief Marie.

„Doch nicht zu Fuß? Er iſt ja nahe an achtzig Jahr.“

„So ſieht er nicht aus. Er trägt einen kleinen, ſchwarzen Bart, und ſo viel ich durch das Glas erkennen kann ſcheint er Dreißig und einige,“ berichtete Marie die ihr Glas auf Felix Schulter gelegt hatte. „Ein ſtattlicher, großer Mann, militäriſche Haltung, und ein Jokei mit einem immenſen Blumenſtrauſe hinter ihm. Die Livree iſt rot und Silber; willſt Du nicht einmal nachſehn, lieber Onkel, ob das auf Deinen Pleſſenberg paßt?“

„Richtig, zwei Roſen und eine Lilie, Silber in rot, das iſt das Wappen. Kurios, das muß er uns erklären. Sollte der alte Graf heimlich verheiratet geweſen ſein? Eine Mesalliance?“

„Und der Straus gilt mir,“ lachte Marie, „er hat unten erfahren daß heute ein Feſt bei uns ſei; das iſt prächtig. Ich muß mir gleich die größte

Blumenvaſe zurecht ſetzen laſſen um dies Ungeheuer aufzubewahren.“

Die Bäume hatten den Mann deſſen Familien- und Galanterie-Geheimniſſe man hier aus dem Verſteck belauſchte den Blicken wieder entzogen. Der Onkel konnte über den Almanach nicht hinaus, und die jungen Leute übten ihren Witz an dem Monſtrebouquet.

„Graf Pleſſenberg!“ meldete während dieſes Zwiſchenſpieles der Diener, und Alle ſahen, das Lachen über eine boshafte Bemerkung von Felix unterdrückend, erwartungsvoll nach der Thüre.

Der Blumenſtraus, der in der Hand des winzigen Jokeis ein Rieſe geſchienen hatte, ſchrumpfte in der Hand des ſtattlichen Mannes zu einem zierlichen Bouquet aus Feldblumen zuſammen. Es war nichts an ihm was die Lachmuskeln in Bewegung ſetzen konnte.

Er ſtand der Gruppe einen Augenblick erſtaunt gegenüber und ließ die Begrüßung des Burgherrn faſt unbeachtet. „War ich auch durch den Ort auf Wunder gefaßt,“ ſagte er dann mit einer verbindlichen Verbeugung, „ſo betäubt mich doch das was ich hier erblicke wie der Singſang eines morgenländiſchen Märchens. Ich dachte daß ich durch die geheimnißvolle Pforte unter Fremde verſetzt würde und ſehe nun keine einzige Perſon die mir nicht bekannt oder ſogar befreundet wäre.

„Herr Graf, Sie hatten einſt auf der „Hirondelle“ Ihr Taſchenbuch in den Hut gelegt, es war auf der Höhe von Speier, ein Windſtoß warf Hut und Buch in den Rhein. Ein junger Mann der auf dem Verdeck ſtand ſprang nach, die Gegenſtände ſchwammen da der Hut auf den Cylinder gefallen war, er fing ſie auf, erreichte das Boot im Wenden, warf Beides in ein Kajütenfenſter, grüßte und ſchwamm an's Ufer; er war zu Hauſe. Der junge Mann war ich. —

„Sie, mein Herr,“ ſagte er zu Felix, „habe ich ebenfalls geſehn; vielleicht helfen Sie mir darauf, wo und bei welcher Gelegenheit. Ich erkenne Sie wieder, aber Sie müſſen ſich ſehr verändert haben. —

„Die Gemſen auf dem Abhange des Maladetta grüßen, verbitten ſich aber ſo gefährliche Beſuche wie der den ich ihnen mit Herrn Stein zu machen die Ehre hatte,“ wendete er ſich nun zu Stein. „Mit Pinſel und Büchſe gleich ſicher, ein tapfrer, lieber Meiſter.

„Zu Ihnen, Fraülein, zuletzt weil Sie mir die bekannteſte und vertrauteſte Erſcheinung ſind. Ein Bild deſſen Gegenſtand offenbar Sie ſind, iſt die beſte Zierde meines Schloſſes. Ein Irrtum iſt, ſelbſt wenn ich meine Augen Lügen ſtrafen wollte, nicht möglich da ich Herrn Stein, den Schöpfer meiner Lorelei, bei Ihnen ſehe. Ich ſah Sie Tag für Tag und kann nun auch, was in meiner Abweſenheit wol unterbleiben mag, den

Strauß den das Bild ſonſt immer bekommt, ſtatt ihm ſeinem Urbilde bieten. Man hat mir verraten daß heute Ihr Feſt, Sie nehmen die Blumen die Ihnen ein Fremder reichen wollte hoffentlich lieber von einem Manne den Sie als Bekannten anerkennen müſſen da er Sie ſeit einem Jahre, wenigſtens in effigie, verehrt." —

Es iſt ein eigentümliches Gefühl wenn ein Wildfremder deſſen Geſicht wir offenbar nie geſehn oder doch nie bemerkt haben, uns auf den Kopf zuſagt: Ich kenne Dich, ich habe Dich da und da geſehn, und dort das und das mit Dir gethan. Man begreift nicht wie er zu ſo überraſchenden Behaubtungen ein vollkommen überzeugtes Geſicht machen kann und wagt doch ſelbſt ſchon aus Anſtandsgefühl nicht zu zweifeln.

Außer Stein der ſich des Grafen erinnerte war hier die ganze Geſellſchaft in dieſer Lage. Der Burgherr wußte wol das Faktum noch, aber die Perſönlichkeit des mutigen Tauchers war ihm entſchwunden. Hätte im Almanach nur ein dreißigjähriger Pleſſenberg geſtanden ſo wäre Alles gut geweſen, — aber ſo! Marie ſah abwechſelnd den Fremden und Stein an, und wußte nicht was ſie von der Lorelei die ihr ſchon zum zweiten Male genannt wurde halten ſollte.

„Nehmen Sie mich," ſagte Pleſſenberg als er die Spannung bemerkte die ſeine Antrittsrede hervorgerufen, „für bekannt an, und die Geheimniſſe die noch zwiſchen

uns ſcheinen werden ſich aufklären. — Sie waren auf dem Balkon, erlauben Sie daß ich Sie wieder dahin führe," damit bot er Marien den Arm und geleitete ſie zu ihrem Sitze.

„Herr Stein," ſagte Marie, „wollen Sie mir nun ſagen was es mit der Lorelei auf ſich hat? Ich erinnere mich daß Sie Vetter Felix der wie es ſcheint von demſelben Bilde reden wollte, Stillſchweigen auferlegten. Sie begreifen daß ich die Sache jetzt wiſſen muß, — wenn ich ſie wiſſen kann."

„Eine flüchtige Aehnlichkeit, weiter nichts, Graf Pleſſenberg wird es bald ſelbſt finden," antwortete Stein verlegen. „Einige Züge von Ihnen kamen zufällig in eins meiner letzten Bilder, Graf Pleſſenberg hat es im Ausſtellungsſaale geſehn und erworben."

„O, es drängte ſich Alles um das prachtvolle Bild. Wenn die Gräfin wie ich höre nicht dazu geſeſſen hat, ſo iſt das vorzügliche Treffen, die Aehnlichkeit des Originals und meiner Lorelei um ſo wunderbarer und ich bin Ihnen um ſo mehr verbunden da Ihr Genie mir die Möglichkeit verſchaffte die Gräfin als Bekannte zu begrüßen."

Stein bog ſich unter der Laſt dieſer Lobpreiſungen und verwünſchte ſie.

„Marie auf der Ausſtellung, am Pranger, feilgeboten, verkauft, — das iſt die Folge der Künſtlerbekanntſchaften," zürnte der Burgherr Felix in's Ohr.

„Ich will den Zauberring der wenn Sie uns nicht auch bekannt ſind immer an einer Seite offen bleibt, ſo viel als möglich zu ſchließen verſuchen,“ ſagte Marie. „Herr Stein, wollen Sie mir zu dieſem Zwecke helfen ein Bild aus Ihrem Album das noch bei mir liegt herauszunehmen?“

„Mit Vergnügen!“ Er folgte ihr in das Zimmer.

„Stein, Sie haben mich gemalt und das Bild verkauft?“

„Ich ſagte Ihnen ja heute früh daß ich meine liebſten Bilder ſtets aus der Hand gebe, ich fürchte mich vor ihnen. Für mich war das Gemälde nichts. Seit Stauff tot iſt, würde ich nie ein ſolches behalten.“

„Aber warum als Lorelei?“

„Gräfin, ich wiederhole Ihnen daß mein Pinſel Ihre Züge damals abſichtslos wiedergab. Ich äußerte ſchon gegen Felix daß ich das Bild verbrennen würde wenn es noch in meinem Beſitze wäre. Es iſt eine ſchlechte Kopie der Natur, aber gewiß nicht ſo ſchlecht als Bild,“ ſetzte er mit Stolz hinzu, „daß Sie meine zufällige Kühnheit übelnehmen könnten. Der Schriftſteller nimmt Charaktere wo er ſie findet, ſollte dem Maler nicht daſſelbe Recht zuſtehn? Und daß ich dies Bild verkauft habe? Es genügte mir für mich nicht, und doch war ſchon zu viel Aehnlichkeit da um es in meiner Nähe zu behalten. Wenn Sie in meiner

heutigen Erzählung nicht die Erklärung für meine Handlungsweise finden weiß ich in der That nicht was mir zu sagen übrig bleibt."

„Hätten Sie mich nur nicht als Lorelei gemalt. Fühlen Sie nicht, daß mir darin ein Vorwurf, daß etwas Unangenehmes, Kränkendes darin liegt?"

„Der Graf scheint das nicht zu finden, — und soll ich Ihnen Alles sagen ...."

„Nein, jetzt nicht. Lösen Sie das Blatt mit Anastasius aus dem Album und bringen Sie es zu uns."

Das war bald geschehn, und je mehr er die Zeichnung ansah desto mehr wunderte er sich daß ihm nicht schon bei früherem Zusammensein die auffallende Familienähnlichkeit zwischen diesem Kopfe und dem des Grafen Plessenberg klar geworden.

„Lauter Aehnlichkeiten," sagte er indem er das Blatt in Mariens Hände legte. „Eine Erinnerung aus meiner Jugend, Herr Graf, ein alter mysteriöser Herr den ich unter sonderbaren Verhältnissen kennen lernte und dessen Aehnlichkeit mit Ihnen Gräfin Wentheim aufgefallen ist."

„Gewiß mein verschollener Onkel, der Alchymist," sagte der Angeredete und bog sich über die Zeichnung. „Nannte er sich nicht schlichtweg Anastasius? Ja, ja, er ist's, sein Bild hängt auf dem Ehrenplatze in meiner Gallerie, nur muß das meine wenigstens zwanzig Jahre früher gemalt sein, als dies. Ich fand es in Bruggwört.

Ich muß ihm faſt für Alles dankbar ſein, ſogar für meinen Namen. Er vermachte mir ihn mit ſeinen Beſitzungen, Elektriſirmaſchinen, Retorten, Reagirgläſern und Kurioſitäten; mit einem Centner Schriften, einem Duzend ſchwer zu erfüllender Aufträge und einem dringenden Rate den ich eigentlich nicht in Gegenwart einer Dame wieder ſagen ſollte da er ihr einen gar zu ſchlechten Begriff von der Galanterie meines Onkels beibringen muß. Er riet mir nämlich mich nie zu verlieben. — Der Humor davon iſt daß ich plötzlich ein bedeutendes Vermögen bekam und die Pflicht, einen großen Namen zu vertreten, — aber zugleich auch ein Rudel von Prozeſſen mit näheren Verwandten durchzufechten hatte. Ich erinnere mich des Mannes nur aus einer einzigen Szene die noch in meinen Kinderjahren geſpielt hat. Ich war bei ihm in Bruggwört und durfte trotz meiner Wildheit in ſein Laboratorium. Es war heiß, ich verlangte Limonade. Warte, mein Kind, ſagte er, nahm aus einer Glasflaſche ein kleines Kryſtall, ſtreifte ein wenig von einer öligen Flüßigkeit auf Zucker ab, goß Waſſer in ein Glas, warf Kryſtall und Zucker hinein, und die Limonade war fertig. Ich ruhte nicht, bis er mir etwas von dieſer Eſſenz gegeben, und möchte faſt glauben daß einzig und allein mein Verlangen nach Acidum citricum mir ſeine Gunſt erwarb. Ich ſah ihn nie wieder und glaubte vergeſſen

zu ſein als mich plötzlich die Nachricht traf er habe mich ſterbend adoptirt.

„Seine Papiere ſind gewiß ſehr intereſſant; außer den Familienſachen hab' ich aber nichts davon leſen können weil alles Andere in Chiffern geſchrieben iſt und überdies das Leſen des Vorrats faſt ein Menſchenalter in Anſpruch nehmen würde."

„Ich hänge mit ſehr regem Intereſſe an dieſem Herrn," ſagte Stein lebhaft, „Sie würden mich ſehr verbinden wenn Sie mir einiges Licht über ſeine Geſchichte, oder wenigſtens über ſeinen Tod geben könnten."

„Sie kannten ihn vor Jahren? Nun, wer weiß ob ich nicht an Sie auch einen Auftrag habe. Es iſt ſo ſchlimm daß dieſe alle ebenfalls hinter Chiffern verſteckt ſind; der gute Vetter hat aber das Beſte, den Schlüſſel vergeſſen, und was iſt nun zu thun? Sie ſind vielleicht glücklicher im dechiffriren als ich, Sie intereſſiren ſich dafür, — und ich bin Ihnen Revange ſchuldig. Ich werde Ihnen den Pack der Notizen über ſein Leben enthält, — von dem ich ſelbſt nur ſehr matte Umriſſe weiß, — zugehn laſſen. Seine chemiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Folianten bleiben aber wol den Motten und Bücherkrebſen. Alles, was ich mir von Ihnen erbitte falls Sie die Hieroglyfen entzaubern, iſt ein Auszug der das Wiſſenswerteſte mit Hinweglaſſung aller Weltanſchauungsphraſen, an denen der

Band gewiß überreich iſt, à la Boccacio zur Anſchauung bringt. Notizen über ſeinen Tod ſtehen Ihnen ebenfalls zu Dienſten. Er ſtarb im Jahre 1843, ich weiß nicht an welchem Tage des November in Cairo. Dieſer barbariſche Tod und einige nichterfüllte Formalitäten machten mir eine Menge von Schwierigkeiten.

„Mein Gott aber, was bin ich mauvais genre, ich erzähle Ihnen nichts als Familiengeſchichten und komme mir vor wie ein Abenteurer der ſich durch Details Glauben verſchaffen will. Laſſen Sie mich Ihnen lieber in den duftigen Abend hinaus eine Promenade vorſchlagen.“

„Dagegen muß ich für den Augenblick noch proteſtiren,“ meinte Felix, „das kommt erſt ſpäter, wir werden eine wunderſchöne Nacht haben. Mir wäre es viel lieber, wenn die Herrſchaften ſich in den Salon zurückzögen und für eine Zeit alle Korreſpondenz mit der Außenwelt unterbrächen.“

Der Onkel notirte den Todestag des alten Pleſſenberg im Almanach, ſein hier anweſender Nachfolger ſah ihm zu, nahm dann den Stift und ſchrieb mit der Bemerkung: „zu mehrerer Genauigkeit!“ darunter: — Titel und Beſitz fällt an die jüngere, weibliche Linie Harttrapp — Nietheim ..... Er wollte offenbar den Namen dieſer Linie hinzufügen, aber ein Blick auf Felix der ihn unheimlich fixirte und den auch er wiederholt düſter anſah, ließ ihn damit abbrechen als hätte er den

Reſt nur als Vergeſſen unterdrückt. Der alte Graf überſah den Mangel im Augenblicke auch, oder überlas die Kunkelverbindung und war nun ganz zufrieden daß Mariens Bild wenigſtens nicht in plebejiſche Hände gekommen. Das entſchuldigte aber Stein in ſeinen Augen nicht.

Welchen Grund der Fremde auch haben mochte, ſeinen urſprünglichen Namen zu verſchweigen, es war gewiß daß dieſe Abſicht in irgend einem Zuſammenhange mit Felix ſtand. Die Blicke mit denen er dieſen maß hatten etwas Mißtrauiſches, Feindliches. Während man die Plätze im Salon arrangirte, blieb Pleſſenberg einige Minuten mit Stein auf dem Balkon. „Herr Stein," ſagte er dringend, „unſre frühere Bekanntſchaft hat Ihnen hoffentlich gezeigt daß ich ein Mann von Ehre; Sie werden mir alſo eine Bitte die ich an Sie richten muß, nicht mißdeuten wenn ich Ihnen mein Ehrenwort gebe daß der Grund dafür kein ſchlechter. Ich bitte daß Sie den Namen unter welchem Sie mich früher gekannt und für den ich jetzt von Rechtswegen einen anderen trage, nie verraten. Sie werden mich noch mehr verſtehn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mit dem Grafen Felix irgend ein unangenehmes Renkontre hatte das freundſchaftliche Beziehungen zwiſchen mir und dem Hauſe unmöglich machen könnte. Er erkennt mich trotz der Unvorſichtigkeit mit der ich ihn anſprach nicht wieder, ein Nervenfieber hat mich geſtreckt und

Haar und Bart dunkler gefärbt; er erkennt mich nicht, aber mein alter Name würde mich verraten. Verſprechen Sie mir zu ſchweigen? Ich verſichere nochmals auf mein Ehrenwort daß ich keinen andern Zweck als den habe einem unvermeidlichen Zuſammenſtoße mit dem Grafen auszuweichen."

„Es iſt gut daß Sie mir Ihren Wunſch mitgetheilt, denn da ich keine Ahnung von einem ſolchen Verhältniſſe hatte, wäre vielleicht einmal der Name „Hallerſtein," der mir allerdings gelaüfiger iſt als „von Pleſſenberg," über meine Lippen geſchlüpft."

„Ich erkläre Ihnen bei Gelegenheit Alles, nur begnügen Sie ſich jetzt mit meiner Verſicherung."

„Ich werde Sie ganz gewiß nicht verraten."

Pleſſenberg blieb bei dem Durchgange durch Mariens Schreibſtube vor ihrem Bücherſchranke ſtehn und überflog die Titel.

„Sie haben da ein Buch das ſehr beliebt iſt," ſagte er zu ihr tretend, „und das gerade in das Genre gehört das mich zurückſtößt. Ich meine die Frithiofsſage. Ich überſehe die vielen Schönheiten, die Menge von lieblichen und markigen Stellen nicht, es iſt der Plan, den ich angreife. Mir iſt es eine Profanation, eine widerwärtige Unnatürlichkeit, zwei Menſchen die einander lieben durch eine Heirat zu trennen und ſie einander fortlieben zu laſſen, ſo daß das Mädchen als Wittwe endlich ihrem erſten Geliebten zufällt. Ich kann

mir nicht ohne Kampf herabſetzen. Ihr Liebling iſt Béranger, und der meine Shelley. Kann es eine grandioſere Fantaſie geben, als Queen Mab? Er iſt ſo wunderſam rein, und Béranger . . . .?"

„Was iſt Shelley's großes und berühmtes Gedicht: Queen Mab, gegen die einzige Stelle Shakespeare's, die in wenig Verſen eine ſo anmutige Schilderung von der kleinen, neckiſchen Fee gibt! Man kann ſie „nicht größer als der Achat am Zeigefinger eines Ratsherrn," in ihrem Geſpann über die „Naſe der Schlafenden" hinziehn ſehn. Die Speichen von Spinnenfüßen, die Peitſche aus Heimchenknochen, der Phaeton eine Nuß, — und dann erſt die Charakteriſtik der Fee ſelbſt. Sie müſſen dieſen Paſſus aus dem ewigen Liede ewiger Liebe, aus Romeo und Julie, wieder in Ihr Gedächtniß rufen. Shakespeare gibt eine Geſtalt, etwas Durchſichtiges aber doch Greifbares, Züge die nicht zu verfehlen ſind, Stein kann die duftige Königin danach malen, während er aus Shelley's Figur höchſtens eine azurne, goldrandige Wolke machen könnte die ein unbeſtimmtes, kaum zu erratendes Geſicht hat. Es iſt eine Thorheit, die Materie abſtreifen und davon fliegen zu wollen; nur in der Materie kann uns unleugbar Wahres geboten werden."

„Einem geiſterhaften Gebilde der Fantaſie müſſen Sie doch auch das Recht einraümen, ſo geiſterhaft zu

ſein als es dem Dichter behagt. Je mehr Materie Sie hinzudichten . . . .“

„Deſto wahrſcheinlicher wird das Gebilde, deſto mehr Halt gewinnt es. Die Materie iſt dem Menſchen einmal Baſis für Alles.“

Deſto weniger geiſterhaft wird es, wollte ich ſagen,“ bemerkte Stein. „Shakespeare's Königin Mab iſt der Spuk des Volksglaubens, die Shelley's hat nur den Namen von ihm, die Figur iſt ſein Eigentum. Sie iſt die Trägerin ſeiner Philoſophie, das Gedicht ſein Syſtem.“

„Gehört gar nicht in ein Gedicht. Alle Welt hängt an der Materie, und ich weiß nicht warum wir ſo unredlich ſind uns dieſes Strebens zu ſchämen, es iſt uns einmal natürlich. Auch haben Sie Ihrer Theorie von der Sage widerſprochen. — In Hohenſchwangau amüſirte mich die Pfiffigkeit des Herrn Max von Baiern,*) Königliche Hoheit, unendlich. Höchſt konform mit der ganzen Umgebung ſtanden unter Glas und Rahmen eine Legion von minneſingerlichen Werken, Raynouards Lexique Roman des Troubadours, Jubinal Jongleurs et Trouvères, was weiß ich —, aber dahinter, dahinter ſteckte Paul de Kock's Moustache, Soeur Anna, kurz eine ganze Litanei höchſt anderer

*) Iſt unterdeß avancirt.

Bücher. Die ſchönen Lederbände und der prächtige Goldſchnitt der Troubadours waren intakt, ganz wie ſie aus der Preſſe des Buchbinders kamen, Freund Paul de Kock aber ſichtlich wiederholt durchleſen und abgegriffen. Das iſt ein ſelbſtredendes Faktum dem ich kein: dieſe Fabel, die eine wahre Geſchichte iſt, lehrt! — anhängen will."

„Es iſt aber ein Vorzug, ein Glück für den Menſchen daß er ſich über die Grenzen der Materie hinausdenken kann."

„Ein Glück, Gräfin, ein Glück? Was iſt Glück? Es gibt keine Definition dieſes Begriffes die nicht eine banale Phraſe wäre. Das Glück iſt gar kein Zuſtand den man erringen kann. Das Glück iſt ein Moment der kommt und geht, der nicht mehr da iſt ſo wie man ihn ergreifen, ſo wie man über ihn reflektiren will. Das Glück iſt ein momentanes Vergeſſen von Vergangenheit und Zukunft, ein Aufleuchten in der Gegenwart. Es gibt kein Mittel dieſen Moment herbeizuzwingen; ihn hinnehmen wenn er kommt, das iſt die ganze Kunſt glücklich zu ſein, das iſt die ganze Philoſophie des Lebens." —

„Verzeihung, wenn ich ein philoſophiſches Geſpräch unterbreche," ſagte Felix der erhitzt aus dem Park heraufkam, „aber die Luft iſt draußen ſo einladend daß es ſich gewiß im Freien beſſer fortſetzen läßt."

„Ich bin neugierig auf die Wunder die Du

mir zeigen wirst," sagte Marie und nickte ihm freundlich zu.

„Es ist kühl," mahnte der Burgherr, „nimm etwas Wärmendes um."

„Gewiß lieber Onkel, Du weißt daß ich nicht so leichtsinnig bin als Felix," lachte sie und kam einen Augenblick später in einer leichten Mantille wieder, deren Kapuze sie über den Kopf gezogen hatte. Plessenberg bot ihr den Arm; Stein glaubte einen Schatten getäuschter Erwartung über ihr Gesicht fliegen zu sehn als sie ihn annahm. Felix biß die Lippen über einander.

„Das ist ja allerliebst," rief Marie, als die Gesellschaft aus dem Portale auf die Brücke trat.

Die Mädchen aus dem Dorfe, im schönsten Festtagsputze nach ihrer Größe aufgestellt, so daß an den beiden Enden die kleinsten standen, bildeten auf der Brücke ein Spalier und hielten reiche Blumenguirlanden schwebend zwischen einander. Auf den Brückenpfeilern brannten bunte Pechkessel und beleuchteten die freundlichen Gesichter denen man ansah daß sie diese Huldigung gern und ungezwungen darbrachten. Jenseits der Brücke sprühten zwei ungeheure Feuertöpfe ihren glühenden Regen der als Flammenkaskade wieder herabstürzte in die Luft. Blaue, grüne und rote Leuchtkugeln flogen zwischen den Funken in die Höh' und spielten zwischen dem dichten Geäst der Tannen. An

Bücher. Die schönen Lederbände und der prächtige Goldschnitt der Troubadours waren intakt, ganz wie sie aus der Presse des Buchbinders kamen, Freund Paul de Kock aber sichtlich wiederholt durchlesen und abgegriffen. Das ist ein selbstredendes Faktum dem ich kein: diese Fabel, die eine wahre Geschichte ist, lehrt! — anhängen will."

„Es ist aber ein Vorzug, ein Glück für den Menschen daß er sich über die Grenzen der Materie hinausdenken kann."

„Ein Glück, Gräfin, ein Glück? Was ist Glück? Es gibt keine Definition dieses Begriffes die nicht eine banale Phrase wäre. Das Glück ist gar kein Zustand den man erringen kann. Das Glück ist ein Moment der kommt und geht, der nicht mehr da ist so wie man ihn ergreifen, so wie man über ihn reflektiren will. Das Glück ist ein momentanes Vergessen von Vergangenheit und Zukunft, ein Aufleuchten in der Gegenwart. Es gibt kein Mittel diesen Moment herbeizuzwingen; ihn hinnehmen wenn er kommt, das ist die ganze Kunst glücklich zu sein, das ist die ganze Philosophie des Lebens." —

„Verzeihung, wenn ich ein philosophisches Gespräch unterbreche," sagte Felix der erhitzt aus dem Park heraufkam, „aber die Luft ist draußen so einladend daß es sich gewiß im Freien besser fortsetzen läßt."

„Ich bin neugierig auf die Wunder die Du

überzeugt es war bei keiner rühmlichen Gelegenheit. Sieht er nicht aus als wenn alle Stürme, alle Leidenschaften schon an ihm genagt hätten; als wäre von dem urſprünglichen Menſchen nur noch der Grundgedanke übrig?“

„Trainirt ſcheint er allerdings, indeß iſt die Quinteſſenz gerade dadurch recht konſolidirt. Er iſt immerhin ein ſchöner, kräftiger Mann der durch die etwas angegriffnen Farben nur um ſo intereſſanter wird. Verlebt ſieht er nicht aus, und ich finde daß der Anſtrich von Arroganz den er ſeinem Weſen mit großer Unbefangenheit gibt ihm recht gut läßt.“

„Mir ſieht er aus wie die eingefleiſchte Ironie jedes wahren und warmen Gefühls, wie die Hefe vergangner Güte, die nur noch Gährung hervorrufen kann, kurz wie ein echter Meſiſto. Wenn er alle Welt unterbrechend das Wort ergreift, ſcheint es mir immer als wollte er durch ſein Sprechen ſeine innerſten Gedanken, die Schattenbilder früherer Verbrechen niederzwängen, als wollte er durch den Laut der eignen eine Stimme in ſich übertaüben. Er ſtört mich, er verdarb mir heute alle Freude. Ich athmete immer erſt frei auf wenn ich aus ſeiner Nähe war. Hoffentlich läßt er uns bald allein.“

„Sie maken nach Ihrer gewöhnlichen Art Alles in den grellſten Tönen. Als großen Hypochonder habe ich ihn allerdings auch in den Pyrenäenbädern kennen

der Schloßfront brannte in riesigen Lettern, aus Tausenden von Lampen zusammen gesetzt, der Name Marie. Das blendende und doch nichts weniger als intensive Licht einer Illumination schwebte und facherte in die Gänge hinaus, die nur durch einzelne zwischen die Aeste gehangne Ampeln, mit buntangestrichnem Gaze umzogen, erleuchtet wurden. Zwischen diesen Flammen flogen leise und bescheiden die Glühwürmchen durch die Schatten. —

Marie verließ Pleffenberg um dort und da mit den Mädchen zu sprechen, nickte den Aeltern die sie in der Menschenmenge, — denn das ganze Dorf war herauf gewallfahrtet, — erkannte, freundlich zu und schloß sich dann an Felix an.

Wie sonst Blumengruppen oder veränderter Baumschlag die Ueberraschungen des Parkes bildeten, diente jetzt das Feuer als Schmuck. Bei jeder Biegung des Weges sprudelte ein Feuerquell, oder schwärmten Raqueten durch die Nacht. In den dunkelsten Partien fiel dem Auge plötzlich irgend eine sinnige Strofe in Transparent auf; und auf den Wiesen hatte Felix in die Mitte Rosen und andre Blumen, von Lampenkränzen umgeben, stellen lassen, so daß sie eine Art Vase bildeten, aus deren Mitte ein unendlicher, farbiger Feuerstrom emporschoß. An den Bäumen ringelten sich pfeilschnelle glühende Schlangen hinauf deren Köpfe hoch im Gezweige mit einem Knalle sprangen und als

Sterne herunter fielen; kurz, jede Abwechslung die ein Feuerwerk bieten kann wurde gewährt. Alles klappte in einander, Alles wurde rechtzeitig entzündet: — auf Felix' Geſichte ruhte das Lächeln einer vollen Befriedigung.

Man war in den gewundnen Gängen bis auf den höchſten Punkt des Parkes gekommen von dem aus man eine undurchkreuzte Anſicht des Schloſſes hatte. Die Konturen des Gebaüdes waren zu ſehr beglänzt und die Nacht doch wieder nicht dunkel genug als daß man die Begrenzungen deutlich erkennen konnte; Alles was man ſah, war der Name Marie der mit dicken Feuerſtrichen hoch an den Himmel geſchrieben zu ſein ſchien.

Die Geſellſchaft die bisher für jede Freude, für jede Ueberraſchung ein Wort gefunden, war ſtumm geworden, die Dorfmuſik die den Leuten vor dem Schloſſe zum Tanze ſpielte klang in verlornen Tönen herüber .....

Mag der Leſer ſich die geſchilderte Szenerie mit den Glühangen jener Flammenlettern denken und wie die Spazirgänger in die Lohe hinüber ſtarren. Die feurigen Züge ſind jedenfalls freundlicher als Belſazar's: „Mene, mene tekel, upharſin!“ — ſie ſind es, obgleich auch ſie einen unerklärbaren, ahnungsſchweren Eindruck auf das Weſen zu machen ſchienen, deſſen Verherrlichung ſie bezweckten.

Man mag mich für abergläubig halten! Liegt doch in jedem Aberglauben das Bewußtsein eines Naturgeheimnisses, die Ahnung eines möglichen Wissens. Unerklärtes für nichtig zu halten ist ebenso albern als seine Erklärung in der Willkür eines über allem Gesetze stehenden, sich bewußten Willens zu suchen. — Es gibt Ahnungen, es gibt Flammen die plötzlich aufschlagen und Szenen beleuchten, die man vergebens in der Erinnerung sucht. Ihre Zeit kommt erst, die Bilder gehören der Zukunft. — Wäre der Mensch das dualistische Hirngespinnst, wofür ihn die Schulen halten, so genügte allerdings die Spazierfahrt des „Geistes," mit der man uns beiläufig seit einigen tausend Jahren abfertigt, ein — Hypotheschen zusammen zu leimen, ein Rätsel zurecht zu rücken durch das jenes alte Rätsel gelöst sein soll. Einmal wissen wir aber dadurch nicht mehr als sonst, und zweitens ist das Princip an sich nicht einmal fest gestellt. Das Zerschnittensein des Menschen, die Halbheit, die alles Halbe in ihm beschönigen soll, ist eine Erfindung die uns nur hindert und thatsächlich nichts erkären kann wenn man mehr als Schein fordert. Der Mensch ist ein Ganzes, und jede Ahnung muß ihre Begründung in den magnetisch-elektrischen Beziehungen des Menschen als Theil der Natur, zum Naturganzen und dessen Entwickelung finden. Die Zukunft kann nie etwas Anderes sein als das Produkt von Vergangenheit und

Gegenwart; ſie überraſcht nur oft, weil uns die einzelnen Hebel und Triebfedern nicht immer erinnerlich oder auch nie klar geworden ſind, und wir ſie darum nicht in Zuſammenhang zu bringen wiſſen.

Wir befinden uns mitunter in getragener Stimmung, in ſo eigentümlich erregter Situation, daß wir, von der momentanen Anſchauung ausgehend und an ſie anknüpfend, unſerer Fantaſie die Zügel laſſen und von ihr in ein Reich, das uns völlig fremd und doch wieder ganz unſer Eigentum iſt, entführt werden. Wir ſehen bei dieſem Fluge eine Menge von Dingen erſcheinen, wir erfinden eine Unzahl von Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, gleiten darüber hin, freuen und betrüben uns bis die Stunde vorbei und das Zauberroß plötzlich mit Sattel und Bügel unter uns fortgeglitten iſt. Nun iſt die ganze Bilderreihe der Fata Morgana in ein ungeformtes Grau verſchwommen, — und nur eine Geſtalt, nur eine Szene ſieht uns mitten aus dem Chaos auf eigentümliche Weiſe an, ſcheint uns an etwas zu mahnen und gräbt ſich ſo tiefer als alles Andere in das Gedächtniß ein. Wird das Bild auch ſpäter von tauſend neuen überſchüttet, es kommt die Zeit, in der wir es wieder unter dem Schutte hervorſuchen. In dieſer Zeit haben wir dann genau daſſelbe erlebt, unſre Fantaſie ließ uns in die Zukunft blicken. Es iſt ein ſeltſames, peinliches Gefühl, das uns eiſig anfaßt und ſchauern macht. Dies Phänomen, ſo überraſchend

es auch sein mag, liegt dennoch unsrem Verständnisse schon darum näher, weil wir vorher dabei thätig waren und die Träume herausforderten. Endlich bleibt auch nur das Bild haften, oder es erwacht vielmehr in uns nur jenes Traumgebilde wieder dessen wesenhaftes und wirkliches Spiegelbild uns zur selben Zeit von außen entgegen tritt. Bemerkenswert ist aber, daß auch gerade dieses im Traume schon lebhafter als die andern gewirkt, daß also „ein Zucken der Magnetnadel“ schon damals auf seine Bedeutung hingewiesen hatte. — Weit schwerer aber zu erklären bleibt, daß wir uns mitunter plötzlich mitten in einer Szene finden, die uns schreiend bekannt ist, obgleich sie uns wildfremd sein müßte. Wir wissen was wir sehn werden, was Der oder Jener sprechen wird, es fehlt kein Tüpfchen, kein Blatt, kein Vogel, kein Stern, und doch waren wir nie vorher an dem Orte. — Es mag Wenige geben die niemals dergleichen Anwandlungen von „Somnambulismus“ gehabt haben, nervöse Menschen natürlich mehr als andere, — abzuleugnen aber ist die Erscheinung nicht. Ich selbst habe sie an mir auf eine so unabweisbare Art beobachtet, daß meine Skepsis die Waffen streckte. Das Phänomen existirt und ist weder mehr noch minder als ein Beweis für die Existenz des magnetischen Rapports, an dem nur das betrügerisch und erlogen ist, daß man ihn beugen und lenken könne. Er hat kein Gesetz als das, dem Impuls zu gehorchen den er von der Natur erhält.

Steckte der Wunderglaube nicht noch in der Welt, ſo hätte man eine Naturkraft nicht durch Charlatanerie in Miskredit kommen laſſen und durch die Jahre her wahrſcheinlich ſchon mehr davon erlauſcht als wir jetzt wiſſen, wo wir die Sache ſelbſt, einem Vorurteile zum Trotz, erſt wieder zu Ehren bringen müſſen.

Ich muß dem Leſer überlaſſen hievon zu denken was ihm Recht ſcheint. Er mag das Folgende in jede, ihm paſſende Kategorie bringen, er ändert damit nichts — — — es geſchah ſo. —

Marie! brannten die Lettern noch immer am Schloſſe.

„Nichts am weiten Himmel zu ſehn, nichts als Marie,“ flüſterte Felix ihr zu.

Aufgeſcheucht aus dem Zauber des Hinüberſtarrens zog ſie mit einer raſchen Bewegung die Kapuze tiefer in das Geſicht. Das Licht einer einſamen Ampel fiel auf ſie herab; ſie hatte ſich nicht ſo raſch verbergen können daß nicht die Herren geſehn daß an ihren Wimpern eine Thräne zitterte.

„Komm', mein Kind,“ ſagte der Burgherr, „die Nachtluft überreizt Deine Nerven.“

„Ach nein, es iſt vorüber; ich war ein wenig kindiſch und ſchäme mich zu ſagen, was ich ſah und dachte; Felix ſpottet ſonſt wieder über Viſionen. — Aber,“ fuhr ſie fort, als die Herren im Schweigen verharrten, „es wird mir eben ſo ſchwer es nicht zu

erzählen. Als Ihre Karte gebracht wurde, Graf Pleſſenberg, ſtieg eine eigne Fantasmagorien mir auf, ich hatte den heutigen Tag ſchon getraümt; alles Andere matt und verwiſcht aber doch ſo erinnerlich daß ich die Umriſſe erkennen konnte, nur dieſe Szene, dieſer Anblick war mir ganz klar. Er war ſo genau, und doch ganz verändert. Man ſah drüben in der Luft als Transparent meinen Namen glühen, ich ſelbſt war nicht dort, nicht hier, ich war überall, ich war tot. Drei Herren ſtanden auf dieſem Platze, der Onkel und Herr Stein, aber der Dritte war nicht Felix, es war eine Geſtalt die ich vorher nie geſehn hatte, es war — Graf Pleſſenberg. Sie ſahen nach dem Namen hinüber der immer matter, immer mehr entfernt ſchimmerte; ſie waren ſehr ernſt, ich dächte ſogar betrübt. Felix war nicht bei ihnen. Als ich mich nun vorhin, halb in dieſen Traum verſunken, umblickte, hatten ihre Geſichter durch das geſpannte Sehn in die Ferne und die ſonderbare Beleuchtung wirklich einen ſchmerzlich ernſten Ausdruck angenommen, namentlich ſtarrte Herr Stein ſo tonlos in die Leere daß ich erſchrack. Felix ſtand hinter mir, ich konnte ihn alſo nicht ſehn; er war nicht da; mir wurde wohl und weh; ich war geſtorben, und ſie ſuchten mich drüben. — Es iſt kindiſch daß ich mich von dieſem Anklang ſtören ließ, aber ich hatte keine Gewalt über meinen Zuſtand.“

„Ich bilde mir ein,“ ſagte Felix, „daß ich bei

dieſer Viſion am beſten wegkomme. Da iſt gleich die Nutzanwendung: Ich entführe Dich den Herren, ſie bleiben hier oben und werden Dich gewiß ſo ungern in ihrer Mitte vermiſſen daß ſie ſehnſüchtig mißvergnügte Geſichter machen." — Damit nahm er ſcherzend Mariens Hand und zog ſie raſch den Weg hinab.

Es gab indeß nur ein mißvergnügtes Geſicht, das des Grafen Pleſſenberg. Der Burgherr rieb ſich freudeſtrahlend die Hände, er dachte wie Stein, Felix würde ſich erklären. Er hoffte durch die ſo ſehnlich gewünſchte Verlobung dem heutigen Feſte die Krone aufgeſetzt zu ſehn. Das glaubte Stein nicht. Wenn Felix zu ſprechen wagt, dachte er, iſt bald Alles entſchieden, Marie wird und muß ihn zurückweiſen. So zögerten die Beiden abſichtlich und ſchlugen einen andern Weg ein um das vertrauliche Alleinſein nicht zu ſtören. Der alte Graf war ſo glücklich in ſeinem Traume daß er im Augenblicke ſogar Stein die Lorelei verziehen hatte; er drückte ihm mit einem vielſagenden Blicke die Hand. Stein nickte ihm lächelnd zu, — ihre Ueberzeugungen waren himmelweit auseinander. — Sie täuſchten ſich Beide, Felix wagte trotz ſeiner Aufregung nichts.

Die Pechkeſſel brannten matter, einzelne Lampen blinzelten nur noch von Zeit zu Zeit ſchwach in die Höh', das Spalier von Mädchen hatte ſich aufgelöſt, die Dörfler tanzten auf dem geſchornen Raſen nach der

ſchreienden Muſik, aus der man vor Allem die Klarinette heraushörte. Felix ſtand mit Marie am Saume des Platzes und ſah dem ländlichen Vergnügen, dem Treiben des improviſirten Feiertages zu. Pleſſenberg trat unbemerkt zu ihnen. „Wie wunderſchön!“ ſagte er halblaut. Marie wandte den Kopf zu ihm, ihre Blicke trafen ſich, — er hatte nicht die Fröhlichkeit des Feſtes gemeint.

„Gräfin, Sie haben aber kein äußeres Zeichen an ſich,“ ſagte er leicht, „das Sie als Feſtkönigin kenntlich machte; erlauben Sie mir daß ich Sie ſchmücke.“ — Er nahm einem der Dorfmädchen ein Stück Guirlande ab das dieſes noch in der Hand hielt, band es mit einem Halme zuſammen, — Marie ſchob die Kapuze zurück und ließ ſich den Kranz aufſetzen. Ein Knabe, der eine Menge Glühwürmchen gefangen, ſah dem Scherze neugierig zu, Pleſſenberg nahm ihm ſeine Beute ab und ſtreute die Inſekten in die Blüten des Kranzes und das Haar der Gräfin; dann brach er von dem nahen Bosquet einen ſchlanken Lilienſtengel und ſagte: „zur Krone nun auch das Zepter.“

„Sie machen ja mit aller Gewalt aus meiner Nichte eine Heilige.“

„Warum vergleichſt Du Marien in dieſem Putze nicht lieber mit der holden Elfenkönigin, mit Titania?“

„Ohne, daß Sie dadurch irgend geſchädigt werden, erſcheinen Sie mir doch weder wie eine

Heilige noch wie eine Elfe; Sie ſind eben, was Sie ſind ....."

„Unvergleichlich!" unterbrach Stein leiſe den Grafen.

Die Menſchen um dieſe Gruppe herum ſahen auch nichts als das wunderliebliche Bild. Und ſo ſehr die Menge ſonſt geneigt iſt jede ihr etwas maſkenhaft und abenteuerlich entgegentretende Erſcheinung für närriſch und unziemend zu halten berührte ſie hier die ohnehin geliebte Geſtalt der Gräfin doch zu freundlich als daß ſie nicht in Jubel ausgebrochen wäre. — Der dichte Kranz von Roſenknospen, Kornblumen und weißen Verbenen, aus dem an den Schläfen dunkelgrüne, ſpitzgezackte Efeublätter herunterfielen, umrahmte das edle Oval ihres Kopfes. In den Haaren ſchimmerten die Glühwürmchen, oder ſchwebten eben wieder die Freiheit ſuchend wie flatternde Sterne über ihnen. Der roſa Atlas des Ueberwurfs mit Schwan beſetzt, die Kapuze halb ſtehend, als Hintergrund für den Kopf, das lichte faltige Kleid, der Lilienſtengel — und vor Allem das frohe friſche Geſicht hier unter der jauchzenden Menge, in der dunkelroten, dumpfen Beleuchtung der verglimmenden Illumination, — es war ein Stück aus einem Sonntagstraume geriſſen. — — —

„Das Zepter mahnt mich wieder an mein ſchweres Amt," ſagte Marie. „Onkel, nun wird es Dir zu kühl, und außerdem zieht es auf der Brücke. Ich habe

gelernt; er hatte dabei aber, und vielleicht gerade deßhalb, ſo viel Gefühl für fremdes Leid, er that ſo viel Gutes und half wo er konnte, daß ich ohne die Scheu die Sie empfinden, gern und oft mit ihm zuſammen war. Nach Ihrer Erklärung müßte auch mehr Diaboliſches als Mefiſtofeliſches in ihm ſein."

„Mag ſein! So oder ſo! Ich ſage Ihnen aber daß er uns Verdruß machen wird wenn er nicht bald geht."

Dir vielleicht! dachte Stein, und um ſeine Lippen ſpielte ſeit langer Zeit wieder einmal das Lächeln des ruhigen, bewußten Selbſtvertrauens, das Lächeln der Ueberlegenheit. —

Der Abendtiſch war im Anfange etwas gedrückt da der Burgherr trotz ſeiner Aufmerkſamkeit kein Zeichen einer vorhergegangenen Erklärung zwiſchen ſeinen beiden Pflegekindern entdecken konnte und dadurch ſeine Himmel wieder zerſtört fand. Er erzählte eine Geſchichte von einem ſeiner Jugendfreunde deren Nutzanwendung und Moral in den Worten beſtand: — „Zu meiner Zeit brauchte man nicht Monate um eine Erklärung in ſchöne Worte zu ſchmieden, man wagte und gewann in wenig Stunden."

„Da machſt Du ja den Damen aus Deiner Zeit ein ſehr ſchlechtes Kompliment, lieber Onkel, ich hörte doch immer ſagen man ſei damals etwas prüde geweſen und habe eine Menge von Ceremonien beobachtet, deren Unterlaſſung wegen uns jetzt die alten Damen ausſchelten."

Pleſſenberg brachte eine Geſchichte welche Mariens Anſicht vertheidigte, nur Stein und Felix verſtanden die Beziehung die der Graf hineinlegte, und bald entwickelte der Fremde eine ſolche Flut komiſcher Erzählungen und Anekdoten daß der Burgherr ſeinen Verdruß faſt ganz vergaß. Es herrſchte wieder ſprudelnde Heiterkeit zu der Felix' Verdroſſenheit die Folie bot.

Als Graf Pleſſenberg Abſchied nehmen wollte erklärte der Burgherr daß er bereits Befehl gegeben die Sachen aus der Dorfſchenke herauf zu ſchaffen, und daß er hoffe den Reiſenden einige Zeit bei ſich zu ſehn.

Ein freudiges, ein erſtauntes, ein höfliches, ein gleichgültiges und ein beſtürztes Geſicht.

Graf Pleſſenberg war alſo inſtallirt! —

Wenn ich auf die Idee gekommen wäre, dieſe Erzählung in Kapitel, in größere und kleinere Abſchnitte zu zerreißen, ſo müßte ich nun einen neuen großen Anfangsbuchſtaben malen, ein neues Kapitel beginnen, eine neue Ueberſchrift ausfindig machen, kurz die präziſeſten Trennungsmarken anbringen; da, wie ſich leicht voraus

ſehn läßt, für den Haldenfels jetzt eine neue Aera heraufdämmert. —

Graf Pleſſenberg war Bewohner des Schloſſes geworden und ſein Einfluß machte ſich bald geltend. Mariens Zimmer waren bis zu ihrem Geburtstage ein unnahbares Heiligtum geweſen das nur auf beſondere Aufforderung von ihrer Seite betreten werden durfte. Sie hatte den Morgen nach dem Feſte Steins Mappen zu ihm geſchickt und ihn bitten laſſen zu ihr zu kommen. Er fand ſie im Morgenüberrocke, mit ihrem Muſchelkaſten beſchäftigt.

„Ich muß Jemand haben, mit dem ich über unſern neuen Hausgenoſſen ſprechen kann,“ ſagte ſie. „Sie kennen ihn ja von früher, erzählen Sie mir doch von ihm; ich denke alle Menſchen mit denen Sie in irgend einem Verhältniß zu ſtehn für gut fanden ſind über die Plattheit des Gewöhnlichen hinaus und deßhalb intereſſant. Zudem liegt etwas Auffallendes in Pleſſenberg's Perſönlichkeit, und meine Viſion in der ich ihn wahrhaftig ganz ſo wie geſtern auf der Höhe geſehn, beunruhigte mich heute die ganze Nacht.“

„Diesmal kann ich Ihnen nur ſagen daß ich ihn ſo viel ſich bei flüchtiger Badebekanntſchaft beurteilen läßt ſchätzen gelernt habe, näher ſind wir einander nie gekommen.“

„Felix wird von ſeinen markirten Zügen ſo unangenehm berührt, er will etwas Tückiſches in dem

Auge finden in dem ich nur eine Trübung durch Unglück sehe."

„Ich mag die scharfausgeprägten Münzen viel lieber als die verwischten, man kann sie leichter erkennen. — Aber lassen Sie mich Ihnen doch auch Dank sagen . . ."

„Erlauben Sie mir nur dies eine Mal für die viele Freundlichkeit die Sie mir in der Zeit Ihres Hierseins erwiesen erkenntlich zu sein. Ich wollte Ihnen auch eine kleine Freude machen . . . . . ."

Leise öffnete sich die Thüre und Graf Plessenberg trat über die Schwelle.

Marie erhob sich, und eine Art von Entrüstung über den Bruch der Hausgesetze malte sich in ihren Zügen; der Gedanke daß der neue Hausgenosse diese nicht kennen konnte milderte indeß den strengen Ausdruck in etwas. „Herr Graf," sagte sie, „Sie suchen gewiß meinen Onkel, seine Wohnung liegt im andern Flügel, diese Zimmer gehören ausschließlich mir."

„Ich hatte schon die Ehre dem Herrn Grafen meine Aufwartung zu machen, und in der That galt mein jetziger Besuch ausschließlich Ihnen, gnädigste Gräfin. Da ich keinen Diener an der Thüre fand mußte ich mich selbst anmelden und müßte mich nun auch, wenn Sie nicht zu sprechen sind, wieder selbst abweisen." Damit zog er scherzend einen Sessel heran und warf sich in die Polster. — „Das war gestern

ein ſchöner Abend," begann er. „Als ich Mittags die Flagge von den Zinnen des Schloſſes wehen ſah, dachte ich nicht daß ſie mir zu ſo vieler Freude winke. — Sie dürfen nicht finſter ſehn, Gräfin, daß ich mich ſo ohne Umſtände bei Ihnen eingeniſtet, ich bin nicht frei genug von düſtrer Vergangenheit um nicht nach Erholung zu lechzen. Ihr Anblick thut mir wohl, Ihr ganzes Weſen wirkt auf mich wie ein Trunk aus dem Lethe. Warum wollten Sie mir einen ſo wohlthätigen Einfluß der Sie in keiner Weiſe ſtören kann entziehn? Jeder freundliche Blick von Ihnen iſt eine Gabe die auf mich augenblicklich ihre Heilkraft ausübt." — In dieſen Worten, die raſch und empfunden geſprochen wurden, klang lebhaft die zeriſſene Saite nach.

Marie bereute ihre Apoſtrofe. „Bleiben Sie nur," ſagte ſie, „ich empfange nur ſonſt meine Beſuche unten im Salon."

Pleſſenbergs Auge ruhte auf Stein. — „So wie es hier verbotne Raüme gibt," ſagte er, „dann hört der Ort auf ein Paradies zu ſein; das werden Sie nicht wollen und daher folgerichtig das Verbot Sie hier zu beſuchen aufheben. Sie könnten in einer Anwandlung von Tyrannie, die durchaus nicht zeitgemäß iſt, den Einfall haben unſre Geduld zu prüfen und uns im Salon warten zu laſſen: das iſt eine Folter dieſe aber iſt geſetzmäßig und für immer abgeſchafft.

Bewilligen Sie als kluge Herrſcherin freiwillig ehe eine Revolution Ihnen die Genehmigung abtrotzt. Dieſe Zimmerflucht iſt aus tauſend und einem Grunde die ſchönſte in der Burg, und ſie nicht betreten dürfen, das hieße ſich durch Sehnſucht ſelbſtmorden. Wozu dieſe allerliebſten Arrangements wenn ſie Niemand ſehn ſoll? Ich behaubte man könne im ganzen Schloſſe nur hier inmitten all dieſer niedlichen Sachen recht fröhlich ſein."

„Beruhigen Sie ſich," lachte Marie, „ich will Ihnen die Erlaubniß geben in dies Zimmer zu kommen, aber unter der Bedingung daß Sie nur von zwei bis fünf Uhr davon Gebrauch machen. Dieſe kleine Beſchränkung muß ich aber mit Feſtigkeit aufrecht erhalten da ſie von meinem Miniſterium zur Kabinetsfrage gemacht werden dürfte. Natürlich erſtreckt ſich dieſe Vergünſtigung auch auf die andern Herrn die bisher zu dieſer Befugniß meiner ſpeziellen Einladung bedurften!"

„Haben Sie großen Dank!" rief Pleſſenberg und legte ſeine Uhr auf den Tiſch, „jetzt fühle ich mich erſt recht heimiſch hier. — Der gediegene Bau, der Anflug von Poeſie an den Wänden, die leichte Coquetterie in dem Ausputze, in den Guirlanden und Leiſtchen, Alles trägt den Frauencharakter an der Stirne."

„Coquetterie und ein poetiſcher Anflug ſind Ihnen

also notwendige Requisite für den Charakter der Frau?“ sagte Stein.

„Gewiß, ohne ein Bischen Schwärmerei und Coquetterie gibt es gar kein weibliches Wesen. Wie sollte es auch? Das Gefallen ist ja eine Bedingung seiner Existenz, es ist seine Bestimmung. Wir würden diese Neigung an den Damen sehr ungern vermissen, und Sie thun entschieden Unrecht wenn Sie diese Eigenschaft wie einen Makel proskribiren. — Ich hatte mich auch eine zeitlang der brotlosen Kunst des Versemachens ergeben, lernte aber nie das was ich sagen wollte so poetisch und dunstig verhüllen daß man nicht auf den ersten Blick und ohne Hinterthürchen für mich meine Absicht erraten konnte. Es stand immer das ganz nackt da was ich dachte, also ungefähr: Du gefällst mir, ich finde Dich reizend, oder dergleichen, was die Dichter wol, aber nicht ich, zierlich zu verstecken wissen. Das wurde mir nun scheinbar sehr oft übel genommen. Eine Dame zerriß und verbrannte in meiner Gegenwart solche in Original-Rosenblättchen in dem ich ihr auf den Kopf zu sagte: sie interessire sich für mich. Hinterher als ich darüber lachte und behaubtete es sei doch so, gestand sie mir daß sie die Verse auswendig wisse und diese außerdem in ihr Album geschrieben habe. — Eine Andere die sogar Verse von mir *verlangt* hatte erhielt eine Summe davon, feurig, wie weißglühend Eisen. Ich hatte sie höchst zierlich auf weißes satinirtes

Papier geſchrieben und war mir bewußt in der äußeren Ausſtattung immer eine große Feinlichkeit und Sorgfalt beobachtet zu haben. Ich bekam ſie, wahrſcheinlich auf Zureden der Mama der ich das Manuſkript ungeſchickter Weiſe überſandt, ohne Weiteres unter Couvert zurück. Aber in welchem Zuſtande? Brüche wie ſie nur dadurch entſtehn wenn man ſchreibend ein Blatt an die Bärenkante drückt, und Dintenflecke die ebenfalls nur durch haſtiges Kopiren darauf gekommen ſein konnten verunzierten meine poetiſche Gabe. Ich war überzeugt daß ihr meine Worte durchaus nicht mißfallen hatten, ſie freute ſich daß ſie mir dieſe Verſe entlockt und las ſie gewiß ſehr oft. Wäre es nun nicht viel einfacher und unſchuldiger geweſen wenn die ſorgſame Mama ihrem Töchterchen das Blatt ruhig gelaſſen und ihr geſagt: Ein Gedicht richtet man nie an eine beſtimmte lebende Dame; es gilt immer dem Ideale das der Dichter in der Bruſt trägt, und dies kann er wie eine Puppe nach Belieben heute Ida, morgen Luiſe oder Klariſſe heißen, ohne daß dadurch dem wahren Gefühle ſelbſt irgend ein Abbruch gethan wird. Der Dichter gibt ein Blatt fort damit es geleſen wird, damit es ein Gefühl erweckt, ohne daß er dadurch ſeinem eignen Herzen ein andres abzwingen läßt als den Traum einer neuen Stellung, einer eigentümlichen, mehr oder minder nach der Natur gezeichneten Lage — ſeinem Ideale gegenüber. Ich war zwar nur

ein Verſeſchmied, kein Dichter, bei meinen Verſen ging es aber doch immer ſo, ich richtete ſie alle in's Blaue, an ein Weſen das ich noch gar nicht geſehn hatte und dem doch all' meine Pulſe entgegenſchlugen. Ich verehrte es indeſſen in ſeinen Schweſtern. Und ich habe die feſte Ueberzeugung, dieſe Verehrung hat und mußte ihnen gefallen, denn ſie fühlten ſich dadurch in dem Gefühle ihrer Beſtimmung, in dem Gefallenſollen und -wollen bekräftigt. Daß ſie es nicht eingeſtanden war unehrlich, täuſchte mich aber nie."

„Wir finden Gefallen an dieſer Coquetterie der Damen wenn wir uns in Ihre Terminologie hineindenken, denn dann iſt ſie allerdings natürlich. Es iſt aber eben ſo natürlich daß die Abſicht für ſich einzunehmen nicht eingeſtanden werden kann ohne den geheimen Reiz abzuſtreifen. Ich würde das Geſtändniß, ich will Dir gefallen, immer für eine Erklärung nehmen, und Jedem wird doch jede Dame nicht eine ſolche machen wollen," ſagte Stein.

„Sollten Sie denn nicht wiſſen daß die Damen in der That Jedem gefallen, Jedem eine Huldigung abnötigen wollen, daß ſie die Aufmerkſamkeit die einer Anderen gezollt wird, entſchieden für einen Raub halten den man an ihnen begeht? Ein faſt nicht bewußter Neid, eine verdeckte Eiferſucht regt ſich auch dann wenn der Dame eigentlich gar nichts an der Eroberung dieſes oder jenes Herrn liegt. Reizt das Benehmen des

Herrn dieſen Neid erſt an's Tageslicht ſo iſt ein anderes Gefühl gar nicht fern."

„Und haben Sie davon nie Ausnahmen gefunden?" fragte Marie lächelnd.

„Nein, Gräfin, denn wenn ich mich einer Dame näherte, wenn ich ſie bedeutend genug fand ihr einige Zeit widmen zu dürfen, ſo ſuchte ich gewiß immer gerade diejenige auf die ſo viel Weib als möglich war. Da gehört denn das Alles dazu. Es iſt nicht denkbar daß ein ſolches Weſen gleichgiltig bleibt wenn es ſich von einem Manne, der irgend etwas für ſich hat überſehen ſieht; wie es auch unmöglich iſt daß ein Weib gleichgiltig bleibt wenn ein Mann von einigem Werte ihm lebhaft huldigt. Ein Menſch der uns energiſch zeigt daß er eine mächtige Neigung für uns hegt und einer der uns gar nicht zu bemerken ſcheint, das ſind die Pole die ewig die Richtungen unſerer Gedanken wie die einer zitternden, ſchwankenden Magnetnadel lenken. Je weniger wir dieſem Drange nachgeben wollen deſto mehr ſchafft er ſich Recht. Das Beſtreben zu vergeſſen, führt ja immer den Gegenſtand den wir verſchleiern wollen vor unſere Augen; wir denken deſto mehr an ihn, je mehr wir ihn aus dem Gedächtniſſe verbannen wollen.

„Das paßt aber doch nicht auf mich und meine Schweſtern allein. Sie werden Ihre Behaubtung dahin modifiziren müſſen daß im Menſchen überhaubt all die

Eigenſchaften liegen die Sie den Damen allein andichten wollen."

„Bei den Damen treten ſie aber greller hervor, weil ſie durch die Erſcheinung in hellerem Lichte ſtehn."

„Nein, dafür gibt es nur ein unumſtößliches Geſetz," ſagte Stein, „ſie treten dort am ſchärfſten auf wo am meiſten Egoismus und Eitelkeit, wo am meiſten Einbildungskraft und Eroberungsluſt im Charakter liegt. Ich halte ihre Erſcheinung nicht eben für ſehr anziehende Symptome und würde mir nie Mühe geben ſie aus dem ſchlummernden Zuſtande zu locken."

„Dann würden Sie der Natur nie gerade in's Geſicht ſehn," entgegnete Pleſſenberg und blieb ruhig ſitzen, obgleich Marie und Stein ihre Plätze verlaſſen hatten. — „Sie müſſen dieſen Spiegel," fuhr er ſich im Zimmer umſehend fort, „etwas geneigt und höher hinauf hängen, er faßt dann durch die Lücke der beiden Tannenwipfel gerade eine ſehr hübſche Partie des Thales auf und Sie haben ein niedliches lebendes Bild im Zimmer. Die Menſchen die auf der Wieſe arbeiten, und das Vieh das dort und da weidet, erſcheinen beweglich auf der Fläche, Sie rücken ſich die Natur um ein gutes Stück näher und haben ſie außerdem vor Wind und Wetter geſchützt. Die beiden großen Muſcheln dort auf dem Sims ſind leicht zu durchbohren, und werden dann als Conſolen und Schlinggewächsnäpfe zugleich daneben angebracht. Ich

glaube das wäre ein recht zierlicher Putz.“ Während er noch sprach und in seiner ganzen Haltung die Absicht zu bleiben ausdrückte hatte er das Bändchen mit Felix' Gedichten ergriffen, das unter Journalen auf einem zierlichen Tischchen von Gitterbronze lag. Er las, indem er mit einer einladenden Bewegung Marien ihren Stuhl wieder zuschob:

„Hätt' ich Dich nie gesehn, Du lichtes Wesen,
Hätt' ich mich nie an Deinem Hauch berauscht,
In Deinem Auge nie ein Lied gelesen,
Nie Deines Gliederbau's Musik belauscht.

O, hätt'st Du nie ein wundersam Erkennen,
Ein tötlich Sehnen nie in mir erweckt,
Und wüßt' ich dieses Fühlen nicht zu nennen
Das zuckend mich aus Deiner Nähe schreckt.

Wie ein Gebet durchdringst Du meine Träume,
Und wieder wie ein Fluch der mich verdammt;
Wo ich Dich finde, seh' ich Tempelräume, — —
Doch am Altar giftzüngelnd Feuer flammt.

Zu Deinen Füßen möcht' ich niederknieen,
Um einen Blick, um eine Silbe flehn;
Dann wird mir bang, ich möchte Dir entfliehen,
— Ich seh' Dich an und kann, und kann nicht gehn.

Ich muß in Deine Augen mich vertiefen,
Als müßt' auf ihrem Grund mein Schicksal stehn,
Als ständ' es dort in Flammenhieroglifen, —
Und doch, und doch, — hätt' ich Dich nie gesehn!

Hätt' ich Dich nie gesehn so glaubt' ich heute,
Wie ich's geglaubt in Tagen die vorbei,
Noch an der Blumen leises Festgeläute,
Noch an mein Herz, das stark und sorgenfrei.

Ich glaubte mich von Blumen noch umwunden,
Wo jetzt mich eine schwere Kette drückt;
Es hätte Blüten meine Hand gefunden,
Wo jetzt sie Disteln nur und Nesseln pflückt.

Ich mag nicht knirschend in die Ringe beißen,
Es ist ein Kampf, ich fang' ihn mächtig an!
Die Kette trag' ich nicht, — sie muß zerreißen,
Und das hast Du, ja, das hast Du gethan.

Sie muß entzwei, ob drum auch Thränen fluten
Und ob ein armes Herz auch drüber bricht, —
— Und doch, ich weiß es wird umsonst verbluten,
Du hast's gethan, und Du, Du liebst mich nicht.

Der Friede geht, um nie zurückzukehren, —
— Nun wirst Du meine Bangigkeit verstehn, —
Und Du nur kannst mich andre Wünsche lehren,
Als den, als den: Hätt' ich Dich nie gesehn!" —

„Nun, das ist bis auf die übertriebenen Redensarten und die allzu große Länge ein recht hübsches Gedicht und heiß genug um bei völlig kaltem Blute geschrieben zu sein. Man sieht aber das Berechnete gar zu sehr heraus. Dies „Du liebst mich nicht" steht unter diesen Verhältnissen nur da um die Dame an die es gerichtet ist zum Geständnisse des Gegen-

theils zu bewegen.“ — Er ſchlug das Titelblatt auf, und ſeine Stirn faltete ſich; er ſah die Dedikazion und rief: „Wie, das gilt Ihnen? Dann hat dies Gedicht eine Geſchichte, darf ich dieſe nicht wiſſen?“

„Ich höre die Verſe eben durch Sie zum erſtenmal da mein Vetter mir ſeine Poeſieen erſt geſtern ſchenkte und ich bisher keine Muße fand ſie zu leſen. Ich glaube indeß, daß das Bändchen eine völlig bezug- und planloſe Sammlung enthält, ſonſt wüßte ich nicht, wie dies Gedicht hineinkäme. Warum ſollte es aber auch eine Geſchichte haben müſſen, Sie ſagten uns ja eben erſt wie dergleichen Dinge gemacht würden. Volle Aufklärung erhalten wir indeß leicht von Felix ſelbſt den die Herren jetzt gewiß im Billardzimmer treffen.“

Das war nun doch ein zu klarer Abſchied. Pleſſenberg ſteckte ſeine Uhr wieder ein. „Gräfin,“ ſagte er, „Sie ſpielen auch?“

„Ungern nur, weil die Herren mich abſichtlich gewinnen laſſen! Ich bin eine ſchwache Gegnerin.“

„Ich bin ebenfalls nicht ſonderlich ſtark, wir werden wol ebenbürtig ſein, ich erlaube mir alſo Sie um einen Kampf zu bitten.“

„Hoffentlich geben Sie mir meine Freiheit wenigſtens ſo lang bis ich Toilette gemacht.“

„Da ich einmal muß.“ — Endlich ging er.

Stein ſagte lächelnd: „Sie werden es mit Gräfin Wentheim verderben wenn Sie ihre Winke nicht

ſei da die Damen entſchieden ungeheueren Mut beſäßen „Ich behaubte," ſagte er, „daß jede echte Frauennatur den Mut hat einem Manne, wär's auch mit geſenkten Augenlidern, ohne Umſchweife zu geſtehn: Ich liebe Dich! und dazu gehört mehr Mut, als zur Erſtürmung einer Batterie." Er wies alle Einwendungen damit zurück daß die Voreiligkeit der Männer die Frauen faſt immer um den Triumf dieſer Großartigkeit brächte. „Die Frau muß ſich zuerſt erklären, ſonſt finde ich in jeder Bewerbung maßloſe Anmaßung."

„Ohne dieſe Anmaßung, wie ich es übrigens nicht nennen würde," entgegnete Marieheiter, „dürften die Herren doch ſehr oft ohne die gewünſchte Erklärung bleiben."

„Die Leerausgehenden verdienten dann die natürliche Regung nicht; ich muß dabei bleiben daß eine innigſte Liebe zuerſt in der Seele des Weibes Worte findet. Spricht die Frau zuerſt, dann iſt es gewiß Liebe in der edelſten Phaſe."

„Mag ſein, aber nehmen Sie den Fall einer Zurückweiſung dieſes lebhafteſten Gefühls. Das Weib würde ſie nicht ſo leicht tragen wie die Herren, bei denen eine Erklärung nicht immer mit der edelſten Phaſe in eins fällt. Ihre Behaubtung mag etwas für ſich haben, mit ihrer Natürlichkeit finde ich mich aber noch nicht zurecht, endlich verſtößt ſie auch ganz gegen die hergebrachte Etiquette."

„Was wissen Gefühle von Etiquette? So sehr ich gewisse Formen in der Gesellschaft liebe, so energisch schließe ich die Pforten der Gefühlswelt vor ihnen. Das Gefühl gibt sich die Form selbst, immer alt und doch immer neu. Was für sonderbare Plackereien erfindet die Etiquette auch sonst? Mir ist eine Szene erinnerlich die mir ein Freund vor Kurzem noch schilderte. Er steht bei einem preußischen Kürassierregimente und war nach Berlin zur Lehreskadron zu der Zeit kommandirt als Prinzessin Marie durch Prokura mit dem Kronprinzen von Baiern vermält wurde. Am Tage nach der Feierlichkeit wurden sämmtliche Offiziere der in Berlin garnisonirenden Regimenter, die der Lehreskadron mit einbegriffen, in das Palais des Prinzen Wilhelm beordert und in einer langen Gallerie aufgestellt. Die jungfraüliche Vermälte, ein freundliches, rosiges Kind, erschien in eigentümlicher Gallatracht, von zwei Pagen, die ihre Schleppe trugen, gefolgt. So mußte die Unglückliche durch die blitzenden Reihen Spießruten laufen und Phrasen machen die ihr doch nicht von Herzen kamen. Bei der Garde, von der sie durch Hofbälle einzelne Herren kannte, fand sich etwa noch ein oder der andre Anknüpfungspunkt, aber die Litzen nahmen ein Ende und fremde schnurrbärtige Gesichter, die Kameraden von der hohen Nummer, schlossen sich an die zierlichen Herren an. Sie kommt zur Lehreskadron, schüchtern und in tötlichster Verlegenheit

wagt ſie einen der am freundlichſten ausſehenden Offiziere anzureden, da brummt's im tiefſten Baſſe aus dem Hintergrunde: „Gott, wie ſie das arme Wurm!“ Die Prinzeſſin ſchrickt zurück, wagt es indeß einige Schritte weiter doch wieder heranzutreten. Nun drängt ſich ein rieſiger Küraſſier, mein Freund hat funfzehn Zoll und eine immenſe Schulterbreite, — durch die Ehrfurchtsſtarren aber Mitleidsloſen: Königliche Hoheit, ſagt er, gehen Sie nur wieder heim, wir nehmen's für geſchehn an, und verſichern Sie unſrer Ergebenheit! — Donnerwetter, ſagte er, als er mir die Geſchichte erzählte, ich hätte weinen können, daß man das kleine, liebe Geſchöpf das ſo fromm und gut ausſah, ſo kannibaliſch plagte. Ich ſage Dir das Kind zitterte wie Espenlaub und wurde rot wie meine Aufſchläge als ich es anſprach. — Das iſt nun auch übertriebene Etiquette. Vertheidigen Sie dieſe?“

„Ich dächte Ihre Erzählung ſpielte auf einem ganz anderen Felde und Sie hätten einen weiten Sprung machen müſſen um von Ihrer Behaubtung zu dieſem Entreakt zu kommen.“

„Wol möglich, ich halte nicht viel von dem Erſchöpfen eines Gegenſtandes, man muß zuweilen Sprünge machen um die Unterhaltung vor eintönigem Feſſelgeklirr zu ſchützen. Einen Gedanken da, einen dort, am Abend haben wir doch ein ganzes Bild, ſo ſchön in einen Rahmen gepaßt als ihn der Tag irgend abgibt. —

Zum Beispiele gleich wieder etwas Neues!“ — Er füllte am Büffet ein Kelchglas mit Madeira, trat damit zu Marie und sagte mit halbernstem, halbkomischem Anstande: „Edles Fraülein, es will mir scheinen als ob Ihr in diesen Hallen mir gegenüber die alt ehrwürdige Sitte versaümt hättet dem Fremdlinge einen Ehrentrunk zu kredenzen. Ich bitte Euch holt diese Versaümniß nach und sühnt dadurch die Betrübniß Eurer Ahnen.“

„Ein kecker Bursch!“ flüsterte der Burgherr Stein zu, „Felix sollte sich an ihm ein Beispiel nehmen.“

Marie nahm das Glas und kostete den Wein: „Auf Euer Wohl, Herr Ritter!“ sagte sie dann lächelnd. Sie war leicht errötet.

An der Tafel riß Plessenberg ebenfalls das Gespräch ganz an sich; er schien sich's zur Aufgabe gemacht zu haben die Kosten der Unterhaltung zu tragen. Oft war Ernst in dem was er sagte, er kleidete ihn aber in die heiterste Form; alles wurde in seiner Hand zum Scherz, und nur kurze Momente kamen in denen er wie in sich selbst versunken vor sich hinstarrte. Dann streifte sein Auge wieder vorsichtig und scheu an Felix vorüber, haftete immer freier werdend auf Marien, — und im nächsten Augenblicke flutete ein neuer Strom seiner Laune dahin.

Bisher hatten sich Alle dem einmal geordneten Gange der Dinge gefügt, Jedes hatte eine gewisse

Rolle, eine unveräußerliche Stellung eingenommen, — das war aber mit Pleſſenberg's Ankunft vorbei. Er wälzte Alles um. Er wußte für jeden ſeiner Vorſchläge einen Scherz wenn ihm der Grund fehlte, oder einen Witz, und ohne auf eine Antwort zu warten, arrangirte er dann Alles ſelbſt.

Der alte Graf gab ihm zu Liebe ſeine Sieſta auf wenn er einen Spaziergang beantragte; Marie überredete er nie Gelb zu tragen; ſogar Stein bequemte ſich unter ſeiner Leitung täglich eine Stunde lang Reitübungen vorzunehmen. Nur mit Felix vermied er augenfällig jede nähere Begegnung.

Beautie, die ſeit der Feuersbrunſt in Ungnade gefallen war, lag oft in einem Winkel des Korridors in der Nähe von Mariens Zimmern. Pleſſenberg bemerkte das ſchöne Thier und lockte es an ſich und nahm es mit hinein. Der Hund blieb ängſtlich an der Thüre ſtehn, wedelte verlegen und ſah ihn halb hoffend, halb betrübt an.

„Leiden Sie nie einen Hund im Zimmer?“ fragte er Marie, die ihm aus ihrer Schreibſtube entgegen kam.

„Früher war Beautie immer bei mir, ſeit ſie aber Veranlaſſung zu einem Unglücke geworden, mag ich ſie nicht mehr. Das Thier erinnert mich zu lebhaft an jene ſchlimme Zeit.“ Und nun erzählte ſie den Vorfall.

Beautie ſtand noch immer an der Thür.

„Und hat dabei das arme Thier in der Heftigkeit ſeiner Zärtlichkeit irgend etwas verbrochen?“ ſagte er mild. „Komm Beautie, Deine Herrin vergibt Dir.“ Als hätte der Hund die Verhandlung begriffen war er nun mit einem langen Satze zu den Füßen Mariens hingeſtreckt. Er ſah mit ſeinen treuen braunen Augen zu ihr auf, und als ſie ihm die Hand reichte, ſprang er in maßloſem Entzücken, immer wieder zu ihr zurückkehrend, in der Stube herum. Dann äußerte er ſeine Dankbarkeit auch gegen den Verſöhner. Er drängte den langen ſpitzen Kopf an ſeine Kniee und leckte ſeine Hand.

Beautie lag wieder dicht an die Füße ſeiner Herrin geſchmiegt; eine kleine Stille war der Szene gefolgt.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, Sie brachten mir einen Freund wieder den ich ungerechterweiſe vergeſſen hatte,“ ſagte Marie endlich.

Pleſſenberg beugte ſich nur herab und ſtreichelte den Kopf des Hundes. — „Sie müſſen mir die Brandſtätte zeigen und, wenn es Ihnen recht iſt, gleich heute nach dem Diner. Die Leute haben die Angſt nun einmal überſtanden, ein neues Haus ſtatt des alten, und die alte Frau hat ihre Ruhe längſt. Ich wüßte nicht warum Sie vermeiden ſollten einen ſo hübſchen Ort wieder zu ſehn. Wir werden heute an demſelben Platze

Kaffee trinken und — ein Bischen vorsichtiger sein. — Ich will die Marquise auf Ihrem Balkon der mir übrigens, beiläufig gesagt, gerade so vorkommt wie die Futterbehälter an einem Vogelbauer, herunterlassen, die Luft ist prächtig, der Balkon ist im Augenblicke der schönste Platz.

„Ehrlich gestanden," lachte er heraus, „verband ich mit diesem Vorschlage einen selbstischen Zweck, ich bin so gern bei Ihnen und rauche doch auch gern vor Tisch eine Cigarre. Dinirt man wie hier erst um fünf Uhr, so ist es ein langes und nicht angenehmes Fasten; schließe ich nun aber hier die Balkonthüre so zieht kein Rauch in Ihre Sachen und ich habe keine Lücke in meinem Vergnügen."

„Mein Onkel liebt das Rauchen nicht, ich würde es Ihnen sonst immer gestatten," sagte Marie und ließ eine Kerze bringen.

„Hinge der Spiegel nicht immer noch an seiner alten Stelle, und trügen Sie heute nicht gegen Ihr Versprechen ein gelbes Band, so wäre ich geneigt Sie dieser Erlaubniß wegen für vollkommen zu halten!"

„Die Schleife ist ein Vergessen dem ich nachhelfen will," — sie steckte sie ab und warf sie hinunter, — „aber Ihr Plan mit dem Spiegel den ich sonst ganz billige ist nicht ausführbar. Ich ließ es versuchen, es fand sich aber daß die Mauer, die noch etwas feucht gewesen sein muß als man den Spiegel aufhing, unter

ihm eine ganz andere Farbe hat; sie würde also da die Platte doch einige Zoll gehoben werden müßte von den andern Theilen der Wand garstig abstechen."

„Haben Sie von den Goldleisten die zu den Garnirungen verbraucht wurden nicht noch einige Stangen?"

„Leicht möglich daß der Hausmeister davon aufbewahrt hat."

„Ich bin in Schreinerarbeiten nicht ganz ungeschickt und hoffe Rat schaffen zu können. Es gilt eine Probe, Sie mögen dann urteilen ob die Veränderung nach meinem Entwurfe vorgenommen werden darf und soll. Der Spiegel stört mich."

Felix kam und brachte die Schleife die er, — zufällig unter dem Balkon vorbeigehend, — gefunden hatte.

„Ich will sie Dir schenken, Vetter, trage sie und denke mein." Mit diesen scherzhaft pathetischen Worten steckten ihre rosigen Finger die Schleife an seine Brust.

Felix wurde glührot vor Freude, Pleffenberg lächelte. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Pleffenberg machte Allarm im Schloffe, Marie, Felix, Stein, Beautie und die Kaffeemaschine wurden in Bewegung gesetzt, man pilgerte nach dem Unglücksplatze. Es war so schön wie damals, nur fand sich schon da und dort ein rotes oder gelbes Blatt in dem

Grün. Die Natur war nicht mehr im Morgenglanze; ſie brauchte ein grelleres Farbenmeer ſtatt des weichen, beſcheidenen Grüns, — wie ja das Alter Edelſteine und ſorgfältige Toilette benutzt um Manches zu verbergen und auf Anderes aufmerkſam zu machen. Es wurde Abend am Himmel und auf der Erde. — Das neue Haus, an deſſen weißem Giebel in einer Mauerniſche ein von Stein auf Blech gemalter St. Florian prangte, ſah herüber, ſicher und ſtill, ihm drohte keine neue Gefahr. Der Heilige, der mit ſeinem Schilde die Blitze aufzufangen, und mit wenigen Tropfen ein Feuermeer zu löſchen wußte, beſchützt es. Glücklicher Kinderglaube!

Marie hatte einen reichen Kranz aus Waldblumen gewunden, er war vollendet und lag in ihrem Schos. Sie ſpielte mit ihm, da beugte ſich Pleſſenberg der ihr gegenüber auf einem herangeſchobnen Steine ſaß vor, und ſie legte gleichſam unwillkürlich den Kranz auf ſein Haubt. Er faßte ihre Hände die den Blumenreifen noch hielten und drückte ſie einen Augenblick an Kranz und Kopf.

„Verdienen Sie dieſe Zierde nun nachträglich,“ ſagte Marie mit einem Schatten von Verlegenheit, „und holen Sie ſo viel Blumen daß ich meinem Vetter und Herrn Stein ebenfalls Kränze ſchenken kann. Für Stein Eichenlaub, und für Felix recht viel Gelb.“

„Nun, was ſagen Sie zu der Art mit der er mich um meinen Kranz brachte?“

„Nichts, als daß ich bedauere nicht an ſeinem Platze geſeſſen zu haben, dann hätte ich Sie darum gebeten.“

„Das konnten Sie von Ihrem Felſen aus ebenfalls thun, indeß kommen Sie nicht zu kurz!“

„Darf ich nicht wiſſen warum mein Kranz ſo viel Gelb enthalten ſoll?“ fragte Felix.

„Lieber Vetter, aus keinem andern Grunde als um die vielen goldnen Träume die Deinen Kopf umſchweben zu bezeichnen!“

Pleſſenberg kam mit einer Bürde von Eichenäſten und wirr durch einander gedrückten Blumen, zurück.

„Hier iſt Stoff zu hundert Bürgerkronen, ich will Ihnen unterdeß dieſe Ginſterblüten und Ranunkeln die ich in der Haſt wahllos abriß ordnen!“ — — — —

Jeder der Herren hatte nun ſeinen Schmuck, Felix und Stein trugen den Kranz am Arme, Pleſſenberg hatte ihn über den Cylinder ſeines grauen Filzhutes geſteckt.

„Laſſen Sie uns den Leuten in der Meierei einen Beſuch machen da wir uns doch einmal in dies gefährliche Terrain gewagt,“ ſchlug Marie vor.

Man verſuchte wieder den Weg über die Steine zu nehmen fand aber bald daß die Schwierigkeiten größer ſeien als ſie damals in der Angſt und Eile

geſchienen. Man mußte einen Umweg machen und fand auch dieſen Pfad bald durch geſtautes Waſſer ungangbar.

„Ich habe Zeugſchuhe an,“ ſagte Marie ſtehen bleibend.

Während Felix eine Fuhrt ſuchte und der Maler einen Stein in die Mitte wälzen wollte, nahm Pleſſenberg Marien leiſe aber doch feſt auf den Arm, und als die Herren wieder herankamen war ſie ſchon am andern Ufer. — Er hatte ihr nicht Zeit gegeben ſich irgend zu ſträuben, irgend etwas zu ſagen, es war ein Moment. Sie wußte nur durch die Glut die ihr Geſicht bedeckte daß etwas geſchehn ſei. Pleſſenberg drehte ſich auf der Ferſe um, brach eine Blume ab und ſagte völlig unbefangen: „Sehn Sie nur, welche reizende Potentilla! Dieſe feinen ſilbernen Härchen auf den Blättern! Bitte, ſtecken Sie ein Sträuschen davon an.“ — Er rettete durch dieſes leichte Drüberhingehn Marien, auf deren Antlitz Scham und Zorn kämpften. Es war geſchehn, und ſie mußte ſich zuletzt geſtehn daß ſein Mittel das allereinfachſte geweſen. Sonderbar genug, ſie hätte nicht das Geringſte darin gefunden wenn ein Diener ſie über die Lache gehoben, und jetzt machte der Gedanke daß Pleſſenberg ihr dieſen Dienſt geleiſtet ſie immer wieder ſchauern. Wir glauben eine rechte Aufmerkſamkeit wie eine rechte Kränkung nur von Ebenbürtigen empfangen zu können; und in dieſer

Beziehung gelten Diener nie dafür, wenn nicht ganz besondre Umstände obwalten. Er rettete Marien und ersparte ihr das Kundgeben einer peinlichen Verlegenheit; aber er rettete dadurch nicht sich. So sanft er sie auch umfaßt, so zart er auch verfahren, hatte er doch einen Augenblick das Heben und Sinken ihrer Brust an der seinen gefühlt, ihr Kopf hatte den seinen berührt, er hatte ihren warmen elastischen Körper in innigster Nähe umfangen. Das fühlte er auch, und seine Pulse flogen rascher, seine Unbefangenheit war gemacht. — Bringt zwei Wesen, die einander lieben könnten, so fremd sie einander auch noch sind, in eine solche Lage, und die Berührung wirkt wie ein galvanisches Experiment, sie bringt eine Art natürlichster Elektrizität zum „Für sich sein.“ Die Pole sind entweder gleich und stoßen einander ab, oder sie sind entgegengesetzt und ziehen an. Man wird die Empfindung nicht wieder los, sie zittert lange nach, sie ist die Äußerung latenter Liebe, latenter, stummer Harmonie der Materie, die möglicherweise auch niemals zu vollem Bewußtsein kommen kann. Wir müßten beim Tanze ganz Aehnliches wahrnehmen, wenn wir nicht für diese gewöhnliche Reizung zu stumpf geworden wären, wenn unsre Nerven dabei nicht durch permanentes Gespanntsein die Empfindlichkeit für so feines Antippen verloren hätten, — oder, wenn wir nicht — mechanisch tanzten.

Plessenberg fühlte denselben Schauer wie Marie,

obgleich Beide bald ſo viel Gewalt über ſich bekamen daß ihre Oberfläche nichts davon verriet.

Felix ſchäumte, überſprang den Graben, und Stein ſah ihm an daß er den Grafen ſeiner „Unverſchämtheit“ wegen zur Rede ſtellen wollte. „Keine Szene!“ ſagte er raſch und faßte ihn beim Arme. Pleſſenberg hatte die Worte gehört, wendete ſeinen Kopf zurück und ſah die beiden Herren ſo ruhig und ernſt an daß Felix ſeinen Plan aufgab. Er hatte in dem Blicke geleſen daß es Mariens Sache ſei eine Beleidigung in der That zu finden, und daß er dann erſt ein Recht habe als Beſchützer aufzutreten. Er ſah auch bald daß ſich Marie nicht beleidigt fühlte, ſie nahm die Blumen die Pleſſenberg in ein kleines Bouquet gebracht und ſteckte ſie in die violette Schleife durch die ſie die gelbe erſetzt hatte. Das war nun doch wol ein Zeichen ganzer Verſöhnung. Ueberdies ging ſie mit Pleſſenberg voran, und die geſtockte Unterhaltung war bald wieder zu munterem Geplauder geworden. — —

Gegen Stein war Marie herzlicher als je, ſie hatte ihm ſogar die Erlaubniß gegeben eine Stunde früher als die andern Herren zu ihr zu kommen. „Ich muß wenigſtens eine Stunde haben die ich ungeſtört mit Ihnen zubringen kann!“ hatte ſie geſagt. Pleſſenberg wich dann den ganzen Tag faſt nicht mehr von ihrer Seite.

„Dieſer Pleſſenberg iſt der eigentümlichſte Kauz

den ich noch je gesehn; mit einem Gesichte und einer Leichtigkeit als wäre es unmöglich ihm eine Antwort zu verweigern, weiß er mir meine geheimsten Gedanken abzufragen. Man muß es wagen wie die Biene den Honig aus dem Blütenkelch zu holen, sagt er, sonst weiß der Tag nichts von ihm. Und in der That ist es mir nicht möglich ihm eine ausweichende Entgegnung statt baarer Münze zu geben. Er fragt immer direkt so daß auch nicht das kleinste Hinterthürchen bleibt. Es ginge noch wenn er nicht bei dem unmerklichsten Abwege augenblicklich ein so klagendes, trauriges Gesicht machte, als wollte er sagen: Du hast also gar kein Vertrauen zu mir! Und das muß ich zu ihm haben, er tritt mir so ohne alle Winkelzüge und mit einer Geradheit und Unbefangenheit entgegen daß ich ihn jetzt, da er kaum acht Tage bei uns ist, fast mit derselben Ruhe um diese oder jene Erklärung bitten kann, mit der ich Sie frage. Es ist ihm nicht zu entgehn, man ist mit ihm bekannt, vertraut sogar, ehe man ihn kennt. Er sagt es: „Sie kennen mich," und man kann ihm nicht widersprechen. Er ist zudringlich, aber auf die angenehmste Weise von der Welt, denn er weiß die aufdämmernde Verlegenheit im Nu zu vertuschen. — Ich bin wahrhaftig ohne mein Wissen auf einen Fuß mit ihm gekommen der mich selbst staunen macht. Hat er seine hypochondrische Laune, so genügt ein Wort von mir, ein Wink der fast wie eine Mahnung

obgleich Beide bald so viel Gewalt über sich bekamen daß ihre Oberfläche nichts davon verriet.

Felix schäumte, übersprang den Graben, und Stein sah ihm an daß er den Grafen seiner „Unverschämtheit“ wegen zur Rede stellen wollte. „Keine Szene!“ sagte er rasch und faßte ihn beim Arme. Plessenberg hatte die Worte gehört, wendete seinen Kopf zurück und sah die beiden Herren so ruhig und ernst an daß Felix seinen Plan aufgab. Er hatte in dem Blicke gelesen daß es Mariens Sache sei eine Beleidigung in der That zu finden, und daß er dann erst ein Recht habe als Beschützer aufzutreten. Er sah auch bald daß sich Marie nicht beleidigt fühlte, sie nahm die Blumen die Plessenberg in ein kleines Bouquet gebracht und steckte sie in die violette Schleife durch die sie die gelbe ersetzt hatte. Das war nun doch wol ein Zeichen ganzer Versöhnung. Ueberdies ging sie mit Plessenberg voran, und die gestockte Unterhaltung war bald wieder zu munterem Geplauder geworden. — —

Gegen Stein war Marie herzlicher als je, sie hatte ihm sogar die Erlaubniß gegeben eine Stunde früher als die andern Herren zu ihr zu kommen. „Ich muß wenigstens eine Stunde haben die ich ungestört mit Ihnen zubringen kann!“ hatte sie gesagt. Plessenberg wich dann den ganzen Tag fast nicht mehr von ihrer Seite.

„Dieser Plessenberg ist der eigentümlichste Kauz

den ich noch je gesehn; mit einem Gesichte und einer Leichtigkeit als wäre es unmöglich ihm eine Antwort zu verweigern, weiß er mir meine geheimsten Gedanken abzufragen. Man muß es wagen wie die Biene den Honig aus dem Blütenkelch zu holen, sagt er, sonst weiß der Tag nichts von ihm. Und in der That ist es mir nicht möglich ihm eine ausweichende Entgegnung statt baarer Münze zu geben. Er fragt immer direkt so daß auch nicht das kleinste Hinterthürchen bleibt. Es ginge noch wenn er nicht bei dem unmerklichsten Abwege augenblicklich ein so klagendes, trauriges Gesicht machte, als wollte er sagen: Du hast also gar kein Vertrauen zu mir! Und das muß ich zu ihm haben, er tritt mir so ohne alle Winkelzüge und mit einer Geradheit und Unbefangenheit entgegen daß ich ihn jetzt, da er kaum acht Tage bei uns ist, fast mit derselben Ruhe um diese oder jene Erklärung bitten kann, mit der ich Sie frage. Es ist ihm nicht zu entgehn, man ist mit ihm bekannt, vertraut sogar, ehe man ihn kennt. Er sagt es: „Sie kennen mich," und man kann ihm nicht widersprechen. Er ist zudringlich, aber auf die angenehmste Weise von der Welt, denn er weiß die aufdämmernde Verlegenheit im Nu zu vertuschen. — Ich bin wahrhaftig ohne mein Wissen auf einen Fuß mit ihm gekommen der mich selbst staunen macht. Hat er seine hypochondrische Laune, so genügt ein Wort von mir, ein Wink der fast wie eine Mahnung

ausſieht und den ich ihm von Herzen gern gebe, die Wolken zu zerſtreuen; und er ſieht mich dann ſo dankbar, ſo innig vergnügt an daß mich die Macht die ich über ihn habe wirklich freut. Dann geht ein neues Leben in ihm auf, ſeine Augen leuchten, ſeine Worte bekommen einen weichen, poetiſchen Schwung, und er vergoldet Alles was er ſagt. Er gleicht für die Dauer dieſes Einfluſſes halb Ihnen, halb Ihrem Freunde Stauff. Sein Inneres iſt zerriſſen, — ich bilde mir es wenigſtens ein; — meinen Sie nun nicht auch daß es für mich eine unendlich glückliche Gabe iſt über die quälenden Geſpenſter eines armen Unglücklichen ſo große Macht zu haben? Iſt es nicht prächtig daß ich den Traurigen durch ein Wort in ſprudelnde Heiterkeit verſetzen kann?“

„Laſſen Sie ſich aber von dem wohlthätigen Eindrucke der eignen Wohlthätigkeit auch nicht zu weit fortziehn; nicht ſo weit daß Ihre Abſicht mißverſtanden werden kann. So ſehr ich nach Allem was ich von ihm weiß Grund habe den Grafen zu achten, glaube ich doch daß ſein Verhalten der Damenwelt gegenüber nicht ohne Anſtrich von Libertinage iſt. Er würde ſich kein Gewiſſen daraus machen zu ſagen er habe Sie im Sturme erobert, wenn er einen ſolchen Ausſpruch irgendwie zu rechtfertigen wüßte. Es iſt für mich eine ſehr ſchwierige Aufgabe Sie darauf aufmerkſam

zu machen daß Ihre natürliche Güte wol den ganzen Wirkungskreis haben, aber sich doch Zügel anlegen soll wo Mißdeutung möglich ist. Die Art wie er von seiner früheren Stellung zu Damen spricht gefällt mir nicht ganz, und da er gewiß nicht ohne ein gutes Quantum Eitelkeit ist, mag er manche Äußerung nach seinen Wünschen gedeutet haben, auch wenn sie ohne Bezug gethan worden."

„Ja, darin hat er allerdings eine sehr lose Zunge. Erzählte er mir doch erst gestern daß er fast einmal den „dummen Streich" gemacht sich zu binden und um ein Mädchen anzuhalten. „Glücklicherweise," fuhr er fort, „hatte die Dame, wie ich zufällig gehört, eingesetzte Zähne. Dieser Umstand, oder vielmehr die Furcht darin Schaden anzurichten, ließ es auch im traulichsten tête-à-tête nicht zu sie plötzlich und heftig zu küssen, und obgleich wir recht genau bekannt waren, oder gerade darum, hätte ich damals keine andere Weise gewußt meine Gefühle zu bevorworten; die Erklärung des Kusses hätte die Erklärung meiner Gefühle sein müssen, sonst wäre ich zu verlegen geworden." — Ist das nicht prächtig naiv?"

„Damals muß Pleſſenberg noch sehr jung gewesen sein. Aber es wundert mich daß Sie in diesem Histörchen, und in seiner Erzählung zur Würze des Gesprächs nicht eine Verspottung eines wirklichen und darum schüchternen Gefühls erkennen. Die Damen

ſcheinen derartige Indiskretionen nicht ſo übel zu vermerken als ſie ſollten. Wer bürgt dafür daß er nicht einer Andern eine ganz ähnliche Anekdote von der erzählt die er eben zur Vertrauten gemacht?“

„Sagen Sie nur jetzt noch ich verſtünde nichts davon, dann haben Sie mich einmal ähnlich abgekanzelt wie Pleſſenberg. Er ſagt mir nämlich alle Augenblicke ganz einfach: Gräfin, das verſtehn Sie nicht; Gräfin, darüber ſind Sie ſich nicht klar geworden; Sie beten nach, und dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr. — Zu meiner Rechtfertigung erlaube ich mir nur zu bemerken daß ich ihm etwa das ſagte, was Sie jetzt darin gefunden. Er wies mich aber mit den Worten ab: Ein wirkliches Gefühl war es nicht, es war eine Kinderei die von Gefühlen träumte und dieſe zaghaft in's Leben zu übertragen verſuchte. Ein wirkliches Gefühl iſt nie ſchüchtern, es iſt mutig wie ein Löwe, es wagt Alles für Alles; — alſo auch, wie er ſcherzend hinzuſetzte, einen falſchen Zahn für einen Kuß.“

„Der Mut der Liebe äußert ſich aber nicht allein in ſolchen Operationen, in ſolchen Gewaltthätigkeiten die ohnehin ein intimes Verſtändniß vorausſetzen. Bei ihm mag dies freilich nicht immer nötig ſein, denn er liebt es ja, die Einleitungen zu überſpringen.“

Schelten Sie ihn nicht zu ſehr und glauben Sie daß ich mir nichts vergeben werde. Ich kenne Sie nun ſchon ſo lange, habe Sie wirklich lieb, — und doch, ſo

unbedacht ich auch manchmal sein mag, wüßte ich nicht daß ich etwas nicht gethan haben wollte was Sie betraf, oder daß ich Ihnen Gelegenheit gegeben mich deßhalb zu tadeln. Und das thun Sie doch sonst gern..... O, nein, ich weiß daß Sie mich kleines Sternchen zur Sonne poliren möchten," fuhr sie fort als Stein sprechen wollte; „Ihr Tadel ist mir lieb, selbst wenn er schmerzt. Ich sagte Ihnen ja daß ich Sie gar nicht anders möchte. Schelten Sie aber auch Pleffenberg dieser Kleinigkeiten wegen nicht. Glauben Sie mir, er ist sehr gut. Mein Mädchen erzählte mir heute daß er noch kurz ehe er hierher kam ein glückliches Paar gemacht. Er war eine Strecke zu Fuß gegangen, und sein Packträger, ein junger Bursche, klagte ihm dabei seine Leiden. Er war arm und liebte ein armes Mädchen, nun wissen Sie die ganze Geschichte, die der Liebende gewiß nicht so kurz gefaßt. In der Heimat des Burschen angekommen, erkundigte sich nun der Graf nach ihm und seiner Geliebten, und sorgte für sie da er nur Gutes von den Leuten hörte. Als er den Ort verlassen, wurde ihnen von der Behörde eine Aussteuer für die Braut und ein niedliches Gehöfte, das gerade feil gewesen, mit einem Stücke Acker für den Bräutigam übergeben. Er war ihrem Danke entgangen. Die beiden Vereinten hatten aber seine Fährte aufgespürt, waren ihm gefolgt und fanden ihn gestern hier im Dorfe als er sich von dem

Schreiner eine Hobelbank lieh. Dadurch kam die Handlung aus."

„Wenn dieſer freundliche Akt unten bekannt geworden iſt, dürfte ſich bald eine zahlreiche Menge ſolcher Paare finden die ſeine Kaſſe in Anſpruch nimmt. Aber mich überraſcht dieſer Zug nicht. Er that Aehnliches ſchon als er ſich nicht wie heute in glänzenden Verhältniſſen zu befinden ſchien."

„Das freut mich, wir wollen ihm auch dafür danken und er ſoll uns nicht ſo ſtreng abweiſen dürfen wie ſeine Schützlinge denen er vorwarf daß ſie beſſer zu verwendendes Geld auf eine unnütze Reiſe ausgegeben."

Es ſchlug zwei Uhr. Zugleich ließ ſich ein Poltern und viele Schritte auf dem Korridor hören. Pleſſenberg's Stimme klang befehlend durch den Tumult der die ſonſt ſo ſtillen Raüme wiedertönen machte.

„Sehn Sie nur nach, lieber Stein, welche neuen Tollheiten er ausführen will!"

Der Gang wurde ihm erſpart; Pleſſenberg machte die Pforte auf; blieb aber im Entrée ſtehen. Er hatte eine Nankinjacke ohne Schöße an und eine große blaue Schürze vorgebunden; ein kleines ſchwarzes Käppchen ſaß auf ſeinem Kopfe und eine kurze Pfeife ſteckte in ſeinem Munde. — Marie lachte hell auf.

„Ich wage nicht in dieſem Aufzuge Ihr Zimmer zu betreten, finde ihn aber für einen improviſirten

Handwerker ganz passend. Um nun Ihre Gesellschaft bei meiner Arbeit nicht zu entbehren habe ich meine Werkstatt ganz in Ihrer Nähe aufgeschlagen, Stühle herbeischaffen lassen, und hoffe nun daß Sie mir draußen die Ehre Ihrer Gegenwart schenken."

„Warum nicht lieber unten in der Halle, da haben Sie ja mehr Raum."

„Schweigen Sie nur, verehrter Meister Rafael, Raum ist hier für uns Alle, und ich kann die Gräfin meinetwegen wol fünf Schritt aber nicht alle Treppen hinab nötigen. Schweigen Sie nur, Sie finden eine Aufgabe für Sie schon fertig die Ihnen zu denken geben wird. Während ich aus Goldleisten ein provisorisches Konsol für diesen widerspenstigen Spiegel zurecht schneide und zusammensetze, zeichnen Sie den Entwurf des zukünftigen, wirklichen. Ich kenne in Stuttgart einen Mann der prächtig in Holz schnitzt, er bekommt Ihren Plan und wird ihm Ehre machen!"

Ein Diener ging an ihm vorbei in Mariens Schreibstube und nahm die Physharmonika. Auf Mariens Frage, wozu? sagte er: „Der Herr Graf haben befohlen!"

„Ja, ich bilde mir ein, bei Musik gehe die Arbeit rascher von statten, und in dem gewölbten Gange müssen die Töne prächtig ausklingen. Oder wollen Sie lieber Ihre Harfe?"

Kurz, er hatte wieder Alles arrangirt und war

ſchon gewöhnt keinen Widerſpruch zu finden. Nur Stein proteſtirte.

„Das iſt der Unterſchied zwiſchen Handwerk und Kunſt,“ ſagte er. „Sie haben Ihre Maße, das Material, das Werkzeug und das Geſchick es anzuwenden, Sie können in jedem Augenblicke anfangen, das kann der Künſtler nicht. Seiner Arbeit muß eine Art Inſpiration, die Konception einer Idee vorangehn. Es iſt viel größer den ausführbaren Plan zu einem Dome, zu einer gothiſchen Kathedrale entworfen zu haben, als dem Gedichte in Stein und Erz Form zu geben. Der Plan iſt etwas Unbegreifliches, ein ungeheurer Traum des Genies, das Ausführen ein Exempel das nichts als Zeit, Geld und Menſchenhände erfordert.“

„Lariſari, lieber Stein! Sie wiſſen wie ſehr ich die Kunſt und Sie als Künſtler ſchätze, aber dieſe Apoſtroſe paßt nicht auf den konkreten Fall. Sie ſollen uns nicht den Plan zu einem Münſter entwerfen, Sie ſollen gar keinen ungeheuren Traum haben. Wir ſind viel leichter zufrieden geſtellt. Haben Sie nur die Güte, uns im Geſchmacke des ganzen Zimmers ein zierliches Konſol von der Größe dieſer Maße zu zeichnen. Ein paar Akanthusblätter oder ſonſt eine Arabeske, ſo ſchön als es Ihnen für Gräfin Wentheim möglich, das iſt Alles was wir brauchen, und das werden Sie auch ohne Inſpiration improviſiren

können. Bitte, quälen Sie mich nicht durch übermäßige Bescheidenheit ... Sagen Sie nicht, ich mute Ihnen diese Arbeit zu wie ich einen Schneider ersuchen würde mir einen Rock zu machen. Sie sind Künstler und ein tüchtiger, Sie haben viel gesehn, Sie müssen eine solche Kleinigkeit spielend vollbringen. Im Notfalle holen Sie Ihre Mappe, da findet sich gewiß ein Anklang."

„Das ist schön und zum Theil auch wahr, nur können Sie mir gewiß einen Tag Zeit geben und Gräfin Wentheim durch diesen Termin das Leid ersparen eine Pfuscherei in ihrem Zimmer zu haben die ich nur mit Scham anerkennen müßte. Ich habe nie dergleichen Entwürfe gemacht, kann also nicht für den Erfolg stehn."

„Wir werden ja sehn," sagte der Unerschütterliche. „Hier ist Ihr Reißbrett, hier Stifte und Alles was Sie brauchen. Holen Sie nun Ihre Offenbarung aus den Akkorden die uns Gräfin Wentheim vorzaubern wird."

Für den Burgherrn und Felix waren ebenfalls Stühle da, und bald hielten sämmtliche Bewohner des Schlosses ihre Sitzung in dem kleinen Kreise dessen Fensterseite Marie und Stein einnahmen, während Pleffenberg ihnen gegenüber im Innern des Ganges an seiner Hobelbank arbeitete.

Da diese Einrichtung von Pleffenberg ausging der

den alten Grafen mit einem neuen Schwanke begrüßte, machte dieſer keine Einwendungen. „Wenn der Junge,“ ſagte er auf Felix zeigend, „doch nur etwas von dieſem Menſchen lernen wollte.“ Stein zuckte wie gewöhnlich die Achſeln.

Es iſt als wenn gewiſſe Menſchen das Privilegium hätten Alles was ſie thun liebenswürdig gefunden zu ſehn. Hätte Felix den Vorſchlag gemacht im Kreuzgange zu muſiciren, ſo würde Marie es nicht gethan haben; hätte Stein ſich ihre Geſellſchaft zu einer Arbeit im Korridor ausgebeten, ſo wäre der Burgherr über ſolche „Impertinenz“ entrüſtet geweſen. Pleſſenberg ſetzte es mühlos durch und wurde noch dazu als Muſter aufgeſtellt.

Marie ſpielte auf der Physharmonika. Nachdem ſie einige Opernmuſik gegeben hatte, verſuchte ſie eine Fuge vom Abte Vogler.

„Wenn ich nur begreifen könnte welche Idee zur Fuge geführt?“ ſagte Pleſſenberg. „Die Fugen ſind und bleiben mir unklar.“

„Nun,“ entgegnete Marie, „wie der Chor der Ausdruck einheitlicher Vielheit, des Verbundenſeins, des Aufgebens der Individualität iſt, ſo iſt die Fuge der Ausdruck höchſter individueller Berechtigung. Sie iſt letzte Freiheit in äußerſtem Zwange, melodiöſe Feſſel und harmoniöſe Freiheit. Denken Sie ſich Roſſe die auf weitem, unbeſchränktem Plane, rechts und links,

fliehend und nahend, die reizendſten, ſcheinbar willkürlichſten Bewegungen machen, während doch immer dieſelbe rythmiſche Figur jeden Satz, jedes Emporbäumen beherrſcht: ſo iſt die Fuge. Oder, wollen Sie ein Gleichniß das für den mächtigen Ernſt Sebaſtian Bach's beſſer paßt, ſo nehmen wir die Bewegung der Weltkörper. Alle fliegen ihre Bahn für ſich, und doch beherrſcht alle das gleiche Geſetz, die gleiche Notwendigkeit. — Jedes Inſtrument nimmt den Satz auf eigne Weiſe auf, achtet dabei mit zarter Schonung auf die Gefährten und ſorgt im Jubel ſeiner Freiheit gefällig für das Bedürfniß der andern."

„Den Mechanismus kannte ich wol und wußte auch von: Führer und Gefährten, aber ich hörte ihn gern noch einmal auf Ihre anmutig-verwirrte Weiſe erklären. Trotz alledem bleibe ich bei der Frage: Wozu dieſer Tonkampf? Welcher Gedanke führte zu ihm? Seine Notwendigkeit iſt mir das Unbegreifliche. Sie nannten es eine Freiheit in Feſſeln; das iſt ein komiſches Ding, faſt eine Wildpaſtete als Baiſertorte, ein Herkules am Spinnrocken, der, während ſeine Finger Faden ziehn, nebenbei ganz harmlos mit der Ferſe ein paar Löwen tot tritt — aber doch ſpinnt. Eine Fuge durchzuführen iſt das Mühſamſte und Qualvollſte was es geben kann, es iſt eine rechte Probe für Geduld, Fleiß und Takt. Man iſt nie ängſtlicher an das Notenblatt gebunden, — das iſt eine Freiheit nach Noten!"

„Sie treiben ſelbſt Muſik?“

„Nein. Ich brachte es nicht einmal zur Mittelmäßigkeit, meine Finger blieben ſteif, meine Töne hart. Sie verletzten mein ſehnſüchtiges Ohr. Aber durch große Liebe, unendliches Hören und Umgang mit Meiſtern die mein theoretiſches Studium leiteten, brachte ich es zu einem leidlichen allgemeinen Verſtändniſſe der Tonkunſt. So weiß ich z. B. daß die neue Muſik, die ich natürlich der alten nicht vorziehe, nie eine Fuge erzeugen wird. Das aber ſcheint mir ihr geringſter Fehler. Der Jammer liegt tiefer, es herrſcht ein gewiſſes Proletariertum auch in der Muſik. Es gibt jetzt immer nur eine melodieführende Stimme, und jedes andere Inſtrument, der ganze Orcheſterkram, iſt ihr ſklaviſch unterthänig: in der alten Muſik geht faſt durch jedes Tonſtück ein Anklang an die Bauart der Fuge durch, der hier ſehr ſchätzenswert iſt. Nehmen Sie Don Juan's allerliebſtes: Reich' mir die Hand mein Leben! Geſang, Flöte und Streichinſtrumente, eins koquettirt mit dem andern. Das iſt Reichtum, Pracht ohne Schwulſt. Wie ärmlich dünn klingt dagegen: Trema Byzanzio! Das ganze Orcheſter in rührender Eintönigkeit Septime und Dreiklang, dann und wann Quartſext als Begleitung, und zuletzt mit einer wahren Wut, während des Applauſes der Claque, die Wiederholung der Melodie.“

Marie ſpielte Mendelsſohn-Bartholdy's Muſik zu dem Liede: „Es iſt beſtimmt in Gottes Rat.“

„Ja, das iſt auch wieder ein Stück aus dem Himmel, eine Blüte aus dem verlornen Paradieſe, einzig einfach und koloſſal großartig,“ rief Pleſſenberg als die Akkorde wundervoll gezogen verklungen waren. „Wie unabweisbar und doch wie rätſelhaft greifen bei dieſer urkräftigen Melodie die Töne ineinander! Gräfin, tauſend und tauſend Dank, ich höre nichts auf der Welt lieber als dieſe wehmütige Pracht, dieſe ſingenden Thränen!“

„Die Magie der Muſik,“ warf Stein hin, „liegt vorzugsweiſe darin daß ſie keine Individualität des Gefühls zuläßt ſondern uns dem Allgemeinen in die Arme führt. Je mehr die Menſchen die Muſik lieben, je mehr ſie ihr Weſen verſtehn lernen deſto auffälliger iſt es daß ſie das Feſthalten der Individualität auch noch über das Grab hinaus wünſchenswert glauben. Die ſtarre Individualität iſt die Schranke aus der all' unſre Leiden ſprießen. Sie ſtellt uns einander gegenüber, während wir doch eigentlich eins ſind,“ — (der alte Graf rückte ſeinen Stuhl von dem Maler ab) — „wir ſind nie glücklicher als wenn wir unſre Stellung als Einzelweſen vergeſſen haben, es iſt alſo eine Selbſtqual dies Folterwerkzeug in die Ewigkeit hinüberzutraümen. Wie die Wärmeſtralen unſern Körper beben machen, ſo wirken die Töne auf

unſer Nervenſyſtem und rufen ein allgemeines Behagen hervor.“

„Verehrteſter, das iſt nicht ganz richtig. Die Muſik hat Ihnen zum Trotze manchmal die Kaprice ganz ſpecielle Gefühle hervorzurufen. Die Pikkoloflöte in Robert dem Teufel und im Freiſchütz müſſen es mir bezeugen. Und ſollten Sie ſich eines innerſten Schauders haben erwehren können wenn in Spohr's Fauſt das Orcheſter im dritten Akte, glaub' ich, pianiſſimo die Repriſe der Polonaiſe nimmt?“

„Da iſt's die Ideenverbindung, nicht die Muſik.“

„Und doch iſt der Gedanke ein Kind der Muſik, der Schauder ein Gefühl das erſt durch die Muſik geboren wird .....“

„Diesmal haben Sie Unrecht,“ ſagte Marie, und Pleſſenberg verbeugte ſich. „Sie haben Unrecht, auch wenn das was ich ſagen will auf den erſten Blick Ihre Behaubtung zu unterſtützen ſcheint. Ich werde Ihnen nachher beweiſen daß es nicht ſo iſt. — Es läßt ſich unſchwer eine Parallele zwiſchen Beethoven, dem Tonkönige, und Byron, dem Dichterfürſten, ziehn. In allen Sonaten, auch in den ſcheinbar heiterſten die wir Beethoven's Genius verdanken, liegt ein ahnungsvoller, bebender Schmerz der uns ergreift und erſchüttert. Man findet eigenes, umſchleiertes Weh durch die Töne wiedergegeben, aber auf welch erhabne Art! Der Schmerz wird dadurch zugleich edler und

milder. Die Leidenſchaft hat ſchon ausgetobt, wenn auch die Töne anſcheinend noch durcheinander raſen. Da haben Sie die E-Moll Sonate mit ihren zwei Sätzen und ihrer kleinen reizenden Melodie ....“ Und ſie gab ſie auf dem Inſtrumente an. — „Dieſe allein beweiſt Alles. Sie tändelt heiter, aber welche Wehmuth zittert durch; das iſt echt und tief poetiſch. — Bei Byron finden Sie dieſelben Elemente, die Kühnheit, die Größe, die Pracht, das Ungeheure endlich, das aber doch durch alle ſeine Herrlichkeiten die Zerriſſenheit der Seele zeigt. Man ſtaunt nicht nur, man erſchrickt ſogar — und möchte doch wieder weinen. Sie ſind ebenbürtige, engverwandte, aber himmelweit verſchiedne Helden. Sagen Sie nicht daß ich ſpezielle Gefühle aus den Akkorden herausgehört, ich bezeichnete ſie von vornherein als etwas Umſchleiertes, Ahnungsvolles. Bei Byron iſt auch das Nichtausgeſprochene, auch das was er durch roſige Schleier ahnen läßt, ein jedem Denkenden klares Etwas. Bei Beethoven kann es nie aus der Dämmerung heraus, — bei Byron bricht es ſich von Zeit zu Zeit mit einem Blitze Bahn. Darin liegt der große Unterſchied. Hätte Beethoven ſeinen unbeſtimmten Schmerz zu benennen gewußt, ſo hätte er ihm Worte gegeben, nicht Töne; Byron wußte den Namen dafür, daher präciſer Ausdruck ſelbſt im Nebel, daher das ſpezielle Fühlen das ſeine Verſe erzeugen. Das Gefühl brütet den Gedanken

aus, der Gedanke nimmt sich die Form. Ist das Gefühl kein voller Gedanke geworden, ist es nur so mäßig von der Reflexion durchdrungen daß es immer noch schwebend bleibt, so wird es sich die Form der Musik wählen, während der fertige, runde, vollkommen abgewogene Gedanke nur in scharfen, schroff abgegrenzten Worten sich selbst wieder erkennt. Sie wissen ja daß ein gut singbares Lied keinen Gedankenüberfluß haben darf ...."

„Ah, daher kommen wol auch die gedankenarmen, wasserſüchtigen Operntexte," unterbrach Plessenberg Mariens warme Rede. „Ich wäre unwahr wenn ich sagte es ließe sich nichts mehr zu meinem Vorteile und gegen Ihren Vergleich des Schauspieler Byron und des unvergleichlichen Maestro sagen; aber — hätten Sie auch Recht so darf und soll uns die Musik für alle Fälle nicht so sehr verallgemeinern daß wir den speziellen Zweck vergessen dem zu Liebe wir unser Haubtquartier auf den Flur verlegt. Sie lassen Ihren Stift ruhn, lieber Stein, sind Sie schon fertig mit Ihrer Skizze?"

Stein reichte ihm das Blatt. „Ich hoffe Sie werden zufrieden sein."

„Prächtig! Was soll aber dies Oval in dem Rankenwerk dessen Schwung ich bewundere?"

„Ich weiß nicht ob Sie bemerkt haben daß das Gerät in dem Salon der Gräfin mit Porzellanplatten

eingelegt ist, auf welche Lieber in Heidelberg allerliebste Blumen gemalt hat. Ich glaube daß man diesen Gedanken auch hierbei wiederkehren lassen muß. Das Oval deutet eine solche Platte an!"

„Wenn die Gräfin nicht anders entscheidet muß ich mich gegen diesen Vorschlag erklären. Die weiße Platte in den Blättern würde aussehn wie ein aus dem Neste gefallenes Ei," sagte Plessenberg.

„Ihr Vergleich könnte Grund haben wenn dunkles Holz genommen werden dürfte; da es aber doch zu dem Rosenholze des Mobiliars passen muß wird das Porzellan hier ebenso wenig grell herausstechen als an den Stuhllehnen. Ich bin für Herrn Stein's Entwurf," meinte Marie.

„Ich auch," sagte Felix.

„Ich glaube nicht, daß es stören wird," sagte der Burgherr.

„Gut, ich bin überstimmt und muß mich fügen, aber ich werde Recht behalten, Sie sollen sehn."

„Welche Blume nehmen wir nun?" fragte Marie.

„Eine Oenothera," rief Felix.

„Ah, das ist die treue Mexikanerin die bei ihrer Uebersiedelung nach Europa nicht vergessen hat daß in ihrer Heimat die Sonne aufgeht wenn sie bei uns niedertaucht. Ich erinnere mich öfter bei Sonnenuntergang den leisen Knall gehört zu haben mit dem sie sich öffnet."

Felix ſah ihn ingrimmig an; das wußte Der alſo auch. Er hatte die Blume nur vorgeſchlagen um dies Geſchichtchen zu erzählen. —

„Aber," fuhr Pleſſenberg fort, „das iſt eine häßliche, ungraziöſe Blume; ſchon darum häßlich weil ſie gelb iſt. Vielleicht gelingt es mir jetzt meinen Kandidaten durchzubringen. Da Sie gewiß ſchon eine Alhambraroſe haben, — o, die Roſen von Granada ſind die ſchönſten der Welt! das hört man in Spanien tauſendmal, — ſo wird die Wahl für dies in die Augen fallende Stück nicht leicht ſein. In Erwägung daß es die größte Platte iſt, in Erwägung ferner daß die Blume dem Raume angemeſſen ſein muß, in Erwägung endlich daß ſie wo möglich mit den Ranken und Blättern des Konſols harmoniren muß, ſchlage ich zu dieſem Zwecke eine ſchottiſche Diſtel vor. Sie wird mit ihren zackigen Blättern und mächtigen Blütenknäufen gerade nur ſo viel Weiß übrig laſſen daß dadurch auch der von mir gefürchtete Uebelſtand gehoben wird. Nun, abſtimmen!"

Stein vertheidigte die Diſtel gegen Felix, der eine Kamellie haben wollte, und der Vorſchlag ging durch. Unterdeß war auch Pleſſenberg fertig geworden. Man nahm den Spiegel ab, die Haken wurden eingeſchlagen, und bei der Emſigkeit mit der Pleſſenberg das Arrangement betrieb war in kürzeſter Zeit Alles wieder in

Ordnung, der Korridor geraümt, und der gewandte Mann im Gesellschaftsanzuge bei Marien. — — —

Marie hatte Briefe zu schreiben, der Burgherr war mit Felix ausgeritten; Plessenberg bat Stein, ihm eine Stunde zu schenken.

„Ich habe Ihnen Erklärungen versprochen," begann er, „und will Ihnen damit einen neuen Beweis der Hochachtung geben die ich Ihrer würdigen Männlichkeit zolle. — Felix Halden und ich sahen einander in einer Stunde deren Last ich nicht abzuschütteln vermag und die ich nur vergesse wenn ich bei Gräfin Wentheim bin, wie sie in den Hintergrund trat wenn ich den Gesang Ihrer Lorelei zu dem Bilde hinzuträumte. — Wir waren beide noch sehr jung: ich Unterlieutenant in einem bairischen Regimente das in Nürnberg lag; er Student in Heidelberg. Ich hatte ein Verhältniß mit einem Mädchen dessen Bruder er kannte. — Was soll ich viele Worte machen, ein Augenblick riß uns hin, sie wurde mein, und daß es geschehn, ließ sich bald nicht verbergen. Ihr Bruder erfuhr es und drang in mich, Helene zu heiraten. Sie war die Tochter eines Bürgers aus der Klasse der Handwerker, ihr Vater war tot, sie lebte bei ihrer Mutter. Ich hätte aus dem Offizierstande treten müssen was mir schwer gefallen wäre da ich damals gar kein Vermögen hatte. Ich stellte ihm dies vor, er war maßlos heftig, hörte meine Gründe nicht und forderte mich endlich. Felix

Halden ſekundirte ihm. Wir ſchoſſen zugleich, er fehlte mich aber meine auf's Gerathewohl abgefeuerte Kugel tötete den Rächer der Verführten. Die Strenge des Duellgeſetzes hatte uns beſtimmt ein Abkommen zu treffen nach welchem der Bleibende durch Selbſtmord umgekommen ſein ſollte. Wir hatten Beide Briefe die auf dieſe Abſicht hindeuteten in unſre Zimmer gelegt. Unſre Anſtalten waren ſo heimlich betrieben worden, daß Niemand einen anderen Zuſammenhang ahnte. Helene, die ſich als die Urſache der That wußte, verhauchte, auf gräßliche Weiſe unter den Verwünſchungen der Mutter ihren Geiſt auf der Leiche des Bruders. Und auch mich ſchloß die Frau natürlich in ihre Flüche ein. Ich konnte den Ort nicht verlaſſen, ich wohnte im Geheimen ſogar dem Begräbniſſe der von mir gemordeten Geſchwiſter bei. Man begrub ſie nicht zuſammen. Der „Selbſtmörder" wurde ohne Feierlichkeit an der Mauer des Friedhofes verſcharrt, und das unglückliche Mädchen wenig anders. Felix hielt eine Rede an Helenens Grabe die mir wie ein ewiger Wehruf nachgellt. Dann, als der Friedhof leer geworden, trat er an das Grab ſeines Freundes, ich ſah ihn hinter einem Taxusbuſche verſteckt und verſtand aus ſeinen Bewegungen daß er mir Rache geſchworen. — — Ich bekam an demſelben Tage ein Kommando, wurde verſetzt und kam nie mehr nach Nürnberg zurück. Seit ich Beſitz habe, erhält die arme Mutter eine Rente, ſie wird es nie wiſſen

woher; aber kann ich ihr damit zwei Leben wiedergeben? Sie mag oft ihrem Wohlthäter danken und zugleich dem Zertrümmerer ihrer Freuden fluchen ohne zu ahnen daß Beide nur eine Person sind. — Nie hat wol Jemand seinen angeborenen Namen mit größerer Freude weggeworfen als ich. Ich bildete mir ein damit eine Brandmarkung abgestreift zu haben, ich kann auch wirklich seit da wieder heiter sein. — Nicht wahr, mein Verhältniß zu Felix ist Ihnen nun klar und Sie finden meine Bitte gerechtfertigt?"

Er athmete tief auf und seine Stirn perlte. Erschüttert und von der Erinnerung überwältigt, warf er sich auf den Rasensitz zu dem sie eben gekommen waren.

„Ich wollte Sie hätten mir das nicht gesagt!"

„O, ich weiß daß mir Niemand verzeiht. Dieses Stück Leben vergällt mir all meine Zeit. Was soll ich aber thun? Sie verurteilen mich kurzweg mit ein paar Worten als ließe sich auch nicht das Geringste zu meiner Entschuldigung sagen, und doch fällt so viel den Verhältnissen und jugendlicher Unbesonnenheit zur Last. Sollten Sie nie die ersten Szenen dieser Tragödie durchgespielt, nie einen schönen Mund geküßt haben? Lag es in Ihrer Hand wie sich die Folgen abwickelten? Ich kann keine Ziffer die ich in die Rechnung meines Lebens geschrieben habe wegwischen, aber ich weiß daß von jenem Tage ab so viel in's „Haben"

gekommen iſt daß ich mir zu verzeihen beginne. Ich gab mir ſelbſt das Wort nie mehr den Anfang einer ſolchen Verkettung herbeizuführen; ich verſprach mir nie einem Mädchen zu ſagen daß ich es liebe, wenn es mir nicht zuerſt in klaren Worten daſſelbe geſagt, kurz, ich nahm mir feſt vor nie den erſten Schritt zu einer Erklärung zu thun. Das hab' ich gehalten und werde es weiter thun, daß iſt meine Buße. Und eine ſchwere wenn man Gräfin Wentheim nahe iſt; meinen Sie nicht auch?"

„Ich würde es viel unerklärlicher finden wenn Sie es mit dem Bewußtſein einer freſſenden Schuld im Herzen wagten die Hand nach einem ſo reinen Weſen zu ſtrecken. Ich dächte Sie müßten einen Schauer bei ihrer Berührung empfinden. Sie ſteht Ihnen unnahbar heilig gegenüber."

„Und dieſem Menſchen, dieſem knabenhaften Felix der in Mariens Nähe die jämmerlichſte Figur ſpielt, wollen Sie dies „reine Weſen" geben? Iſt er etwa beſſer? Sie wiſſen wol nicht daß er eine Braut hat der er ſeit einem halben Jahre nur einen Zettel mit zehn Zeilen die ſo viel als nichts enthielten geſchickt? Sie wiſſen nicht daß er dies Mädchen auf die elendeſte Weiſe hinzieht während er hier, wie Sie ſagen, um Gräfin Wentheim wirbt?"

„Das ſagte ich Ihnen nicht. Der alte Graf wünſcht es, und Felix zögert mit einer Kunde vor-

zutreten die dieſen Wunſch vernichtet. Felix behauptet er liebe Klara. Woher wiſſen aber Sie von dieſem Verhältniſſe?“

„Auf die einfachſte Weiſe, ich kenne ſeine Braut und las ſeinen Brief der wirklich für einen Knaben ein Kunſtſtück iſt. Es ſteht in ein paar Zeilen Alles was Sie irgend wollen, und doch wieder nichts. Ueberreden Sie ihn doch zu einer Erklärung gegen den Burgherrn, Sie haben ja ſo viel Macht über ihn!“

„Ich habe mir vorgenommen, mich in dieſe Familienſache in keiner Weiſe zu miſchen. — Um indeß unſer voriges Thema zu beenden muß ich Ihnen noch ſagen daß ich nicht daran gedacht habe Sie von oben herab zu verurteilen. Der leicht erklärliche Grund meines Ausrufes liegt in dem peinlichen Gefühle eine ſo üble Erinnerung, einen argen Fleck an einem Manne haften zu ſehn von dem ich bisher nur Edles und Achtungswertes wußte. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen nicht, und wünſchte von Herzen Sie hätten mir von dieſer Angelegenheit nichts geſagt.“

— Wenn ein Menſch ſich auch noch ſo vieler Vorurteile entäußert zu haben ſcheint, ſo tauchen ſie bei gewiſſen Principfragen, bei Dingen die ein großes, perſönliches Intereſſe haben doch immer wieder auf. Pleſſenberg achtete Stein ſehr hoch, aber er fürchtete nur Felix. Daß Gräfin Wentheim dieſen Maler lieben könne, fiel ihm gar nicht ein, ſo vertraut er ſie auch

mit ihm ſah. Und doch machte ſich dieſe Vertraulichkeit auf jede Weiſe bemerkbar. Marie war durch Pleſſenberg noch viel lebhafter, viel erregter geworden, ſie begann zu lieben ohne daß ſie es wußte. Es war jener dumpfe und doch ſo heftige Drang in ihr wach geworden ſich anzuſchließen, ſich mitzutheilen; jenes Streben mit dem Aufgeben der eigenſten Individualität in eine andere zu verſchmelzen. Und das iſt immer das erſte Kennzeichen der Liebe, dies harmoniſche Aufgehen im Allgemeinen. Daher die unendliche Verwandtſchaft der Begriffe Glück, Poeſie und Liebe. Sie ſind Wirkungen einer und derſelben Urkraft, ſie ſind Ausſtrömungen, Äußerungen eines geheimen, ſich ſelbſt verbergenden Weſens, wie Elektrizität, Magnetismus und Galvanismus ſich gegenſeitig durchdringen ſo daß man nicht zu erkennen vermag woher ſie ſtammen und welches das andere erzeugt. Sie ſind immer zuſammen, wie Glück, Liebe und Poeſie nie getrennt erſcheinen. Auf dieſe paßt nur die eine Definition: Sie ſind ein Verklingen im Ganzen, ein Vergeſſen jeder Trennung; man ſieht die Sonne nicht aufgehn, nicht verſinken; man weiß nicht daß dem Frühlinge ein Herbſt folgt, daß eine Blume welkt, nicht daß ſich irgend etwas ändert; man weiß ſich ſelbſt nicht mehr als Einzelweſen, man fühlt ſich unendlich getragen, man iſt ſelig. — Auch wenn dieſer Zuſtand noch nicht in ſeiner ganzen Pracht aufflammt, wenn er nur erſt ſeine

Schwingen probt und leiſe in der Bruſt fachert, treibt er die Menſchen ſchon aus ihrem gewohnten Geleiſe. Marie fühlte daß ſie in den Händen einer fremden Macht ſei der ſie nicht widerſtreben konnte. Sie mußte eng mit einem Menſchen verbunden ſein; dieſer Drang und ein ängſtliches Suchen nach Schutz vor der ungeſtümen Gewalt, Beides führte ſie naturgemäß zu Stein. Sie beſtürmte ihn mit Fragen der heterogenſten Art, ſie überhörte ſeine Antworten, leitete das Geſpräch auf die verfänglichſten Dinge, ſprang dann wieder ſcheu ab, ließ ihn nicht zu Worte kommen, als fürchte ſie daß er etwas ſagen könne was ſie zu klar machen dürfte. Sie gab ihm die Hand und nahm ſie ebenſo raſch zurück; ſie ſang und ſpielte, ſcherzte und wurde auch wieder oft plötzlich ernſt.

Sie liebte, aber ſie wußte nicht wen; die Liebe wußte ſich ſelbſt noch nicht. — — In Pleſſenberg's Gegenwart war ſie ſtill, mit Stein herzlich, den alten Grafen umſorgte ſie mit leidenſchaftlicher Haſt und an Felix ließ ſie all ihren Uebermut aus. Jeder war mit ſeinem Antheil an ihr zufrieden, ſie ſchien Jedem gerade das zu geben was er wünſchte.

So verfloſſen glückliche Wochen. Den Roſen waren die Dahlien gefolgt, die Aſtern fingen an ihre mattblauen Sterne zu zeigen, die Buchen wurden rot und der Wind ſpielte mit den Blättern. Die Felder

waren kahl, das Obſt und der Wein reifte, es war Herbſt geworden.

„Fritz Hohenhauſen iſt geſtorben, die gute Tante ſelbſt iſt krank und Eveline bittet ſehr dringend daß ich zu ihr komme um ihr die Pflege zu erleichtern.“ Mit dieſen Worten trat Marie zu ungewohnter Zeit in den Kreis der Herren die im Schloßhofe ein junges Pferd zureiten ließen.

„Du gehſt fort, Marie!“ rief Felix.

„Es iſt mir nicht lieb, aber muß ich nicht? Und ich thäte es am liebſten heute noch.“

„Das geht nicht an da ich Dich doch wol begleiten werde,“ ſagte der Burgherr. „Wenn Du es ſo einrichten kannſt, reiſen wir übermorgen ab. — Ich muß um Verzeihung bitten, Herr Graf, daß ich Sie allein laſſe, aber die Hohenhauſens ſind ſehr liebe Verwandte meiner Nichte der ich deßhalb nicht zureden mag die Reiſe aufzugeben. Felix wird meine Stelle vertreten.“

„Ich glaube daß ich ohnehin meinen improviſirten Beſuch zu lang ausgedehnt habe und werde, wenn Sie es mir erlauben, mit Ihnen zugleich abreiſen.“

„Nun Stein, dann packen wir auch," ſagte Felix. „Wir kommen ohnehin ſechs Monate ſpäter nach Schleſien als wir gewollt. Die Schwalben ziehn nach Südweſt, wir nach Nordoſt, und übermorgen iſt die Burg leer."

Stein nickte leicht mit dem Kopfe, eine düſtre Wolke lagerte auf ſeiner Stirn.

Die Wagen wurden heraus geſchoben, nachgeſehn, und Alles zur Abreiſe bereit gemacht. Wie ein Laufeuer verbreitete ſich auch im Dorfe die Nachricht daß die Herrſchaft verreiſe. Eine Deputation mit der Bitte nicht auf immer fort zugehn fand ſich ein und beruhigte ſich erſt als ihr ein befriedigendes Verſprechen geworden.

Die Reiſe kam ſo unerwartet daß die Störung ſich überall geltend machte. Sie war Niemand recht; Jedem verdarb ſie ein Vorhaben, Alle waren verſtimmt.

Pleſſenberg betrat am letzten Tage Mariens Salon zuerſt.

„Es thut mir recht leid daß ich die Urſache dieſer Zerſprengung unſrer freundlichen Geſellſchaft bin," ſagte Marie, „aber ich vermag es nicht zu ändern. Ich hatte mich in dies Leben ſo eingewöhnt, ich bin hier ſo oft froh geweſen daß es mir ſchwer fällt auch nur auf kurze Zeit fort zu gehn. Und dann, wer weiß ich ob jemals die Geſellſchaft hier wieder finde die

mir mehr als alles Andere dieſen Aufenthalt wert gemacht hat."

„Wenn mir auch ein Theil dieſes Bedauerns gilt ſo fühle ich doppelt mit und habe in der That nur in dem Gedanken einigen Troſt für die eigene Leere, daß auch Sie mich in Ihrer Nähe vermiſſen werden."

„Gewiß werden auch Sie mir fehlen, Sie und Stein recht ſehr. Sagen Sie mir noch was Sie über dieſen Menſchen denken; ich hänge ſehr an ihm und möchte deßhalb auch daß ihn alle Welt mit meinen Augen anſähe."

Sie ſagte dieſe Worte in der raſchen Weiſe die ihr ſeit einiger Zeit eigen geworden, aber ohne daß der Ausdruck ihres Geſichtes irgend wechſelte. Pleſſenberg antwortete augenblicklich.

„Stein iſt ein ſo biedrer, ehrenfeſter Charakter als man ihn irgend finden kann, keine Fiber an ihm iſt falſch, er iſt gleich groß als Menſch wie als Künſtler. Nur Schade daß er durch eine unglückliche Schulfuchſerei, durch eine eingefrorene Pedanterie zu einem ſo nüchternen, oft langweiligen Doktrinär geworden iſt. Er ſchachtelt ſeine wärmſten Gefühle in einander um ein Geſetz, einen allgemein geltenden Satz zu finden, und zuletzt iſt ihm das gefundene Geſetz ebenſo viel oder mehr als das Gefühl. Er iſt ein Dichter mit dem Pinſel, und ein Bücherſtaubgewächs mit der Zunge. Das macht ihn eigentlich doch oft ungenießbar.

Jeder Scherz muß ſterben wenn man aus ſeinen Funken eine Abhandlung aufblaſen will. Mich reizt er wenn er am ernſthafteſten iſt am meiſten zu Spott, ſeine Langweiligkeit macht dann ein ewiges Attentat auf meine Lachnerven!“

Das Kind das ſeiner Puppe einen Putz aus dem Blatte eines Nußbaumes genäht hat wird betrübt wenn Du ſein Spiel mitleidig von oben betrachteſt, Du haſt ihm mit dem einen ſpöttiſchen Lächeln ſeine Unbefangenheit für immer geraubt, ſeine bisherige Freude genügt ihm nicht mehr. Der Mann der Dir mit freudeſtrahlendem Auge ſeine Kurioſitäten zeigt wird bleich wenn Du ihm ſagſt daß ſeine etruriſche Vaſe ein moderner Scherben; er zittert wenn Du ihm den berliner Stempel an ſeinem chineſiſchen Porzellan zeigſt. Das ſind ähnliche Lagen, aber ſie erſchöpfen das Feld nicht. Du findeſt alles Große in einem Menſchen vereint, Du glaubſt nichts Höheres zu kennen, und nun ſagt Dir Jemand deſſen Urteil Du unbeſtochen weißt der Menſch iſt gut und edel, aber er iſt langweilig, nüchtern, er reizt zum Lachen, er iſt ein Pedant. Es gibt kein Weib das einen Pedanten, einen notoriſch Langweiligen lieben könnte. Das Weib liebt in einem Manne nicht blos das was es ſelbſt in ihm findet, es ſchätzt ihn faſt mehr noch nach dem was Andere in ihm glauben. Eine ſolche Äußerung fährt auch dann wie eine kalte Hand über das warme Herz wenn man nie

Langweile in der Nähe des Angegriffenen gefühlt hat. Die Hand wischt nur darüber, aber sie gibt von ihrer Kälte ab. Marie hatte sich nie bei Stein gelangweilt, sie hatte sich nie gedacht daß er anders sein könne, und doch fiel ihr jetzt ein daß sie oft an ihm etwas bemerkt das man in der That Pedanterie nennen konnte: — und mit dieser Erkenntniß hatte er momentan viel in ihren Augen verloren. Sie hatte das Wort, den Namen für etwas gefunden das uneingestanden und unerkannt ihrem Zusammensein nicht jene Frische gestattete die sie nur aus Gewohnheit bisher nicht vermißt.

Aber Stein hatte sich in der letzten Zeit ja auch geändert. Sie lauerte den ganzen Tag vergebens darauf ihn bei diesem Fehler zu ertappen, und am Abend sagte sie triumfirend zu Plessenberg: „Sie haben Unrecht, Stein war ein Pedant, aber er ist's nicht mehr." — —

„Es ist bestimmt in Gottes Rat," sang die Physharmonika noch spät durch die Nacht.

Die Abschiedstunde kam, die Wagen standen bepackt. Man beschloß den Berg hinab noch zusammen zu gehn obgleich Marie die unwohl zu sein vorgab und in der That gerötete Augen hatte anfangs dagegen war. Es war keiner der sonstigen fröhlichen Ausflüge, das sah man dem Zuge an der sich schweigsam durch die Bäume bewegte. Marie eilte so sehr sie konnte die Scheide-

ſzene zu kürzen. Sie küßte Felix, drückte Stein die Hand und ſagte Pleſſenberg der ſich traurig vor ihr neigte und all ſeinen Mut vergeſſen zu haben ſchien freundlich Lebewohl. Schon im Begriffe in den Wagen zu ſteigen wendete ſie ſich noch einmal zurück und gab auch ihm die Hand.— — — —

Ihr Tuch wehte noch lang aus dem Wagen, bis die Windung des Weges ihn verbarg. Wem galt dies Winken?

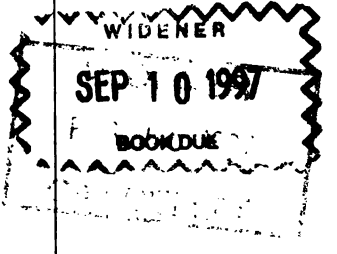
Marie war fern, und drei Männer lugten wieder ſehnſüchtig nach ihr aus wie in jener Viſion. Endlich ſchieden auch ſie und Alles ſtaübte auseinander.

Die Flagge war geſtrichen, die Burg ſtand ſtill und verlaſſen. Werden wir unſre Bekannten wieder darin begrüßen können? — —

Ende des erſten Theiles.

Druck von H. G. Voigt.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.